This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,387,917

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

838
G6.
X60
[illegible]

27727

Schiller und Goethe

im

Xenien-kampf.

Von

Eduard Boas.

Erster Theil.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1851.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Wendelin von Maltzahn

dem gründlichen Kenner und Forscher

widme ich dieses Buch.

Inhalt.

	Seite
Zur Einleitung	1
Eris unter den Horen	6
Entstehung der Xenien	18
Chorizonten und Commentatoren	38
Xenien (1—414.)	51
Zu den Xenien gehörig (415—433.)	208
Votivtafeln (434—458.)	215
Einzelne Votivtafeln (559—617.)	259
Xenien für weibliche Gäste (618—668.)	274
Berichtigungen und Zusätze	298

Der Angriff.

Zur Einleitung.

Der Xenienkampf ist ein so ganz besonderes, merkwürdiges Ereigniß, daß keine Literatur eines andern Volkes etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Zwei Poeten fühlen „eine Armee in ihrer Faust," oder besser: in ihrem Haupte. Wider eine ganze Heerschaar schleudern sie die Küchenpräsente, und treiben, wie jener Feldherr sich rühmte, die Gegner mit dem Kochlöffel zu Paaren. Alt und Jung müssen weichen vor ihrer Titanenkraft; es sind drei Generationen der literarischen Welt — von Ramler und Klopstock bis auf Jean Paul und Schlegel — welche eine stürmische Niederlage erleiden.

Man darf es nicht verhehlen, der erste Anlaß dieser Xenien war der Zorn verletzten Selbstgefühls, aber auch im Zorn bewährten Schiller und Goethe ihre reiche, ihre göttliche Natur. Wenn Jupiter grollend die Locken schüttelt, dann zucken wohl Blitze aus den Wolken, doch zugleich strömt frischer, fruchtbringender Regen herab. Das zähe Alter saß auf dem Thron der Poesie und als Kronwacht stand die Unfähigkeit mit kritischer Lanze daneben; sie sah ihren Untergang vor Augen, wenn das Scepter an die Gewaltigen in Jena und Weimar gelangte. Kann es diesen wohl zum Vorwurf gereichen, daß sie ihres herrlichen Wollens und Vollbringens sich klar bewußt waren? Daß sie, um Raum zu gewinnen für ihre wunderbare Schöpfungen, den verdorbenen Geschmack brandmarkten und die Stümper bei Seite schoben?

Sie schrieben die Xenien als ein drohendes Mene, mene tekel upharsin! für alle Philister, Schwärmer und Heuchler. Da wurde Zeter gerufen über sie und ihre Feinde wappneten sich zur letzten, verzweiflungsvollen Schlacht. Ein vulkanisches Regen und Bewegen durchzuckte die Grenzmarken der Literatur; die Xenienkämpfer hatten Berg und Thal mit glühender Lava überfluthet, das Unkraut zu zerstören. Wurden dabei nun einzelne Saathalme versengt, so war es nicht ihre Schuld, denn wer mag dem Krater, dessen Flammenzorn einmal erregt ist, gebieten: bis hierher und nicht weiter! Die schwerbedrängten und verwundeten Gäste wollten sich auf gleiche Weise zur Wehr setzen; sie riefen Minerva Xenia um Hülfe an, aber sie vergaßen, daß diese Göttin eben eine Minerva sey. Wo innen kein Feuer ist, kommt auch keins heraus, und alle Anti-Xenien sind nur Wasser- oder Schlammvulkane geworden.

Es schmollte und grollte, es eiferte und geiferte damals in Deutschland ganz entsetzlich wider die beiden Helden. Am giftigsten zeigten sich jene literarischen Eintagsfliegen, deren Bedeutungslosigkeit viel zu groß war, als daß man ihnen ein Gastgeschenk hätte zuwenden sollen. Sie machten eine sehr fromme und klagende Miene, aber im Herzen freuten sie sich, gegen Goethe und Schiller in anscheinend sittlicher Entrüstung losziehen zu können; sie kamen sich hierbei fast so wichtig vor, wie Pudelhündchen, die den Mond anbellen. Treffend sagt ein neuerer Kritiker:[1] „Wir heutzutage denken von den Xenien freilich anders und beurtheilen sie von einem andern Standpunkte aus, in ihnen ein literaturgeschichtliches Kleinod bewahrend; träten aber Goethe und Schiller als xenische Redivivi unter uns, ich glaube wir verführen, trotz unserer superioren Stellung und feinern Auffassung, nicht glimpflicher mit ihnen und würden uns schwerlich eines wüthenden: Kreuziget sie! enthalten.“ Dieser Ausspruch möchte wohl auf alle Zeiten passen, denn die menschlichen Leidenschaften bleiben sich gleich und gekränkte Eitelkeit ist ein grimmer Löwe, der keine Mäßigung kennt, den keine Bildung zügeln kann.

[1] Blätter für literarische Unterhaltung. 1846. Nr. 320.

Die nachfolgenden Blätter geben sich für nicht mehr, als was sie sind: für eine literaturgeschichtliche Studie. Wer es unternehmen wollte, den klassischen Krieg in einer Reihe lebendiger Schlachtenbilder darzustellen, der müßte ein zweiter Wouwermann seyn. Die bequeme philosophisch-ästhetische Chablone habe ich auch nicht anwenden mögen; mein Streben war einzig dahin gerichtet, die ganze Thatsache möglichst unmittelbar wiederzugeben und gern begnüge ich mich mit der bescheidenen Rolle eines Berichterstatters. Uebrigens ist der Xenienkampf an sich wichtig und fesselnd genug, als daß man seine Schilderung durch äußeres Schmuckwerk zu heben brauchte. Auf mich hat derselbe stets einen sehr großen Reiz geübt, darum suchte ich den fernsten Verzweigungen desselben nachzuforschen, und — das darf ich wohl sagen — diese Studie ist die Frucht unermüdlichen Eifers. Zwar wurden die Xenien früher schon mehrfach commentirt, doch ich sah bald, es sey nicht alles so, wie es gedruckt stand, und weil ich falsche Erklärungen für schlimmer als gar keine hielt, so ging ich überall auf die Quellen zurück, um sie kritisch zu prüfen. Außerdem hatte man die Gegenwehr von Schiller's und Goethe's Feinden bisher unbeachtet gelassen; viele der kleinen Flugschriften mit ihrem bald elegischen, bald boshaften, bald versöhnlichen Inhalt schienen verloren im weiten Meere unsrer Literatur; nur einzelne Exemplare sind an Korallenklippen haften geblieben und es ist mühsam, sie dort zu finden. Dennoch gehören auch sie zu dem Ganzen, auch ihrer muß gedacht werden, wo es sich um ein volles Bild jener xenialischen Zeit handelt.

Oder wollte man mit Absicht einseitige Berichte geben, wollte man die beiden Dichter in das majestätische Gewand der Unverletzlichkeit einhüllen? Man würde ihnen damit einen üblen Dienst erwiesen haben, denn es läßt uns kalt, wenn beim Homer die griechischen Götter noch so gewaltig kämpfen; ihre Unverletzlichkeit entfremdet sie uns. Achill's herrliche Tapferkeit hingegen reißt uns begeisternd mit sich fort und wir fühlen uns ihm nahe, weil er, wenn auch nur an einer einzigen Stelle, verwundbar ist wie wir. Trotzdem wäre es möglich, daß man mir den Vorwurf

machen könnte, meine Schrift verriethe einen Mangel an Pietät. Aber das Gebiet der Pietät hat eine sehr feine Grenzlinie und man travestirt jene, sobald man diese überschreitet. Soll der Literaturhistoriker etwa die Discretion so weit treiben, wie der Wiener Hofkriegsrath im siebenjährigen Kriege? Seine Bülletins zählten immer nur die Verluste des Feindes auf, und suchten die eigenen überall zu verstecken. Friedrich der Große schrieb deßhalb nach einer bedeutenden Schlacht: „Die Oestreicher haben wieder das bekannte Eine Packpferd verloren."

Nein, für ein solches Bemäntelungssystem stehen Goethe und Schiller viel zu hoch. Es kommen in den Anti-Xenien freilich ganz arge Invektiven vor, allein es war eben Krieg, und wo man Holz haut, fallen Späne, sagt ein altes Sprüchwort. Die Verbündeten machten wahrlich keinen Anspruch auf eine so kindische Schonung, da sie selbst keine Schonung geübt haben und während sie die Revolution in der politischen Welt verurtheilten, proklamirten sie dieselbe in der Literatur, denn sicher gehörte schon ein Beisatz von terroristischer Kühnheit dazu, die gesalbten Häupter eines Klopstock, Ramler, Wieland, Gleim mit wildem Xenienspott anzurühren. Und diese lebten noch, als Schiller's und Goethe's Pfeile sie erreichten, aber von denen, die im Xenienkampf eine irgend bedenkliche Rolle spielten, wandelt keiner mehr auf Erden.[1] Um so nothwendiger ist es, die Geschichte des Kampfes jetzt zu schreiben, denn unsere Generation kam noch in Berührung mit den Zeitgenossen, und konnte durch sie mündliche Aufklärung über manche Einzelnheiten empfangen.

Es muß gezeigt werden, von wie vielen Seiten die beiden Freunde angefallen wurden, wie der ihnen hundertfach überlegene Feind kein Mittel scheute, sie vom Hochsitz der Poesie herabzustürzen. Neid, Zorn, Gehässigkeit und Rachlust mit allen bösen Dämonen, die im Solde dieser Leidenschaften stehen, wurden entfesselt, um Goethe's und Schiller's Bildsäulen zu besudeln, zu zerschmettern. Sieht man das, und sieht man auch, wie groß und

[1] Die Epigramme auf Alexander von Humboldt (X. 161) und Schelling (X. 181 f.) sind völlig stachellos.

hehr ſie aus dem Streit hervorgingen, ohne daß nur ein Fleckchen auf dem reinen Marmor haften blieb — dann wachſen ihre Geſtalten immer unendlicher empor, dann empfinden wir die Hoheit ihres Geiſtes, die ewige Friſche ihres Nachruhms um ſo deutlicher. Alle Gegenſchriften beſitzen keine verwundende Kraft mehr; der giftige Kirſchlorbeer hat ſich in Lorbeer verwandelt, die ſcharfen Stechpalmen legten ihre Stacheln ab — Lorbeer und Palmen kränzen die Stirn unſerer herrlichen Dichter, deren ganzes Vergehen darin beſtand, daß ſie es wagten, das Schlechte ſchlecht und das Dumme dumm zu nennen. Ebenſo haben die vielgeſchmähten Xenien nunmehr jede dunkle Chryſalis abgeſtreift, ihre leuchtende Pſyche blieb ungetrübt zurück, denn nicht bloß die Götter ſind todt, auch über den Gräbern der Helden und Pygmäen iſt Moos gewachſen.

Eris unter den Horen.

Wie voller Glockenton klang die Ankündigung der Horen durch Deutschland. Schiller gab sich dem Unternehmen mit begeistertem Eifer hin, er versprach sich davon die höchsten Erfolge und in seiner Aufforderung an die Mitarbeiter heißt es: „Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben."

Goethe und Herder, Dalberg und Fichte, die beiden Humboldt, Engel, Garve, Gleim, Hufeland, A. W. Schlegel und viele andere Bedeutende hatten sich unter Schiller's Fahne enrolliren lassen. Es wurde ein besonderer Ausschuß gebildet, mit der Befugniß, über Aufnahme oder Zurückweisung der Beiträge zu entscheiden. Cotta zeigte sich höchst freigebig, und übernahm — da man wünschte, daß Schütz in der Allgem. Literaturzeitung alle drei Monate eine ausführliche Recension bringen möchte — sogar die Kosten derselben.[1] „Die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät seyn," berichtete Schiller an Goethe. „Wir

[1] Briefe an Schütz, II. 419 ff.

können also so weitläufig seyn, als wir wollen und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß." [1] Er war seiner Sache außerordentlich sicher; schon am 12. Juni 1794 hatte er zu Körner die kühnen Worte gesprochen: „Unser Journal soll ein epochemachendes Werk werden und alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen. Ich bin vorderhand mit Stoff für die nächsten zwei Jahre herrlich versehen."

In diesem Sinne ist auch das Avertissement verfaßt, wodurch er die Horen öffentlich ankündigte, und welches dann vor dem ersten Stück noch einmal wiederholt wurde. Siegesgewiß wie ein Feldherr, der sich auf eine Armee erprobter Krieger stützt, redete Schiller darin zu der Lesewelt und gleichzeitig (20. Oktober) schrieb er an Goethe: „Mein Debüt in den Horen ist zum wenigsten keine Captatio benevolentiae bei dem Publikum. Ich konnte es aber nicht schonender behandeln und ich bin gewiß, daß Sie in diesem Stücke meiner Meinung sind." Es erscheint nothwendig, den Inhalt des Avertissements hier mitzutheilen, denn in den folgenden Blättern wird mehrfach davon die Rede seyn.

„Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstiget, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienstlich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß durch ein allgemeines und höheres Interesse

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I. 80.

an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen."

„Dieß ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftsfreien Unterhaltung soll sie gewidmet seyn und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen, vertraulichen Cirkel schließen, aus welchem alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Parteigeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle näher oder entfernter dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Bewerbungen für die Wissenschaft ausgehen und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die

Willkür zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheile beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen."

„Man wird sich, so weit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man sich jede Freiheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist."

„Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drei schwesterlichen Horen Eunomia, Dice und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht; des nämlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet und die Harmonie in der Geisterwelt erhält."

„Die Horen waren es, welche die neugeborene Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewändern bekleideten, und so, von ihren Händen geschmückt, in den Kreis der Unsterblichen führten, eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und moralischen Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind."

Auf diese Ankündigung, woran Körner sehr bezeichnend

ihren „Kunſtwerth“ rühmte, erſchien ein ſtarkes Verzeichniß namhafter Autoren, die ſich bei der Monatſchrift betheiligt hatten, doch war das nur die Außenſeite der Bühne; hinter den Couliſſen ſah es ſchon anders aus. „Bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, ſind unſerer guten Mitarbeiter wenig und von dieſen guten iſt faſt die Hälfte für dieſen Winter nicht zu rechnen.“ So ſchrieb Schiller bereits am 29. December 1794 an Körner, dem er ſeine bedrängte Lage ſchilderte: „Goethe will ſeine Elegien nicht gleich in den erſteren Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erſt abwarten, Fichte iſt von Vorleſungen überhäuft, Garve krank, Engel faul; die andern laſſen nichts von ſich hören. Ich rufe alſo: Herr, hilf mir, oder ich ſinke!“

Das Wichtigſte und Folgenreichſte, was durch Herausgabe der Horen erzielt wurde, war unſtreitig die innige Vereinigung Schiller's mit Goethe. Streng getrennt, wie Nord- und Südpol hatten ſie bisher gelebt, doch kaum kamen ſie in Berührung, ſo äußerte ſich auch das geheimnißvolle Weſen einer unwiderſtehlichen Anziehungskraft. Schiller that den erſten Schritt; Goethe ſchrieb ihm freundliche, ſogar herzliche Briefe zurück, beſuchte ihn bald darauf und ſagte dann: er habe lange nicht ſolchen geiſtigen Genuß gehabt, als bei Schiller in Jena.[1] Es möchte überflüſſig ſeyn, das Verhältniß dieſer Männer zu einander hier umfaſſend darzuſtellen; einige Worte von ihnen ſelbſt werden es zur Genüge beleuchten. Gleich nach ihrer Annäherung berichtete Schiller: „Jeder von uns konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte und etwas dafür empfangen.“[2] Goethe aber ſprach, als ſein treuer Genoß ſchon längſt im Grabe ſchlief: „Es bedurfte für uns keiner ſogenannten beſondern Freundſchaft, denn wir hatten das herrlichſte Bindungsmittel in unſern gemeinſchaftlichen Beſtrebungen gefunden.“[3]

Dieſe unverhoffte Einigung Goethe's und Schiller's war der böswilligen, verneinenden Kritik ein Dorn im Auge. Schon die

[1] Schiller's Briefwechſel mit Körner, III. 194.
[2] A. a. Orten III. 191.
[3] Eckermann's Geſpräche, I. 343.

Ankündigung der Horen hatte die Masse der Journalisten in Schrecken gesetzt, denn jene vom Glück so sehr begünstigten Rivalinnen drohten ihren eigenen mittelmäßigen Zeitschriften den Untergang. Dazu kam die rege Theilnahme des Publikums; Cotta war außerordentlich zufrieden, er versprach sich nach den vielen Bestellungen einen bedeutenden Absatz und Schiller hielt das im Munde eines Verlegers für eine sehr glaubwürdige Versicherung. Rasch breiteten sich die Horen über Deutschland aus, in kleinen Städten wurden oft zwölf Exemplare gehalten und schon zählten sie mehr Abonnenten, als irgend ein anderes Journal. Mißgunst und Eifersucht erfüllte die Zunftgenossen; mit unerhörter Einmüthigkeit schaarten sie sich zusammen, um die verhaßten Horen anzugreifen und wo möglich zu vertilgen. Das Bündniß der beiden Dichter mußte ihnen besonders empfindlich seyn, und deren Beiträge waren es also vor allen übrigen, gegen welche sie ihre Geschosse wendeten. Goethe's Elegien wurden als lasciv und unbedeutend verschrieen, seine Unterhaltungen der Ausgewanderten nannte man werthlosen Ballast. Nach Cotta's Mittheilung meldete Schiller dem Freunde am 15. Mai 1795: viele Leser sehen an den Unterhaltungen irre geworden, weil sie nicht absehen könnten, was daraus werden solle. Dann fügte er prophetisch hinzu: „Sie sehen, unsre deutschen Gäste verleugnen sich nicht; sie müssen immer wissen, was sie essen, wenn es ihnen recht schmecken soll. Sie müssen einen Begriff davon haben." Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung waren den Splitterrichtern nur unverdaute Kantische Metaphern, in schwülstigem Ausdruck wiederholt; dessen Belagerung von Antwerpen wurde Woltmann zugeschrieben und seine trefflichen poetischen Gaben übersah man mit Absicht. Während aber die Kritik auf der einen Seite so unendlich strenge war, rühmte sie mit vollen Backen die Beiträge von Voß, Fichte und Woltmann, besonders hatte Engel's „Lorenz Stark" sich einer wahren Lorbeerfülle zu erfreuen.

Wir wissen, daß bereits zu Anfang Vorkehrungen für umfassende Recensionen getroffen waren, und wirklich brachte die Allgem. Literaturzeitung vierteljährlich eine Kritik der neuesten Horenstücke.

Leider hatte sich diese Einrichtung in eine auf Gegenseitigkeit begründete Lobversicherungsanstalt umgewandelt und da das kein Mysterium bleiben konnte, so gab es den Gegnern Stoff, ihrer Galle Luft zu machen. Selbst Unbefangene nahmen ein Aergerniß an den bezahlten Posaunenstößen; überall ließen sich übelwollende, feindlich gesinnte Urtheile hören und den Lesern wie dem Herausgeber wurde die Sache dadurch verleidet. Wilhelm v. Humboldt schrieb unter'm 17. Juli an Schiller: „Hennings hat schon vor Monaten, ich glaube im Archiv der Zeit, eine Recension der Horen abdrucken lassen, die mit den Horen ganz honnet, aber mit dem Recensenten desto ärger umgehen soll." Ueberhaupt sammelte Humboldt die Berliner Urtheile sehr sorgsam und er berichtete auch: der Buchhändler Unger habe gesagt, die Horen müßten mit diesem Jahre aufhören, weil — die Schuld liege an wem sie wolle — alle Welt damit unzufrieden sey.

Schiller antwortete am 21. August: „Ihr letzter Brief mit den Horennachrichten hat mich sehr belustigt; das ist indeß nicht zu läugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln und sollten sie fortdauern, so werde ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urtheile sind zu allgemein und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachten und ignoriren könnten."

Im September erschienen den Horen ein paar einzelne Sterne (vergl. die Anmerkungen zu X. 255 und 256) und Goethe meinte: es wäre zu überlegen, ob man nicht vor Ende des Jahres sich über Einiges erklären solle, um unter Autoren und Recensenten Furcht und Hoffnung zu verbreiten.[1] Das war der erste Keim zu dem Xenienplan. Inzwischen wuchs die feindliche Schaar fortdauernd; in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" spuckte Manso's Geist und der Professor Jakob zu Halle ließ seine „Annalen der Philosophie" mit einer unverschämten Kritik wider

[1] Brief an Schiller, vom 16. September 1795.

die Horen anrücken. Herder hatte in's neunte Stück den Aufsatz „Homer, ein Günstling der Zeit“ geliefert und das Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung vom 24. Oktober brachte dagegen einen heftigen Ausfall von Friedrich August Wolf, worin Herder der überlegten Plünderung angeklagt wurde. Auch dieß mußte für Schiller sehr unangenehm seyn; er beabsichtigte als Redakteur eine kurze Erwiederung zu schreiben, welche indeß nur das Aeußere des Angriffs und seine Beziehung zu den Horen betreffen sollte.[1]

Goethe behielt das angeregte Strafgericht fortwährend im Auge und in seinem Brief an Schiller vom 28. Oktober heißt es: „Sollten Sie sich nicht nunmehr überall umsehen und sammeln, was gegen die Horen im allgemeinen und besondern gesagt ist und hielten am Schluß des Jahres darüber ein Gericht, bei welcher Gelegenheit der Günstling der Zeit auch vorkommen könnte? Das Hallische philosophische Journal soll sich auch ungebührlich betragen haben. Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser.“

Hierauf suchte Schiller dem Freunde das kampfgerüstete Heer, das sie bedrängte, in voller Schlachtordnung vorzuführen:[2] „Wir leben recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre Ecclesia militans, die Horen meine ich. Außer den Völkern, die Herr J[akob] in H[alle] commandirt und die Herr M[anso] in der Bibliothek der schönen Wissenschaften hat ausrücken lassen, und außer W[olf's] schwerer Cavallerie haben wir auch nächstens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehnten[3] Theil seiner Reisen soll er fast von nichts als von den Horen handeln und über die Anwendung kantischer Philosophie herfallen, wobei er alles unbesehen, das Gute wie das Horrible, was diese Philosophie ausgeheckt, in einen Topf werfen soll. Es läßt sich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf diese

[1] Briefwechsel mit Humboldt, S. 263.

[2] Düntzer hat nachgewiesen, daß Schiller's Brief (I. 235 ff.) am 1. November geschrieben ist.

[3] Eilften.

Platitüden antworten soll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man seine Gleichgültigkeit dagegen recht anschaulich zu erkennen geben kann. Nicolai'n sollten wir aber doch von nun an in Text und Noten und wo Gelegenheit sich zeigt, mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln."

Noch erregter klingt es in dem Briefe, den Schiller Tages darauf (2. Novbr.) an Körner schrieb: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe — aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, nur ein Wort zu repliciren: — in den Halleschen Annalen, in Dyk's Bibliothek und nun auch von Nicolai im zehnten Bande seiner Reisen. Dem letzten und plattesten Gesellen schenke ich es aber doch nicht!" Körner gab sich alle Mühe, den Freund zu besänftigen und leidenschaftlichen Entschlüssen desselben vorzubeugen. Seine Antwort vom 6. November lautet: „Daß die Horen sehr vielen Angriffen ausgesetzt seyn würden, war zu erwarten. Die Recension in der Literaturzeitung — mit der ich auch nicht zufrieden war — hat hier und da wohl eine widrige Wirkung machen müssen. Jetzt ist nichts weiter zu thun als um die Schreier sich gar nicht zu bekümmern, sondern alles aufzubieten, was den Gehalt und die Mannigfaltigkeit der Aufsätze vermehren kann. In den Horen selbst darf, däucht mich, schlechterdings niemand geantwortet werden, der sich unbescheidene Ausfälle erlaubt. In manchem Tadel kann indessen etwas enthalten seyn, das Aufmerksamkeit verdient. Und daher wünschte ich, daß Du irgend jemand auftrügst, Dir alle öffentliche Urtheile aus diesem Gesichtspunkte zu referiren, ohne selbst mit einer solchen Lectüre Deine Zeit zu verderben."

Schiller sendete den Brief an Humboldt und dieser erklärte, er theile vollkommen Körner's Meinung, daß in den Horen auf keinen Angriff, auch nicht am Ende des Jahres, geantwortet werde; selbst außer den Horen sah er, wenigstens einstweilen, keine Veranlassung hierzu. Gleichzeitig schreibt er (20. Novbr.): „Einen zwar sehr platten, aber doch immer sehr amüsanten Spaß, die Horen betreffend, lege ich aus dem niedrigsten in Berlin

erſcheinenden Blatte: die Camera obscura, bei.“ Der bezeichnete Artikel ſteht im 20. Stück des längſt vergeſſenen Winkelblattes: „Die Camera obscura von Berlin“ vom 14. November, S. 315 ff. Derſelbe iſt ganz geeignet, um darzuthun, wie tief man Schiller's Lieblingsunternehmen herabzerrte, weßhalb das närriſche Machwerk hier nicht fehlen darf.

Die Horen.

Eine Anekdote.

Ein hieſiger Bürger aus Mecklenburg gebürtig, fand bei einem Freunde ein Stück von dem berühmten Journal: die Horen. In ſeiner Landesmundart bezeichnete der Name jener freundlichen Gottheiten gar zu freundliche Sterbliche, und er ließ ſich verleiten, in folgende Jeremiade auszubrechen: „Gott bewahre uns für de Horen, en Schornahl. Nix as Schornahlen, röth, groen, blau, und grau, ok für de Horen ens. Fründ, dat kann nich ſo blieben.“

Ein Freund bedeutete ihn, daß ſein ſehr geſchätzter Landsmann, der Profeſſor E . . . ,[1] Mitarbeiter an dieſer Zeitſchrift ſey und hoffte ihn ſo von der Schuldloſigkeit der Horen am ſchnellſten zu überführen. Er ließ ſich aber nicht bedeuten, ſondern erwiederte: „Dat kömmt davon, dat her by dem Theater weſt is!“

Der Freund bat ihn das Stück, welches gerade da lag, mitzunehmen; er brachte es aber nach einigen Tagen mit der Verſicherung zurück: er laſſe ſich nicht dumm machen; er habe es geleſen und verſtehe ſehr wenig davon, aber was er verſtehe, wäre (ſein eigner Ausdruck) „Horenkram.“

Zum Unglück ſtand in dem Stücke gerade der Aufſatz: „Ueber den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die

[1] Johann Jakob Engel, geboren 1741 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin, wurde der Lehrer des Kronprinzen von Preußen, und deſſen Vater, Friedrich Wilhelm II., ernannte ihn zum Oberdirektor des Berliner Theaters, welche Stelle er aber ſchon 1794 niedergelegt hatte. Zu Schiller's Horen lieferte er den Roman „Lorenz Stark.“

organiſche Natur,“[1] auf welchen ſich der plattdeutſche Trotzkopf immer berief.

N†G†K.

Obgleich ſowohl Körner als Humboldt davon abgemahnt hatten, konnte ſich Schiller dennoch nicht enthalten, die bösartigen Gallweſpen durch einen ſatyriſchen Seitenhieb zu ſtrafen. Im zwölften Stück der Horen erſchien ſein Aufſatz: „Die ſentimentaliſchen Dichter,“ und er machte dazu die Anmerkung: „Moliere, als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausſpruch ſeiner Magd ankommen laſſen, was in ſeinen Comödien ſtehen bleiben und wegfallen ſollte; auch wäre zu wünſchen geweſen, daß die Meiſter des franzöſiſchen Kothurns mit ihren Trauerſpielen zuweilen dieſe Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopſtockiſchen Oden, mit den ſchönſten Stellen im Meſſias, in Nathan dem Weiſen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angeſtellt würde. Doch, was ſage ich? dieſe Probe iſt wirklich angeſtellt und die Molieriſche Magd raiſonnirt ja Langes und Breites in unſern kritiſchen Bibliotheken [Manſo], philoſophiſchen [Jakob] und literariſchen Annalen [Neue allgem. deutſche. Bibl.] und Reiſebeſchreibungen [Nicolai] über Poeſie, Kunſt und dergleichen, nur wie billig, auf deutſchem Boden ein wenig abgeſchmackter als auf franzöſiſchem und wie es ſich für die Geſindeſtube der deutſchen Literatur geziemt.“

Humboldt lobte zwar die Abhandlung, doch äußerte er am 14. December: „Die Note gegen die Bibliothek, Annalen u. ſ. f. iſt das Einzige, was ich weggewünſcht hätte. So gerecht dieſe Züchtigung iſt, ſo hätte ich es Ihnen angemeſſener gehalten zu ſchweigen. Auch dem Halbverſtändigen zeigt Ihr Aufſatz ſelbſt und Ihr Urtheil über ſo manchen Dichter und Schriftſteller genug, was Sie eigentlich für eine würdige und unwürdige Beurtheilung halten. — Wen meinen Sie mit den Reiſebeſchreibungen?“

Zum Beginn des neuen Jahres ſollte die Allgem. Literatur-Zeitung noch eine impoſante Recenſion des Journals bringen;

[1] Dieſer Aufſatz findet ſich im zweiten Stücke der Horen, und iſt von Humboldt ſelbſt.

dieſelbe wurde unter mehrere Mitarbeiter vertheilt, weil es für einen Einzelnen zu viel geweſen wäre, und Schiller übernahm die Kritik des Aufſatzes „Sobieski“ von Archenholz. „Dieſe Recenſion wird alſo eine rechte Harlekinsjacke!“ ſchrieb er den 29. December an Goethe. In Nr. 4—6 in der Allgem. Literatur-Zeitung von 1796 erſchien das verheißene kritiſche Licht. Für's Erſte wurden die poetiſchen Beiträge beſprochen und am Schluſſe hieß es: „Die zweite Abtheilung dieſer Recenſion folgt nächſtens.“ Aber es zeigte ſich bald, daß ſolches Lob mehr Schaden als Nutzen ſtifte, darum ließ man die Sache ferner auf ſich beruhen und die „Harlekinsjacke“ wurde nicht fertig gemacht.

Schiller war niedergebeugt. Mit dem Bewußtſeyn edler und reiner Vorſätze ſah er ſein ideales Gebäu in Trümmer fallen, ehe es noch vollendet werden konnte. Er verlor das Vertrauen und glaubte, man habe ihm abſichtlich Unrecht gethan. Allein er trug ſelbſt einen Theil der Schuld, denn er hatte dem Publikum zu viel verſprochen und zu viel von ihm gefordert. Statt nun die ganze Angelegenheit ruhigen Sinnes zu betrachten, gab Schiller ſich ſeiner leidenſchaftlichen Natur hin. Leicht hätte dieſe finſtere Verſtimmung zerſtörende Wurzeln ſchlagen können, doch zum guten Glück ſtand Goethe neben ihm und wußte dem Groll einen Abfluß zu ſchaffen, wodurch derſelbe friſche Thatkraft wurde. Goethe war nämlich der Meinung, ein rechter Dichter müſſe auch den Aerger produktiv zu machen verſtehen; er befolgte dieſe goldne Regel ſein Leben lang und hat ſie ſpäter in den zahmen Xenien verkündet:

„Kein Stündchen ſchleiche dir vergebens,
Benutze, was dir widerfahren;
Verdruß iſt auch ein Theil des Lebens,
Den ſollen die Xenien bewahren;
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu ſondern weiß.“

Entstehung der Xenien.

(December 1795.)

Gegen Weihnachten 1795 kam Goethen der Einfall, auf die deutschen Zeitschriften Epigramme zu machen, ähnlich den Xenien des Martial.[1] Er schlug vor, diese Idee zu kultiviren, um schon in Schiller's Musenalmanach für das nächste Jahr eine solche Sammlung bringen zu können. Bald folgten ein Dutzend Probedistichen, von denen mehrere die Namen mythischer Götter und Göttinnen zur Ueberschrift trugen und Goethe fügte hinzu: durch hundert derartige Gastgeschenke werde man sich sowohl dem Publikum als den Collegen auf's angenehmste empfehlen.

Schiller fand den Gedanken prächtig; er verarbeitete ihn mit dem gewohnten Schwung seiner Seele, bis derselbe immer größer und größer wuchs. „Ich denke aber," so lautete seine erste Mittheilung, „wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt, mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworner Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister u. dgl. dar!"

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I. 278. Dieß Werk ist natürlich die Hauptquelle für das ganze Kapitel, doch würde es lästig seyn, überall darauf zurückzuweisen.

Goethe war erfreut, daß die Xenien bei Schiller Eingang und Beifall gefunden hatten, auch theilte er ganz die Anſicht, daß ſie weiter um ſich greifen müßten. Mit Bezug auf die von Schiller vorgeſchlagenen Stoffe, meinte er: „Charis“ und „Johann“ würden ſich trefflich neben einander ausnehmen. „Wir müſſen,“ fügte er hinzu, „dieſe Kleinigkeiten nur in's Gelag hinein ſchreiben und zuletzt ſorgfältig auswählen. Ueber uns ſelbſt dürfen wir nur das, was die albernen Burſche ſagen, in Verſe bringen, und ſo verſtecken wir uns noch gar hinter der Form der Ironie.“[1] Von den beiden Xenientiteln, die Goethe angibt, geht der eine auf Ramdohr's Charis (X. 119) und der andere, wie Düntzer mit Recht vermuthet, auf den „Stallmeiſter“ Göſchen. Daß aber dieſe Epigramme ſchon vollendet waren, folgt aus dem Schreiben nicht, vielmehr ſcheint daſſelbe nur den Plan Schiller's zu berühren. Der letztere ſah dem Beſuch des Freundes verlangend entgegen, und bei ihrem Zuſammenſeyn ſollte der Wahlſpruch heißen: nulla dies sine epigrammate!

(Januar 1796.)

Am 3. Januar traf Goethe in Jena ein, und nun wurde mit Ausführung der Xenien eifrig vorgeſchritten: Schon Tages darauf waren über zwanzig Diſtichen fertig,[2] und jedes geißelte eine deutſche Schrift. Man wollte ein paar Hunderte machen und dann etwa hundert für den Almanach auswählen. Das Amt des Sortirens dachte Schiller ſeinen Freunden Körner und W. v. Humboldt anzuvertrauen, und er zweifelte, ob es noch ein anderes Mittel gäbe, durch einen einzigen Bogen Papier — denn mehr Raum würden die Xenien nicht füllen — ſo viele Menſchen auf einmal in Bewegung zu ſetzen. Die vierzehn Tage, welche Goethe in Jena verweilte, hatten den muthwilligen Vorſatz zur Vollreife gebracht, und er nahm bereits ſechs und ſechzig fertige

[1] Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 135.
[2] Briefwechſel mit Humboldt, S. 394.

Xenien mit, aus denen, wie Schiller erwartete, vor seiner Ankunft in Weimar wohl achtzig werden sollten. [1]

Gleich nach Goethe's Abreise schrieb Schiller (18. Januar) an Körner: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei seyn wird, die noch kein Beispiel hat." Diese mysteriöse Andeutung spannte Körner's Erwartung sehr hoch, denn er glaubte fest, es sey hier von einer erhabenen Dichtung die Rede. Ganz besondere Freude machte es ihm, daß die Beiden sich so gut zusammen verstanden, und er sah aus ihrer genialen Heirath noch manche treffliche Frucht hervorgehen. Schiller war nun genöthigt, ihr Vorhaben umständlicher zu entwickeln. „Das Kind," meldete er, „welches Goethe und ich mit einander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard seyn. Es wäre nicht möglich, etwas, wozu eine strenge Form erfordert wird, auf diesem Wege zu erzeugen. Die Einheit kann bei einem solchen Produkte bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden und damit die Heterogeneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde, gottlose Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen." Zum Schlusse wurde Körner ermahnt, die Angelegenheit vor der Hand mit tiefem Stillschweigen zu behandeln.

Als Goethe in Weimar angekommen war, fand sich auch der Darmstädter Hof dort ein; Festlichkeiten, Redouten, Concerte, Theaterproben nahmen den Dichter lebhaft in Anspruch. Die nächsten vierzehn Tage sah er schon wie verschwunden an, und fürchtete, der Freund möchte ihm mit den Xenien so vorauslaufen,

[1] Düntzer hat überzeugend dargethan, daß Schiller's Billet (Briefwechsel Nr. 147) sich auf Goethe's Abreise bezieht, und folglich an einer falschen Stelle eingeschoben ist.

daß er ihn nicht würde einholen können. Schiller sendete zwar neue Stachelverse, bemerkte indeß dabei: es gehe doch nicht so rasch mit diesen kleinen Späßen, als man glauben sollte, weil man nicht, wie bei größern Arbeiten, eine Suite von Gedanken und Gefühlen benützen könne; sie wollten sich ihr ursprüngliches Recht als gute Einfälle nicht nehmen lassen. — Da Schiller sich zu umfangreichern Dichtungen entschloß, so mußte er die Epigramme auf den Augenblick ankommen lassen, versprach aber, es sollte dennoch kein Posttag leer bleiben, und seine Xenien athmeten einen herrlichen Humor. Goethe, der die Sammlung der Distichen übernommen hatte, war der Meinung: um die vorgesetzte Zahl zu füllen, würden sie noch einige ihrer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen, „denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über." Dieß schien ihm zugleich eine passende Gelegenheit, die Sachen aus der Studirstube und Recensentenwelt in das weitere Publikum hinauszuspielen, wobei gewiß mancher Feuer fing, der außerdem alles theilnahmlos hätte an sich vorbeistreichen lassen.

Mit diesen Worten begleitete Goethe jene Distichen in der Newton'schen Streitsache; Schiller war durch den reichen Vorrath angenehm überrascht und er bezeichnete diejenigen, welche ihm und seiner Gattin am besten gefallen hatten.[1] Zwar glaubte er, die Xenien auf Newton würden durch den Stoff ihren Verfasser kenntlich machen, aber bei einer gelehrten Polemik, die niemand Lebenden beträfe, habe das nichts zu sagen. — Die Epigrammenschöpfung floß munter fort; selten wanderte die Botenfrau zwischen Jena und Weimar hin, ohne ein frisches Päckchen mitzubringen. Dieß war bald zur Observanz geworden; man sorgte dafür, daß dieselbe nicht verletzt wurde, und ein reger Wetteifer steigerte die Produktion.

Inzwischen fand sich ein neues schuldbeladenes Haupt, das durch die Blitze der Xenien niedergeschmettert werden sollte. Es

[1] Auch hier fand bei der Anordnung des Briefwechsels ein Irrthum statt, denn das Schreiben Schiller's, Nr. 142, ist ersichtlich die Antwort auf Nr. 146.

war der Kapellmeister Reichardt, welcher mit Goethe freundschaftlich verbündet, 1789 in dessen Hause wohnte, um Claudine von Villabella zu componiren. Schiller schrieb damals: „Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut seyn.“ Im Mai 1795 hatte Reichardt sich durch Hufeland als Mitarbeiter der Horen anbieten lassen und Goethe meinte: er wäre nicht abzuweisen, aber man werde seine Zudringlichkeit sehr in Schranken halten müssen. Jetzt trat derselbe plötzlich auf das Bitterste und Feindlichste hervor. Gleich im ersten Stücke des Journals „Deutschland“ gab er eine „Notiz von deutschen Journalen,“ welche sich ausschließlich mit den Horen beschäftigte. — Die Ankündigung dieser Zeitschrift wurde in ihren Grundzügen mitgetheilt und daran knüpfte sich eine Besprechung der einzelnen Aufsätze. Namentlich waren Goethe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ vom politischen Standpunkt mit empfindlicher Schärfe recensirt, und es hieß darüber (a. a. O. S. 59 ff.):

„Der Autor spricht für den Adel und Adelstolz, er und seine eingeführten Personen beurtheilen die französische Nation, den jetzigen Krieg und seine schlimmen Folgen, die politischen Clubs, die Verfassung, welche die Franzosen einzuführen streben, ja sogar die künftige, wahrscheinlich schlechte Behandlung ihrer eroberten deutschen Provinzen ꝛc. — Ist das ehrlich? Heißt das „über das Lieblingsthema des Tages, über Krieg, politische Meinungen und Staatskritik strenges Stillschweigen beobachten? Alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf, auf die nächsten Erwartungen der Menschheit vermeiden?“[1] Heißt das nicht vielmehr die wichtigsten Gegenstände mit diktatorischem Uebermuthe aburtheilen und das einseitige Urtheil mit hämischer Kunst dem Schwachen und Kurzsichtigen annehmlich durch imponirende Namen ehrwürdig machen wollen? So unschuldig der achtungswerthe Herausgeber auch immer an dem Inhalte dieses Aufsatzes seyn mag, so unver-

[1] Die hervorgehobenen Worte sind aus Schiller's Ankündigung der Horen entnommen.

zeihlich bleibt es doch, so etwas ganz dem angekündigten Plan entgegenlaufendes von irgend einem Autor anzunehmen. Um uns bei diesen Unterhaltungen künftig nicht weiter aufzuhalten, wollen wir nur noch mit Einem Worte bemerken, daß es beim Autor derselben eine sehr geringe Meinung von der deutschen Lesewelt voraussetzt, wenn er weiterhin glaubt, sie durch leere Gespenstergeschichten von dem zwar nicht reinen, aber wahren und großen Interesse der Menschheit[1] abziehen zu können; durch plumpe italienische Keuschheitsmethoden die „durch das beschränkte Interesse der Gegenwart in Spannung gesetzten deutschen Gemüther in Ruhe zu bringen," und durch die humoristische Stellung eines wunderwirkenden Gebets, zu dem sich in einem darauf folgenden Gedicht[2] der Heiland geflissentlich gesellt, „die unterjochten Gemüther in Freiheit zu setzen."

Solche Angriffe reizten und erbitterten Schiller immer mehr. Während er, gegen Ausgang Januar, an Goethe wieder „einige Pfähle in's Fleisch ihrer Collegen sendete," schrieb er ihm zugleich: „Denken Sie darauf, Reichardten, unsern soi-disant Freund, mit einigen Xenien zu beehren. Ich lese eben eine Recension der Horen in seinem Journal „Deutschland," welches Unger edirt, wo er sich über die Unterhaltungen und auch noch andere Aufsätze schrecklich emancipirt hat. — Es ist durchaus mit einem nicht genug verhehlten Ingrimm geschrieben." Goethe antwortete am 30. Januar: er erfahre erst jetzt, daß die Zeitschriften „Deutschland" und „Frankreich"[3] Einen Verfasser haben. Unverzüglich war er bereit, den Herausgeber dermaßen mit Karneval-Gypsdrageen auf seinen Büffelrock zu begrüßen, daß man ihn für einen Perückenmacher halten sollte, und schon hatte er ihm ein Dutzend Disticha gewidmet. „Wir kennen diesen falschen Freund schon lange," setzte er hinzu, „und haben ihm bloß seine allgemeinen

[1] Das erste Stück der Horen enthielt Fichte's Aufsatz: „Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit."

[2] Siehe das Gedicht: „der Dorfkirchhof," im siebenten Stück der Horen, S. 79 ff.

[3] Die Zeitschrift: „Frankreich, herausgegeben von Reichardt" erschien in Altona, 1795—1797.

Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abzug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken." Als Schiller die betreffenden Xenien empfing, äußerte er: Reichardt sey gut rekommandirt, allein man müsse ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht so ganz richtig sey, und er verdiene bis in seine letzte Festung verfolgt zu werden, da er ihnen beiden auf ihrem legitimen Boden den Krieg mache.

Zu dieser Zeit hatte Schiller allerlei frische Ideen für die Xenien gewonnen; er wollte dem poetischen Interesse genügen, das innerhalb der gewählten Form eine gewisse Mannigfaltigkeit zu fordern schien. Eine prächtige Quelle von Parodien entdeckte er in dem Gericht, welches Homer über die Freier ergehen läßt, und kaum gedacht, war der Gedanke auch ausgeführt. Ebenso bot die Nekromantie sich dar, um verstorbene oder lebende Autoren zu plagen; Goethe sollte für diesen Zweck eine Introduktion Newton's in der Unterwelt vermitteln, denn Schiller ging von dem Grundsatz aus, sie müßten auch hier Arbeiten in einander verschränken. Am Schlusse beabsichtigte Schiller noch eine Komödie in Epigrammen folgen zu lassen; sein reicher Geist duldete keine Einförmigkeit, sondern strebte die Monodistichen aufs Höchste zu beleben. Beinahe täglich wuchs das wandelnde Manuscript, und Ende Januar waren bereits mehr als zweihundert Xenien vollendet.

(Februar.)

Unterm 1. Februar ertheilte Schiller, wie an Körner, so auch an W. v. Humboldt ausführliche Nachricht über die Fortschritte der Xenienbichtung: „Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal schrieb, haben sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Produkt, das in seiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin absichtlich so in einander verschränken, daß uns niemand ganz auseinander scheiden und absondern soll. Eine angenehme, und zum Theil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satyre, in welcher

jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen seyn wird, wird der Charakter davon seyn. Unter sechshundert Monodistichen thun wir es nicht, aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl tausend. Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee noch nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Goethe und mir, wird es selbst Ihnen öfters schwer und manchmal gewiß unmöglich seyn, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen, welches uns auch wegen der Freiheit der Satyre zuträglich ist. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken."

Gleichzeitig gab Schiller dem kunstsinnigen Freunde die Zusicherung, für eine große Correktheit der Prosodie ihrer Distichen Sorge tragen zu wollen. Uebrigens geschah diese Eröffnung so geheimnißvoll, daß Humboldt ausdrücklich ersucht wurde, einstweilen noch niemand, selbst Goethe nicht, etwas davon wissen zu lassen. — Körner, der das Vorhalten sehr anmuthig fand, wollte eine Wette eingehen, bei den meisten Xenien den Urheber zu errathen und bat deßhalb, ihm dieselben ganz im Vertrauen, ohne nähere Bezeichnung, mitzutheilen. Schiller verweigerte jedoch das Ansuchen, weil er nicht aus der Schule schwatzen dürfe und weil sich auch nichts zur Ausstellung qualificire. Man sieht, das Geheimniß wurde streng gehütet, damit der Blitz desto unerwarteter und schrecklicher auf die Sünder herabfahren sollte.

Jetzt ward die erste Abschrift der Xenien fertig und sie nahmen sich zusammen schon ganz lustig aus, nur hielt es Goethe für nothwendig, daß wieder einmal eine poetische Ader durch die Sammlung ströme. Schiller freute sich unter Goethe's neuer Beisteuer auch mehrere politische Epigramme zu finden, „denn da wir doch zuverlässig an den unsichern Orten confiscirt werden, so sähe ich nicht, warum wir es nicht auch von dieser Seite verdienen

sollten." Solche Aeußerung muß auffallend erscheinen, weil die politische Richtung der Xenien derartig war, daß sie eher vor Confiskation schützen, als dieselbe herbeiführen konnte. Sonst ging die Produktion lebhaft von statten und Schiller wollte am 7. Februar einige Dutzend Disticha beifügen, welche „in Einem Raptus" entstanden waren. Unmittelbar darauf verdarben ihm aber Krämpfe und schlaflose Nächte alle poetische Stimmung, und er glaubte, Goethe würde ihn sehr überholen, doch dieser erwiederte: „Leider hat auch mich in diesen Tagen weder etwas Xenialisches noch Genialisches angewandelt; ich hoffe mehr als jemals auf eine Ortsveränderung, um zu mir selbst zu kommen."

(15. Februar — 10. Juni.)

So stand das gemeinsame Werk Mitte Februars, und es tritt nun eine Pause von vier Monaten ein, während welcher uns die näheren Berichte mangeln. Goethe's Ankunft in Jena unterbrach nämlich den Briefwechsel, aber die Fortentwicklung der Xenien ging ihren ungestörten Gang. Die beiden Freunde schienen damals ihr Augenmerk besonders auf die Verwirrungen gerichtet zu haben, welche im Gebiete der Kunst durch falsche Propheten und lobhudelnde Kritiker hervorgerufen wurden. Eine Schrift des Freiherrn v. Racknitz über den Geschmack verschiedener Völker (s. X. 16, 27 und 28), die Böttiger sehr gepriesen hatte, gab Goethen Gelegenheit unter dem 18. März an Heinrich Meyer zu schreiben; es bleibe nichts übrig, als das Unkraut noch einige Zeit wachsen zu lassen, bis das Schreckenssystem gegen alle Pfuschereien mit Nachdruck durchgesetzt werden könne; er habe mit Schillern über die Art und Weise, wie ihr Feldzug zu eröffnen und zu führen seyn möchte, eine umständliche Conferenz gehabt.[1] — Man sieht, daß Goethe selbst dem vertrauten Freunde keine Sylbe von ihrem Xeniengericht verrieth, während Schiller sich nicht hatte enthalten können, an Humboldt und Körner davon Mittheilung zu machen.

[1] Riemer, Briefe von und an Goethe. S. 28 und 29.

Schiller verwendete seine ganze Muße auf die Epigramme, alle übrigen poetischen Arbeiten ruhten bei ihm, und außer etlichen hundert Distichen hatte er Monate lang nichts producirt.[1] Seine Gesundheit war sehr angegriffen; seit dem Herbst war er nicht aus der Hausthür gekommen. Nun empfing er auch von den Angehörigen aus Schwaben traurige Nachricht. Ein epidemisches Fieber raffte seine jüngste Schwester hin, der Vater und die ältere Schwester wurden ebenfalls darniedergeworfen, Schiller's geliebte Mutter stand ganz allein. Seine Angst und Sorge war unbeschreiblich, und hätte er die Reise nur irgend aushalten können, er wäre selbst zu ihr hingeeilt. Um diese Zeit fehlte ihm jede Stimmung für größere Gedichte und es bildete sich deßhalb der Entschluß, den Musenalmanach dießmal gar nicht erscheinen zu lassen. Dagegen wollten die Bundesgenossen ihre Epigramme, sobald das Tausend voll seyn würde, gemeinschaftlich in einem eigenen Band herausgeben.[2]

Goethe bemühte sich redlich, den Freund aus der düster krankhaften Abspannung zu ermuntern, und gegen Ende März überredete er ihn, mit nach Weimar zu kommen. In seinem Hause machte er es ihm so bequem, daß Schiller nichts vermißte, und ließ, weil das Theater keine Logen hatte, eine eigene verdeckte Loge für ihn anlegen. Vier Wochen später kehrte Schiller, gestärkt und erfrischt, nach Jena zurück; auch Goethe kam wieder dorthin, und Körner stellte sich zum Besuche ein. Die drei begabten Männer genossen schöne Frühlingstage mit einander, wobei die Xenien nicht vergessen wurden, deren früherer Plan sich dadurch wesentlich erweitert hatte, daß man sich vornahm, nicht bloß sathrische, sondern auch wohlmeinende auszutheilen. Ein großartiges Zeitbild sollte eröffnet werden, die Gastgeschenke sollten auf Literatur und Politik, auf Philosophie, Kunst und Leben gerichtet seyn. Körner war nun vollständig in das Mysterium eingeweiht und Schiller schrieb ihm nach seiner Abreise: es gäbe wieder viel neue Xenien, fromme und gottlose. Goethe blieb noch

[1] Briefwechsel mit Körner, III. 326.
[2] A. a. O. 331.

bis zum Juni in Schiller's Nähe; der lebendige Austausch mit diesem fesselte und förderte ihn. Es läßt sich nicht verkennen, daß die gemeinsame Vollendung der Xenien viel dazu beitrug, das Band immer fester zu knüpfen, welches die Trefflichen umschlang. Während Jeder sich ganz in die Dichtungsweise des Andern versetzte, um sich derselben desto täuschender anzuschmiegen, erweiterten sie beide ihr poetisches Gebiet.

(Juni.)

Nach Goethe's Rückkehr beginnt am 10. Juni die unterbrochene Correspondenz wieder, und gleich im ersten Briefe geschieht der Xenien Erwähnung. Der Plan, ein besonders Epigrammenbüchlein herauszugeben, hatte sich mittlerweile beseitigt; die neckenden Gnomen sollten auf ihrem alten Platz im Almanach stehen. Noch war der freundliche Theil sehr in der Minorität, weßhalb Goethe eine neue Xeniensendung mit den Worten begleitet: „Leider ist auch hier der Haß doppelt so stark als die Liebe.“ Schillern und seiner Frau machten die Ankömmlinge aber viel Freude, denn so überwiegend der Haß daran Theil hatte, um desto lieblicher war das Contingent der Liebe ausgefallen und es mögen wohl einige von den Blumenepigrammen: „Vielen“ gewesen seyn, auf welche die Dichter in diesen Briefen Bezug nahmen. Da Goethe erklärte: beim Durchsehen der ganzen Sammlung solle ihn der Gedanke leiten, trotz aller Bitterkeit criminelle Insinuationen zu vermeiden, so stimmte Schiller vollständig mit dem Freunde überein, daß nichts Criminelles berührt und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen werden dürfe. „Sind doch die Musen keine Scharfrichter!“ sagt er, und setzt dann rasch hinzu: „Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts.“

Bald darauf meldete Schiller, Voß werde in Jena erwartet; er komme von Giebichenstein und bringe wahrscheinlich Reichardt mit. Goethe legte für den letzteren gleich folgendes Gastgeschenk bei, welches jedoch im Almanach keinen Platz gefunden hat:

„Komm nur von Giebichenstein, von Malepartus! Du bist doch Reinecke nicht, Du bist doch nur halb Bär und halb Wolf.“

Die Anordnung des aufgesammelten Xenienvorraths war eine mühsame, erschöpfende Arbeit; es wurde noch manches Distichon nothwendig, um die verschiedenartigen Materien zu verknüpfen, wobei Schiller seine Hoffnung auf Goethe's guten Genius setzte. Er ließ sogar die Homerischen Parodien — das Gericht über die Freier — weg, weil sie sich nirgend anschließen wollten, und auch die Todtenerscheinungen konnte er anfangs nicht unterbringen. Hingegen wünschte er, Goethe möchte zu den lieblichen und gefälligen Xenien, von welcher Gattung auch ihm einige gelungen waren, noch einen Beitrag senden, damit diese Partie recht reich ausgestattet werde; sie sollte den Schluß des Ganzen bilden, „denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen.“ — Nach Ausmerzung der wegzulassenden betrug die Summe der Epigramme jetzt etwa 640, und da die Uebergänge wohl noch achtzig erforderten, so gab das eine Zahl von mindestens siebenhundert.

Es fehlte wenig, so wäre der Xenienstreit auch auf das politische Gebiet deutscher Reichstagsangelegenheiten übertragen worden, wo der alte Zopf noch hoch und mächtig wie ein Palmbaum dastand. Goethe schrieb dem Freunde am 22. Juni: „Hier lege ich Ihnen ein Pasquill bei, das Sie in eine ganz eigene Welt führen wird und das, ob es schon sehr ungleich ist, doch einige Kapitalspäße enthält und gewisse Hasenfüße, Heuchler, Philister und Pedanten toll genug durchnimmt. Lassen Sie es niemand sehen und schicken es gleich wieder zurück.“

Das bezeichnete Spottbuch führte den Titel: „Germania im Jahre 1795. Seiner Excellenz dem herzoglich württembergischen Comitialgesandten, Herrn Christoph Albrecht Reichsfreiherrn v. Seckendorf ehrerbietigst gewidmet. Stuttgart 1796.“ Es wurde im Monat März durch „Schlippelius, beider Rechte Licentiat zu Baunach in Franken“ mit folgenden Worten öffentlich angekündigt: „Dieses Buch ist das erste in seiner Art und enthält die allergeheimsten Aufschlüsse über die jetzige Politik der kleinern

deutschen Höfe, und über den Gang des Friedensgeschäftes beim Reichstage. Beiläufig wird auch darin die Entstehung zweier neuern vorzüglichen Flugschriften erzählt, nämlich: das Rescript des Herzogs N. N. an seinen Comitialgesandten in Regensburg und des Congresses zu Bopfingen.[1] Der Preis ist für die, welche es in den ersten vier Wochen beim Verfasser kaufen, 1 Thlr. Nach Ablauf der vier Wochen und in den Buchläden wird es nicht unter dreißig Thaler zu haben seyn. Für zweihundert Carolinen ist das Recht des Nachdruckes zu haben."

Durch Colporteurs wurde die Germania in versiegelten Paketen auf geheimnißvolle Weise verbreitet; sie machte bedeutende Sensation, und in Regensburg setzte man einen Preis von zweitausend Gulden auf die Entdeckung des Verfassers. Ein preußisch-brandenburgischer Legationssecretär, Namens Kaufmann, erklärte: weder die „Fragmente," noch die „fernern Beiträge," den Baseler Frieden betreffend, wären aus seiner Feder geflossen, auch habe er an der Ausarbeitung des Rescriptes, weßhalb er vorzüglich angegriffen sey, nicht den mindesten Antheil. R. Z. Becker hatte die abenteuerliche Anzeige des Buches gläubig in den Reichsanzeiger aufgenommen, und war nicht wenig erschreckt, als der Hof- und Justizrath Schmidt zu Frankenorts an der Baunach — ein treuer Schildknappe des Ritterhauptmanns v. Seckendorf — ihn deßhalb öffentlich zur Rede stellte.

Schiller antwortete auf Goethe's Mittheilung: „Sie haben wohl recht, daß die Broschüre mich in eine eigene Welt führen werde. Mein Lebenlang hätte ich in mir selbst so eine Fratzensammlung nicht zusammen bringen können und jeder Strich trägt den Stempel, daß man aus der Natur geschöpft hat. Es ist wirklich kein unmerkwürdiges Machwerk, so grob und plump es auch ist und hat mich recht divertirt. Auch das gefällt mir, daß die politischen[2] Feindschaften doch auch einen humoristischen

[1] Die hier genannte Broschüre: „Der Congreß zu Bopfingen," erschien im Jan. 1796, und war angefüllt mit beißenden Bemerkungen über die deutschen Verhältnisse und über die Politik der gegen Frankreich verbündeten Mächte.

[2] Im Briefwechsel (II. 61.) steht irrthümlich poetischen.

Ausdruck zu nehmen anfangen. Es sollte wirklich Nachahmer finden."

In Goethe's nächstem Briefe heißt es dann: „Es ist mir sehr lieb, daß Ihnen das Fastnachtsspiel aus der andern Welt den gehörigen Spaß gemacht hat. Ich will doch nach den neuesten Reichstagsachen fragen und besonders nach einigen Broschüren, die in dieser angeführt sind; es wäre lustig, wenn wir auch ein Dutzend Xenien in jene Weltgegend werfen könnten."

Es ist wichtig, daß Goethe, trotz seiner eigenen amtlichen Stellung es wagen wollte, mit Xenienpfeilen in das diplomatische Wespennest zu bohren. Vielleicht war es Schiller, der ihn von dem Vorsatz zurückbrachte, denn dieser scheint damals weniger streitlustig gewesen zu seyn. Eine glückliche Stimmung hatte ihn wieder freundliche Xenien finden lassen, die letzteren interessirten ihn jetzt vorzugsweise und er hoffte, daß der Schluß sehr gut ausfallen würde. Um die Zahl der poetischen und gefälligen Epigramme noch zu vermehren, bat er Goethe durch die wichtigsten Antiken und die schönsten italienischen Malerwerke eine Wanderung anzustellen. „Diese Gestalten leben in Ihrer Seele," schrieb er, „und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen schönen Einfall darbieten. Es sind um so passendere Stoffe, als es lauter Individua sind."

Goethe wurde aufgefordert, von den Xenien zu streichen, was ihm aus irgend einer Rücksicht anstößig sey, da der Vorrath eine strenge Wahl gestatte. Demnächst ersuchte ihn Schiller, nichts mehr in das Manuscript hineinschreiben zu lassen, denn er wollte dasselbe an Humboldt mittheilen und dieser könnte durch wechselnde Handschriften leicht auf die Spur der Verfasser geführt werden. Gegen Ende Juni beabsichtigte er, die Sammlung auch Körnern zu übersenden, seit dessen Abreise mehrere Hunderte und nicht der schlechteste Theil entstanden waren. Schillern gelangen damals wieder Distichen von der würdigen und zarten Art; Goethe hatte wohl ebenfalls allerlei Aussichten zur Completirung dieser Sammlung, nur fehlte ihm die Muße, weil er den Wilhelm Meister zum Abschluß bringen wollte.

(Juli.)

So kam der Juli heran; die Zeit, wo der Almanach erſcheinen ſollte, rückte immer näher und noch mußte die höchſt ſchwierige Redaktion der Xenien vollbracht werden. Goethe gab am 9. Juli ſein Gutachten darüber ab, er fand die ernſthaften und wohlmeinenden Epigramme jetzt ſo mächtig, daß er „denen Lumpenhunden," die angegriffen wurden, mißgönnte, in ſo guter Geſellſchaft erwähnt zu werden. Mitte Juli kam er auf etliche Tage zu Schiller nach Jena, um ſich mit ihm wegen des Romans und der Xenien zu beſprechen. Das Exemplar der Xenien brachte Goethe ſelbſt mit; doch trat nun für die ganze, ſchon ſo weit verzweigte Dichtung eine bedrohliche Phaſe ein. Schiller mit ſeinem reizbaren Organ für Ebenmaß und Einklang fühlte ſich von den Schwierigkeiten bei der Zuſammenfügung ſo vieler iſolirter Theile vollſtändig übermannt. Weil ſich die epigrammatiſche Maſſe durchaus zu keiner künſtleriſchen Totalität abrunden wollte, ſo fehlte nicht viel, daß er ſie ganz zerſplittert oder gar verworfen hätte.

Körner, der das Manuſcript ſehnſüchtig erwartete, empfing am 23. Juli folgende Nachricht von Schiller: die Xenien könne er nicht mitſenden, weil der Buchdrucker ihn dränge, auch ſey damit eine Veränderung vorgegangen. Bei der Redaktion habe er nämlich noch große Lücken gefunden, und etliche hundert neue Einfälle, beſonders über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, habe niemand ſo leicht zu Gebot. Da nun aber auch die Vollendung des Wilhelm Meiſter ſowohl Goethen, als ihm ſelbſt, eine ſtarke Diverſion mache, wären ſie beide übereingekommen, die Xenien nicht als Ganzes, ſondern zerſtückelt, dem Almanach einzuverleiben. Hierbei werde gewonnen, daß die Diſtichen, durch Produkte fremder Verfaſſer unterbrochen, einander weniger Schaden thun könnten; auch laſſe ſich nun zuſammenſtellen, was zuſammen gehöre, weil man an die Monodiſtichalform nicht mehr gebunden ſey. Die polemiſchen Epigramme ſollten nur durch Chiffern bezeichnet, unter die unſchuldigen ſollten die Namen geſetzt werden.

Gleichzeitig ſchrieb Schiller an Goethe und bat, ihm alles

zu senden, was er noch von Xenien habe, da es nun mit dem Druck sehr Ernst sey. Er fügte ein Epigramm als „das Neueste aus Berlin" bei, welches nicht in den Almanach aufgenommen wurde; es lautet:

Unger über seine beiden Verlagsschriften „Wilhelm Meister" und das Journal „Deutschland".

Der Lettern neuen Schnitt dem Leser zu empfehlen,
Mußt' ich des Meisters Werk zur ersten Probe wählen;
Die zweite ist, und dann ist alles abgethan,
Wenn selbst des Pfuschers Werk sie nicht verrufen kann.

Auch gab Schiller dem Freunde die Nachricht: sein vorjähriger Musenalmanach sey in Wien verboten, weßhalb sie denn, in Rücksicht auf den jetzigen, um so weniger Schonung zu üben brauchten. Goethe ersuchte dagegen, ihm das Manuscript noch einmal zu schicken, da er in den Xenien manche Stellen verändert und fehlende Ueberschriften gefunden habe. Während Schiller diesen Wunsch erfüllte, setzte er hinzu: die Aenderungen an dem Ausgestrichenen wären entweder unnöthig, oder sie kämen zu spät, weil dasselbe theils wegbleibe, theils schon gedruckt sey. Die Namen unter den einzelnen Versen bedeuteten nichts, und es sey auch nicht dabei geblieben — eine Bemerkung, welche durch den mitgetheilten Schlußsatz des Briefes an Körner vom 23. Juli erläutert wird. Die zur „Eisbahn" gehörigen Xenien hatte Schiller in Ein Gedicht zusammengerückt und dann alle besonderen Ueberschriften fortgelassen. Er schlug vor, andere Gruppen, z. B. die Newtoniana auf eben solche Weise zu ordnen, wodurch die Mannigfaltigkeit der Formen sich vermehren werde.

Goethe läugnete nicht: es that ihm wehe, das schöne Karten- und Luftgebäude so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut zu sehen. „Die Idee war zu schön, zu eigen und zu einzig," sagte er, „als daß ich mich nicht, besonders da sich bei mir eine Idee, ein Wunsch so leicht fixirt, darüber betrüben sollte, für immer darauf renunciren zu müssen." Er bat, seinen Namen so

wenig als möglich unter die Gedichte zu ſetzen und wünſchte, daß alles wegbliebe, was in ihrem Kreiſe und in ihren Verhältniſſen unangenehm wirken könnte. In der erſten Form habe eines das andere gefordert, getragen und entſchuldigt, doch jetzt werde jedes Epigramm nur aus freiem Vorſatz und Willen eingeſchaltet, darum wirke es auch nur einzeln für ſich. Hierauf erwiederte Schiller: „Sie können ſich von den Xenien nicht ungerner trennen, als ich ſelbſt. Außer der Neuheit und intereſſanten Eigenthümlichkeit der Idee, iſt der Gedanke, ein gewiſſes Ganzes in Gemeinſchaft mit Ihnen auszuführen, ſo reizend für mich geweſen. Aber ſeyn Sie verſichert, daß ich die Idee nicht meiner Convenienz aufgeopfert habe."

Schiller gab gewiſſenhaft die Motive an, welche ihn zwangen, den gordiſchen Knoten zu durchhauen. Eine mühſame Redaktion hatte ihn belehrt, wie unüberſehlich viel noch mangele, um die Xenien als ein ſymmetriſches Gebäude herzuſtellen. Selbſt wenn es möglich geweſen wäre, alle übrige Zeit darauf zu verwenden, ſo ließ ſich doch weder für den ſathriſchen, noch für den andern Theil eine Vollſtändigkeit erzielen. Das Werk ein Jahr liegen zu laſſen, geſtattete das Bedürfniß des Almanachs nicht, auch würden die vielen Anſpielungen auf das Neueſte in der Literatur dann ihren Reiz verloren haben. Darum müſſe man ſich ſchon zu einem veränderten Operationsplan entſchließen. Goethe's Name ſolle ſparſam genannt werden; ſogar bei dem Cyklus politiſcher Xenien, wobei man ſich gefreut haben würde, ihn zu finden, ſey er weggeblieben, weil man dieſelben mit denen in Verbindung bringen könnte, welche auf Reichardt gehen. Johann Georg Schloſſer, der Schwager Goethe's, ſey nie genauer markirt, als eine allgemeine Satyre auf die Frommen erfordere; außerdem würden alle Hiebe wider die Stolbergiſche Sekte in einem ſolchen Zuſammenhang ſtehen, daß jedermann Schiller als den Urheber erkennen müſſe, der ſich mit Stolberg in einer gerechten Fehde befand und keine Schonung zu üben brauchte. Wieland ſollte mit der „zierlichen Jungfrau" wegkommen, worüber er ſich unmöglich beklagen konnte, und um Iffland nicht wehe zu thun, war

Schiller bereit, in dem Dialog mit Shakespeare nur Schröder'sche und Kotzebue'sche Stücke zu bezeichnen. Uebrigens erschienen die „Odiosa" erst in der zweiten Hälfte des Almanachs; Goethe würde also, bei seiner nahen Ankunft in Jena, noch alles was ihn gut dünke, hinauswerfen können.

(August.)

Diese Zeilen hatte Schiller am letzten Tage des Juli geschrieben, doch empfand er dabei sehr deutlich, daß eine Zerstückelung des Xenienkörpers demselben geradezu an's Leben ging. Er beschlief deßhalb die Sache noch einmal und entdeckte nun die natürlichste Auskunft, Goethe's Wünsche und die Convenienz des Almanachs gemeinsam zu befriedigen. Gleich darauf am August erstattete er dem Freunde Bericht, wie ihm guter Rath über Nacht erschienen sey: „Nach langem Hin- und Herschwanken kommt jedes Ding doch endlich in seine wagerechte Lage. Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. — Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und mich bei der Redaktion in die große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen, kurz die unschuldigen Xenien; also eben die, welche in der ersten Idee auch nicht gewesen waren. Wenn wir diese in dem vordern und gesetzten Theile des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die lustigen hingegen, unter dem Namen Xenien dem ersten Theil anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie vieles von ihrer Bitterkeit, der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes Einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ursprünglichen Natur zurückgekehrt und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen."

Goethen freute es sehr, daß Schiller einen Weg ausgedacht,

den Spaß mit den Xenien zu retten. Er erkannte ihn für den ganz richtigen, weil der Kalender hierbei seine regelmäßige Form behielt, sich aber durch Vor- und Nachspiel vor allen andern auszeichnete. Damit nun auch hinsichtlich der ernsthaften Stücke die Idee einer beiderseitigen Vereinigung in etwas erfüllt werde, band Schiller eine Anzahl philosophischer Xenien, aus Goethe's und seinen eigenen gemischt, in einen Strauß zusammen. Dieß ist der Cyklus, welcher die Ueberschrift: „Tabulae votivae" führt. Goethe fand, daß die ci-devant Xenien sich in solcher Gestalt sehr gut ausnahmen, und erwartete, die ernste Gesellschaft werde einen sehr günstigen Eindruck machen.

Inzwischen erwiederte Körner, dem noch immer ein selbstständiges Xenienbuch vorschwebte, auf Schiller's neuere Mittheilung recht elegisch: „Es ist doch fast schade, daß die Xenien als einzelne Epigramme in einem Almanach erscheinen sollen. Ihr werdet gewiß beide die Lust verlieren, sie als ein Ganzes zu vollenden. Eine Zierde für den Almanach bleiben sie freilich, aber sie wirken nicht mehr en masse." Unter'm 15. August schrieb ihm Schiller zurück: „Die Idee mit den Xenien ist nicht ganz aufgegeben. Bloß die ernsthaften, philosophischen und poetischen sind daraus vereinzelt und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn angebracht. Die schönsten von diesen kennst Du gar nicht, und wirst Dich sehr darüber freuen. Die satyrischen, welche eine Anzahl von zweihundert und dreißig ausmachen, folgen hinten unter dem Namen Xenien nach, wie die Epigramme im vorigen Almanach." [1] Man sieht, daß nachdem noch gegen zweihundert Xenien eingeschaltet wurden. Körner war übrigens mit der getroffenen Einrichtung sehr zufrieden; er meinte, auch die Societät sey ein hübscher Einfall und dürfe nicht aufgegeben werden. Dann fügte er noch die Frage hinzu: „Wann erscheint denn der Almanach? Das Papier in Schwaben wird doch nicht alles zu Patronen requirirt werden?"

Goethe langte um diese Zeit in Jena an, brachte wieder

[1] Goethe's Epigramme aus Venedig.

neue Distichen mit und war bei der Schlußredaktion des Almanachs thätig. So kam denn endlich, nach einem Zeitraum von acht Monaten, die Xenienbichtung zu Stande, und jeder aufmerksame Leser wird sich sagen müssen, daß dieselbe nicht etwa bloß ein kecker Wurf des Zufalls oder Uebermuthes, sondern ein vielfach berathenes, sorgsam vollbrachtes Werk sey. Die Rücksicht, mit der man dasselbe behandelte, erstreckte sich bis auf Aeußerlichkeiten. So wünschte Schiller, dem Almanach das Portrait des am 12. Mai 1796 verstorbenen Dichters Uz voranzustellen, weil es von Billigkeit und Honnetete zeugen würde, erwiese man diese Ehre einem Poeten aus der alten Zeit. Für den Umschlag des Kalenders machte Goethe den Vorschlag: „Am Ende komponiren wir selbst eine schickliche Bordüre, lassen das Mittelfeld frei, setzen vorne ein ernsthaftes und hinten ein lustiges Xenion drauf, so ist die Sache abgethan und doch wieder was neues." Beide Pläne kamen indeß nicht zur Ausführung; dem Umschlag gab man eine einfache Verzierung, zum Titelkupfer ließ man durch Bolt eine Terpsichore stechen. Und weil Tübingen von den Franzosen occupirt, auch die Postverbindung dorthin sehr unsicher war, so begann der Druck des Xenienanhangs gegen Mitte August, in der Officin des Herrn Göpferdt zu Jena.

Chorizonten und Commentatoren.

Im Ganzen brachte der Almanach etwa 660 Distichen, die für den großen Cyklus bestimmt waren. Wie viele einzelne Stücke oder zusammenhängende Gruppen daraus zurückgeblieben sind, das läßt sich auch nur annähernd nicht bestimmen. Im Briefwechsel der beiden Dichter finden sich folgende erwähnt: der Kantianer, ein Xenion von Schiller, welches weiter unten (X. 419) mitgetheilt werden soll (Thl. II. S. 7); Schiller's Parodien auf Homers Gericht über die Freier (II. 17 und 54); ein Epigramm, der Gefährliche überschrieben,[1] das Goethe nach Schiller's Idee machte (II. 37); zwei Distichen: Mittelalter und Individualität, welche ursprünglich noch zur „Eisbahn" gehörten (II. 157), und einige Xenien, worin Eudämonia vorkam (II. 158).

Wegen der letztgenannten Distichen bedarf es einer näheren Erklärung. Goethe sendete am 30. Juli die Xenien mit seinen Notizen zurück und bemerkte außerdem: „In Eudämonia haben wir das i lang gebraucht, welches wohl nach dem Accent, nicht aber nach der Quantität richtig ist. Wahrscheinlich brauchen Sie diese paar Epigramme nicht." Da sich kaum annehmen läßt, daß die Göttin der Glückseligkeit selbst ein Gastgeschenk erhalten sollte, so gehörten die Stachelverse wohl zum Cyklus der olympischen Gottheiten (vergl. die Anmerk. zu X. 257), und gingen ohne Zweifel auf die Zeitschrift: „Eudämonia, oder deutsches

[1] Ich vermuthe, daß nur der Titel geändert wurde, und daß wir dieß Epigramm in X. 203 besitzen.

Volksglück. Ein Journal für Wahrheit und Recht. Wien 1795." In dem Prospektus dieses Blattes heißt es: unter den Deutschen sey überall keine Tugend mehr zu finden, dagegen sey Gottesverläugnung und Lästerung, Fürstenhaß und schwärmerische Revolutionslust unter ihnen herrschend geworden. Es wird dann „für die heiligste Pflicht" erklärt, alle staatsgefährlichen Personen, Gesellschaften, Verräther, Ruhestörer u. s. w. „bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel aufzusuchen und daraus hervorzuziehen." Hierzu gesellt sich die Versicherung: mehrere der Verfasser wären ihren Landesherren und Obrigkeiten, auch andern guten und großen Fürsten Deutschlands schon jetzt bekannt, die ihre redliche, uneigennützige Absicht wohl zu würdigen wüßten. Es zählt Schiller's Räuber nicht nur zu den Vorboten, sondern geradehin zu den Vorbereitungen der blutigen Revolution, welche bald nach dem Erscheinen des Stückes in Frankreich ausbrach. — Das Journal war mit niedrigen Entstellungen und bösartigen Angebereien gefüllt; es ist recht zu bedauern, daß es, wegen eines prosodischen Bedenkens, aus den Xenien zurückgelassen wurde, denn auch in der Gegenwart existirt manche Eudämonia, die das „deutsche Volksglück" durch gehässige Denunciationen gründen will.

Schiller und Goethe hatten von vornherein den Beschluß gefaßt, sich bei der Arbeit so zu verschränken, daß niemand sie ganz auseinander scheiden und sondern sollte. In ihrer Sicherheit neckten sie die „Chorizonten" (X. 91) und verabredeten, jeder von ihnen wolle, wenn er seine Gedichte sammelte, die Xenien ganz abdrucken lassen.[1] Dieß geschah nun freilich nicht, doch werden wir später sehen, daß mehrere Votivtafeln sowohl von Schiller als von Goethe adoptirt wurden, und auch Xenion 12, das Verbindungsmittel, findet sich in den Werken beider Dichter. Im Ganzen wählte Schiller zwei und achtzig für seine Schriften aus (11. 14. 45. 53. 62. 97. 98. 100—112. 180. 288. 309 bis 318. 320—322. 330. 331. 366—368. 371—412.), zu denen Körner sechs andere (12. 31. 136. 181. 293. 329) als Nachlese

[1] Schiller's Briefwechsel mit Humboldt, S. 416. — Briefwechsel mit Körner, III. 324.

gab, während Goethe überhaupt nur sechs von den eigentlichen Xenien (12. 19. 93. 94. 127. 277.) in die „vier Jahreszeiten" aufnahm.

Nichts war wohl natürlicher, als der Wunsch, bei jedem einzelnen Epigramm auch den Verfasser zu kennen; anfangs mochte derselbe bloß Neugier seyn, doch später ging er aus ernsthafteren Ursachen hervor. Der überlebende Goethe schien der Einzige, welcher das Räthsel lösen konnte; dieser leistete indeß den scheidekünstlerischen Bemühungen gar keinen Vorschub, und als ihm Zelter darüber schrieb, sprach er sich sogar unwillig aus: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage seyn konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede seyn! Man müßte wirklich noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte." (Eckermann, Gespräche mit Goethe II. 42 f.) — Diese Worte des Dichters dürfen aber durchaus nicht buchstäblich genommen werden, und es wird späterhin Veranlassung seyn, um darzulegen, weßhalb die Kritik seiner Erklärung kein hohes Gewicht beimessen kann.

Den ersten Versuch, eine itio in partes hervorzubringen, hat Wilhelm Wackernagel in seinem „Deutschen Lesebuch" gemacht. Während er von denjenigen Xenien, welche Schiller aufnahm, eine Anzahl unter dessen Namen mittheilt, überläßt er fünf und fünfzig andere an Goethe. Es sind dieß aber großentheils Schiller'sche Epigramme, z. B. die ganze Reihefolge wider Nicolai, und Wackernagel sucht sich durch eine kühne Folgerung aus der Affaire zu ziehen: „Ich weiß nicht," sagte er,[1] „in wie weit es ein

[1] Vorrede zum zweiten Theil, S. XV.

Irrthum geweſen ſeyn mag, alle auf dieſen Spalten abgedruckte Xenien für Goethe's Eigenthum anzuſehen. Offenbar jedoch hätte Schiller, wenn ſie von ihm waren, eben ſo wenig zu verläugnen brauchen, als er andre verläugnet hat, während ſich Goethe ſichtlich nur zu den zahmeren und allgemeiner ſtrafenden hat bekennen mögen." Zum Schluß erbittet Wackernagel ſich Belehrung von denen, die mit der Geſchichte des Muſenalmanachs von 1797 aus reichlicheren Quellen bekannt wären, als ihm dafür offen ſtänden, und Guſtav Schwab meinte noch 1840: dieſe Belehrung würde er wohl ſchwerlich erhalten können. [1]

Die weiteren Forſchungen wurden indeß nicht aufgegeben. Karl Hoffmeiſter benutzte ein Prachtexemplar des Almanachs, worin Charlotte von Schiller, des Dichters Gattin, die meiſten Epigramme mit einem Sch. oder G. bezeichnet hatte, und er verſäumte nicht, im dritten Bande ſeiner (1840 erſchienenen) Nachleſe zu Schiller's Werken, den Diſtichen jene Chiffren beizufügen. Was nun die kritiſche Werthſchätzung dieſer Sonderung anlangt, ſo benimmt Hoffmeiſter ſich dabei mit auffallendem Schwanken, das wohl nur aus eigener Unklarheit entſpringen konnte. Bei den Xenien erklärt er: jeder Kenner des Schiller'ſchen Genius werde Charlottens Zeugniß unbedingt anerkennen; bei den Votivtafeln will er daſſelbe für keine ſo große Autorität halten, um darauf hin diejenigen, welche Schiller in ſeine Gedichtſammlung aufnahm, an Goethe zu überweiſen. Beide Sätze mögen richtig ſeyn, doch ſtatt ihre Richtigkeit darzuthun, äußert Hoffmeiſter weiterhin: es ſey wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß Charlotte ſogleich im Jahre 1797 die Chiffren G. und Sch. unter die Verſe ſetzte, wahrſcheinlich aus dem Munde Schiller's ſelbſt, der damals, was einem Jeden angehörte, noch beſſer wußte, als zwei bis drei Jahre nachher. [2]

Frau v. Schiller hat nicht alle Diſtichen unterzeichnet, aber Hoffmeiſter iſt der Anſicht: da wir nun, durch eine ſolche Maſſe von Epigrammen, der beiden Dichter epigrammatiſchen Charakter ganz

[1] Schiller's Leben, S. 562.
[2] Nachleſe III. 92.

genau kennen und überdieß mit Schiller's Geistesrichtung, Haß, Liebe ꝛc. innig vertraut sind, so ließe sich, mit Hülfe mancher Andeutungen in dem Briefwechsel, auch bei der Mehrzahl von den übrigen mit großer Wahrscheinlichkeit festsetzen, ob sie von Schiller oder Goethe sind, und es würden dann nur noch etwa 50—60 „meist unbedeutende, charakterlose Distichen, besonders viele Uebergangsverse" unentschieden bleiben.

Auch Gervinus legte 1841 seine gewichtige Stimme in die Wagschale derjenigen Kritiker, welche eine Theilung für zulässig halten. Er sagt:[1] „In der That ist das Eigenthumsrecht Beider doch im Allgemeinen so klar an sich und auch durch die Briefe klar geworden, daß kein sehr scharfsichtiger Chorizonte dazu gehört, um diesen Ausspruch im Einzelnen belegen zu können; wer die Epigramme auf naturhistorische Gegenstände, auf Reichardt, auf die Zeitschriften, auf die revolutionären Demagogen absondert, und die in Gruppen gestellten, die Flüsse, die homerischen Parodien, die Philosophen, den Thierkreis dagegenhält, der kann auch durch die letzte Feile hindurch, die die charakteristischen Ecken abschliff, den Charakter doch erkennen."

An Gervinus reiht sich im Gliede der Separatisten Johann Wilhelm Schaefer an. Derselbe lieferte 1846 einen Aufsatz über die Xenien,[2] worin folgende bedeutende Stellen vorkommen: „Goethe wies, wie Eckermann uns berichtet, die Entscheidung über das Eigenthumsrecht von der Hand und meinte, man müsse tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Fragen nur die geringste Wichtigkeit legen wolle." Allein soll die deutsche Literaturgeschichte wissenschaftlich bearbeitet werden, so kann man auch solche Fragen nicht umgehen, weil im Gebiete der Wahrheit eben nichts klein und unbedeutend ist. Goethe's angebliche Aeußerung: „Oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall," widerspricht der Natur des dichterischen Schaffens; jedes wahrhaft poetische Epigramm bringt seine Form schon in der Geburt mit.

[1] Literaturgeschichte V; zweite Auflage S. 452.

[2] Prutz, literarhistorisches Taschenbuch auf 1846. S. 447 ff.

— — Wenn auch bei einigen, allgemein gehaltenen Epigrammen über die Autorschaft Zweifel erhoben werden können, so ist sie doch bei den besten und schlagendsten mit Sicherheit zu bestimmen. — — Der gründliche Forscher weiß, wie sehr durch solche Einzelnheiten das tiefere Verständniß der innersten Natur unserer großen Dichter gefördert wird, ja wie dieses ohne jene kaum möglich ist."

Man sieht hieraus, daß dieser Schriftsteller, der sich vielfach um deutsche Literaturgeschichte verdient gemacht hat, ebenfalls eine itio in partes anzubahnen strebte. Die Chiffren der Frau v. Schiller scheinen ihm bis dahin fremd geblieben zu seyn, oder er wollte sie absichtlich nicht beachten, denn er sucht in den Votivtafeln Schiller's Distichen zu ermitteln, ohne jener Chorizontin irgend zu gedenken. Fast gleichzeitig veranstaltete Schaefer eine Auswahl von Goethe's Gedichten[1] und er führte hier thatsächlich aus, was er dort angedeutet hatte. In der Vorrede bemerkt er: „Um das Bild der früheren Perioden zu vervollständigen, habe ich einiges aufgenommen, was sich in der Sammlung von Goethe's Werken nicht findet, namentlich eine Lese von Xenien, bei denen die Autorschaft Goethe's unzweifelhaft oder doch wahrscheinlich war."

Es folgen denn auch, Bd. II. S. 77—84, ein und vierzig Xenien und Schaefer ist ein so ehrenwerther Kritiker, daß es uns von hohem Interesse seyn muß, seine Auseinandersetzung mit Frau v. Schiller's Chiffren zu vergleichen. An den meisten Orten treffen beide zusammen; nur neun Xenien finden sich in Schaefer's Sammlung (1. 2. 41. 43. 49. 114. 129. 150. 207), denen Charlotte ein Sch. beigefügt, und man könnte fast überall die Gründe angeben, welche ihn zu der Aufnahme bestimmt haben. In Bezug auf X. 41, „Jean Paul Richter," so brachte er damit muthmaßlich in Verbindung, was Goethe unter'm 10. August 1796 an Schiller schreibt (vrgl. die Anmerk. zu X. 424—28). Bei X. 43 schwebte ihm wohl eine andere Briefstelle des Dichters vom 30. Januar vor, worin

[1] Goethe's Gedichte. Auswahl für Schule und Haus. Stuttgart und Tübingen. 1846.

derſelbe von „brennenden Fuchsſchwänzen“ ſpricht; bei X. 129, „Luiſe von Voß,“ mag ihn die Aehnlichkeit mit einigen Verſen in Goethe's Elegie: „Hermann und Dorothea“ getäuſcht haben, und X. 150 kann wohl nur auf das Zeugniß der Quartausgabe hin gewählt worden ſeyn (ſ. die Anmerk. vor X. 420). Schwer zu begreifen iſt es dagegen, weßhalb Schaefer das letzte Xenion 414 an Goethe zueignet, da wir doch wiſſen, daß es Schiller war, der die Hinrichtung der Freier parodirte, ſpäter aber die betreffenden Diſtichen fortlaſſen mußte. Wir haben alſo hinreichenden Grund, das Schlußepigramm für ein Ueberbleibſel jener Gruppe zu halten; vielleicht zog Schaefer die Eckermann'ſche Ausſage in Erwägung, wonach Goethe Schiller's Xenien „ſcharf und ſchlagend, ſeine eigenen aber unſchuldig und geringe“ nannte.

Heinrich Viehoff, in ſeinen „Erläuterungen zu Goethe's Gedichten,“[1] tritt (1847) der Anſicht Hoffmeiſter's unbedingt bei. Er nimmt die Sonderung der Frau v. Schiller für eine endgültig entſcheidende an, und läßt, da die Xenien nicht abgedruckt werden, die Ueberſchriften derjenigen 68 Epigramme folgen, welche nach Charlottens Bezeichnung von Goethe herrühren ſollen.

Sind uns bisher nur ſolche Kritiker begegnet, welche ſich der Xenientrennung geneigt erwieſen haben, ſo tritt nun (1849) Heinrich Düntzer kampfluſtig dagegen auf.[2] Beſonders iſt ſein Speer wider die Chiffren der Frau v. Schiller gerichtet, denen er höchſtens eine ſehr untergeordnete Bedeutung zugeſteht. Nach Hoffmeiſter wären dieſe Buchſtaben aus Schiller's eigener Anweiſung hervorgegangen; Düntzer will darin nur einen Verſuch erblicken, den Charlotte machte, als der Almanach erſchien, um die Xenienverfaſſer zu errathen. Er meint: ſie ſey dabei auf unerwartete Schwierigkeiten geſtoßen, deßhalb habe ſie viele Epigramme unbezeichnet laſſen müſſen. Wir finden hier alſo zwei namhafte Literaten im ſchärfſten Widerſpruch, doch mag zu den entgegengeſetzten Urtheilen wohl eine unbewußte und leicht verzeihliche

[1] Band II. S. 240 ff.

[2] Archiv ꝛc. von Herrig und Viehoff, Band V. S. 172 ff. und 382 ff., wo ſich Düntzer's Aufſatz über die Xenien findet.

Parteinahme mitgewirkt haben. Während Hoffmeister, Schiller's geistreicher Biograph, erfreut war, seinem Dichter die schönsten und witzigsten Epigramme vindicirt zu sehen, sträubte sich Düntzer, der unerreichte Commentator Goethe's, diesem letzteren so schweren Abbruch thun zu lassen.

Wir werden nun doppelt bemüht seyn müssen, die kritische Wage mit unbefangener Hand zu halten, damit wir ermitteln, nach welcher Seite hin sich ihre Zunge neigt. Zuerst ergibt sich aus der sichersten Quelle, aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, daß dieser seiner Gattin die neuen, eben angelangten Xenien gewöhnlich schon im Manuscript vorzulegen pflegte. Er schreibt im Januar 1796: „Die angestrichenen (Xenien) haben uns am meisten erfreut," und am 11. Juni: „Die gestern überschickten Xenien haben uns viel Freude gemacht." Daß Schiller hier von sich und seiner Frau spricht, gibt Düntzer zu, und da jener ihr die Goethe'schen Distichen communicirte, so darf man wohl glauben, er werde ihr seine eigenen nicht vorenthalten haben. Charlotte mußte also bei einer großen Anzahl von Distichen den Urheber genau kennen und ihr Zeugniß ist darum jedenfalls ein schätzbares und Aufmerksamkeit forderndes.

Fragen wir uns aber, ob sie wirklich, wie Hoffmeister annimmt, gleich auf frischer That die Epigramme sortirt habe, so kann man diese Frage unbedingt mit „nein" beantworten. Im Augenblick des ersten frohen Genießens dachte Charlotte gewiß nicht an eine Zukunft, wo der Gatte ihr die Urheber der Distichen, wenn sie dieselben dann einmal wissen wollte, nicht mehr würde nennen können. Wäre dieß aber auch der Fall gewesen, so hätte sie ihn gewiß lieber selbst befragt, als in einen Almanach, und zwar in eines der schnell vergriffenen Prachtexemplare auf blindes Glück jene Buchstaben hineinzuschreiben. Wir müssen daher die Entstehung ihrer Sonderungszeichen schon in eine spätere Zeit setzen. Als Schiller von Charlottens Seite geschieden war, lebte sie außerordentlich eingezogen und suchte sich durch tägliche Beschäftigung mit seinen Schriften jene schönen Tage zurückzurufen, wo der Unvergeßliche noch wirkte und waltete.

Nun mag ihr auch wohl die Idee gekommen seyn, Goethe's Distichen und die seinigen von einander zu trennen. So weit ihre Erinnerungen reichten, vollführte sie die Aufgabe, welche sie sich gestellt, aber zuweilen war ihr der Verfasser selbst unbekannt, und der Mann, der ihr Auskunft hätte geben können, lebte nicht mehr. Auf solche Weise blieben manche Lücken stehen und endlich unterbrach sie ihre Sonderung, weil dieselbe nun doch nicht mehr ganz zu vollenden war.

Bei den Xenien, wo persönliche Beziehungen ins Spiel kamen, hatte Charlottens Gedächtniß einen festen Halt. Die Chiffren, mit denen sie dieselben versah, haben sich vor dem forschenden Blick der Kritik durchgängig bewährt. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, die Unterredungen des letzteren mit Eckermann und andere Urkunden warfen manches Licht auf die engverschlungene Dichtung von 1796; allein kein einziges Wort widerspricht den Zeugnissen der edlen Frau, sondern alles verbündet sich, deren Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Düntzer hat es zwar versucht, Frau v. Schiller's Zuverlässigkeit auch hier zu bestreiten, doch muß man gestehen, es ist ihm — trotz seiner umfassenden Kenntniß der Goetheliteratur — nicht ein einzigesmal gelungen. Ja, man erstaunt sogar, wie er überhaupt auf solche Angriffe fallen konnte. Schiller recommandirt Rambohr, den Verfasser der „Charis," und Göschen, Thümmels „Stallmeister," als Xenienempfänger. Hierauf schreibt Goethe zurück: „Wie werden sich Charis und Johann prächtig neben einander ausnehmen!" (s. o. S. 19.) Nun folgert Düntzer: da Goethe schon am Ende des Jahres 1795, wo Schiller noch kein Xenion gedichtet zu haben scheint, des Xenientitels Charis Erwähnung thut, so gehört auch die Xenie (119) selbst wahrscheinlich diesem an. — Ein anderesmal erklärt er: die Aufnahme einzelner Epigramme in Schiller's oder Goethe's Werke sey nicht beweisend für die Autorschaft. Dennoch muß ihm Xenion 150, das nach Goethe's Tode in die Quartausgabe aufgenommen wurde, aus der späteren Edition aber wieder fortblieb, als Beweismittel gegen Charlottens Bezeichnung dienen.

Viele bedeutende Literaturhiſtoriker haben eine Sonderung der Xenien für ausführbar und wünſchenswerth erachtet, alſo iſt es die Aufgabe der Kritik, für dieſen Zweck alle Fingerzeige zu ſammeln. Die erſte Stelle hierbei muß natürlich das eigene Zeugniß der Dichter behaupten, ſo weit ſie daſſelbe durch Aufnahme in ihre Werke abgelegt haben. Ganz ohne Prüfung darf man freilich auch dieß nicht gelten laſſen, da ſie ein Xenion und drei Votivtafeln beiderſeits abdrucken ließen. Dann folgt die Ausſage der Frau v. Schiller, welche überall einer ſtrengen Kritik unterworfen werden muß. Ihre Sortirung der Xenien iſt bisher unverletzt ſtehen geblieben; bei den Votivtafeln verhält es ſich anders und es wird weiter unten Gelegenheit ſeyn, darauf zurückzukommen. Endlich, wo jeder hiſtoriſche Nachweis mangelt, hat die Kritik das Recht und die Pflicht, mit ihrer Wahrſcheinlichkeitsrechnung anzufangen, ohne eben fordern zu dürfen, daß man ihre Andeutungen wie Orakelſprüche hinnehmen ſolle.

Will man die allgemeinen Grundlinien feſtſtellen, wodurch die Xenien beider Dichter ſich unterſcheiden, ſo wird das Urtheil lauten: „Schiller's Epigramme ragen faſt durchgehends über die Goethe'ſchen empor; treffender Witz, leuchtender Humor, vernichtende Satyre erfüllt ſie. Er ging, ein ungeſtümer Streiter, begeiſtert in die Schlacht, um alles Falſche, Unſchöne und Gemeine mit der Wurzel auszurotten, während Goethe's Diſtichen — wenn er ſie nicht wider Frömmelei oder wider ihm verhaßte politiſche Grundſätze richtet — eine gewiſſe Verſöhnlichkeit und Kälte athmen.“ Hierin begegnen ſich nicht nur alle Andeutungen des Briefwechſels und Charlottens Chiffren, ſondern auch Goethe's eigene Worte, denn Eckermann berichtet:[1] „Bei Erwähnung der Xenien rühmte Goethe beſonders die von Schiller, die er ſcharf und ſchlagend nannte, dagegen ſeine eigenen unſchuldig und geringe. Den Thierkreis, ſagte er, welcher von Schiller iſt, leſe ich ſtets mit Bewunderung.“ (Vergl. die Anmerk. zu X. 68.)

Aus Hoffmeiſter's Edition ergeben ſich 223 Xenien, die

[1] Geſpräche, I. 195.

Schiller's Gattin nach den Verfassern getrennt hat. Zwar sagt er selbst,[1] Charlotte habe 225 bezeichnet, dann vergaß er aber bei zweien die Unterschrift mitzutheilen, und dieß sind wohl X. 179 und 218, wo jede nähere Bemerkung fehlt. Von den übrigen stehen noch drei und sechzig in Schiller's und eins in Goethe's Werken. Es würden im Ganzen also 127 Xenien ungesondert bleiben, doch habe ich mir erlaubt, nach sorgsamer Erwägung aller innern und äußern Gründe auch diese auf ihren Ursprung zurückzuführen. Um die Uebersicht zu erleichtern, lasse ich die Chiffren G. oder Sch., wo dieselben von Schiller's Gattin herrühren, mit lateinischer Schrift drucken; bei Distichen, welche sich in den Werken der Dichter wiederfinden, erscheinen sie mit deutschen Buchstaben, und sobald sie auf Combination beruhen, sind sie in Klammern eingeschlossen.

Nun würde hauptsächlich noch von den Erläuterungen der Xenien zu sprechen seyn. Die eigentliche Quelle derselben ist schon früher mehrfach benutzt, aber immer ängstlich verschwiegen worden. Sie findet sich in einem Buche, das 1797 erschien und das den Titel führt: „Literarische Spießruthen, oder die hochadeligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri." Der Verfasser Daniel Jenisch war Prediger in Berlin und wir werden ihn, bei Gelegenheit der Epigramme 178 und 295, näher kennen lernen. Er bestrebte sich; Schiller und Goethe an gewaltiger Satyre zu übertreffen, darum gab er die Xenien mit Noten heraus, denen man die Prätension anmerkt, witzig seyn zu wollen. Seine platte Natur reichte zwar höchstens bis zur farblosen Ironie, aber wir müssen ihm dennoch für diese Arbeit dankbar seyn. Er deutete nämlich durch einzelne Worte oder Buchstaben den Sinn der Epigramme und klärte dadurch Vieles auf, was später, als jene Literaturepoche schon entfernt lag, wohl kaum noch zu ermitteln gewesen wäre. Nicht selten verwechselte Jenisch indeß die richtigen Namen, theils aus Unkenntniß, theils in ironischer Absicht.

[1] Nachlese, III. 104.

Dann folgte Friedrich Karl Julius Schütz, geboren 1779, gestorben 1844, der die Xenien im dritten Bande von „Goethe's Philosophie. Hamburg 1825" abdrucken ließ. Schütz wäre ganz der Mann gewesen, dieselben mit gründlichen Erklärungen auszustatten, denn im Hause seines Vaters, des Hofrath Schütz zu Jena, wurden die xenistischen Mysterien gewiß vollständig enthüllt, auch hatte er, zur Zeit jener literarischen Revolution bereits ein Alter erreicht, wo man merkwürdige Ereignisse mit lebhaftem Antheil aufzunehmen pflegt. Mangelte ihm nun aber überhaupt die Fähigkeit zu solchen Arbeiten, oder hatte die unglückliche Verbindung mit der Schauspielerin Hendel-Schütz seine Geisteskraft erlahmt — genug, wir finden in dem Xenien-Commentar, wie er ihn gab, gewöhnlich nur kahle Namen, aus den literarischen Spießruthen ohne alle kritische Einsicht entnommen. Dagegen verdienen die abweichenden Deutungen, welche Schütz hin und wieder anbringt, unsere Aufmerksamkeit, denn bei genauer Betrachtung zeigt sich, daß es übrig gebliebene Tropfen aus einer guten Quelle sind.

Bedeutend umfassender sind die Noten in dem Büchlein: „Die Xenien aus Schiller's Musenalmanach, Geschichte, Abdruck und Erläuterung derselben. Danzig 1833." Der ungenannte Verfasser ging mit Lust und Eifer an sein Werk, allein auch er trat allzugetreulich in die Spuren der literarischen Spießruthen und wiederholte deren sarkastische Deutungen als ernsthafte Wahrheit. Schützens Commentar war ihm unbekannt; sonst ruht die kleine Schrift auf fleißigen literaturgeschichtlichen Studien und entbehrt nur des rechten Eindringens in den Geist der Xenienbichtung.

Meine Bearbeitung der „Nachträge zu Schiller's Werken. Stuttgart 1839" brachte, durch des Verlegers Schuld, einen zerstückelten Abdruck der Xenien. Ich gab das Buch in einem viel zu jugendlichen Alter heraus, als daß es auf erschöpfende Gründlichkeit irgend Anspruch machen könnte; doch hatte ich schon damals manche Beziehungen angemerkt, welche von den Erklärern vor mir übergangen waren.

Sowohl Heinrich Viehoff in den „Erläuterungen der Schiller'schen Gedichte (1840)," als Karl Hoffmeister in seine

Nachlese (1840)," ließen sich, bei Auslegung der Xenien ganz und gar durch die Danziger Edition leiten. Die literarischen Spießruthen kannten beide nicht, deßhalb geschah es um so leichter, daß sie die falschen Notizen, welche dieß Buch verbreitet hatte, ohne Mißtrauen nachschrieben. Auch Schützens Glossar ist von ihnen völlig übersehen worden. Bei Viehoff entschuldigt sich das wohl, da er in's Allgemeine eingehen mußte und also unmöglich im Stande war, auf den literarischen Theil der Epigramme vollwichtigen Nachdruck zu legen. Aber in Hoffmeister's Xenienerklärung vermißt man durchaus diejenige Tüchtigkeit und Selbstprüfung, welche dem achtungswerthen Autor sonst eigen sind.

Während ich mit der Redaktion meiner Schrift beschäftigt war, erschien (1849) der oben erwähnte Aufsatz von Heinrich Düntzer, welcher eine Reihe von Berichtigungen und Supplementen zu den vorhandenen Glossarien lieferte. Seine ausgebreitete Sachkenntniß hat ihn großentheils das Richtige finden lassen; doch, wenn selbst diesem erfahrenen Schriftsteller hin und wieder Irrungen begegnen konnten, so mußte mich das zu verdoppelter Sorgfalt und Vorsicht mahnen.

Wie viel oder wie wenig in den folgenden Blättern geleistet worden, darf ich vertrauensvoll dem Urtheil des Lesers anheimgeben. Ein Zurückgehen auf die Quellen that noth und ich habe mich demselben mit Gewissenhaftigkeit unterzogen. Meine Arbeit wurde dadurch äußerst erschwert, daß nirgendwo eine Centralbibliothek für die Erzeugnisse des deutschen Schriftenthums besteht, sondern daß dieselben in hundert Büchereien verstreut liegen. Allein die Charaktervorzüge der Deutschen im Einzelnen machen oftmals die Mängel der Allgemeinheit vergessen und so geschah es auch mir. Ueberall, wo ich anklopfte, wurde mir Gunst und Förderung erwiesen, ohne welche mein Buch nimmer den Grad der Vollständigkeit erreicht hätte, in der ich es dem Leser darbiete. Wohl mag dasselbe trotzdem noch manche Lücke enthalten, aber man muß dergleichen Arbeiten doch endlich einmal zum Abschluß bringen, wenn man fühlt, daß man einstweilen nicht im Stande ist, noch etwas dafür thun zu können.

Xenien.

Triste supercilium, durique severa Catonis
Frons et aratoris Filia Fabricii,
Et personati fastus et regula morum,
Quidquid et in tenebris nos sumus, ite foras.

Die hier als Motto benutzten Verse sind dem eilften Buch der Epigramme des Martial entnommen, wo sie im zweiten Sinngedichte (V. 1—4) stehen.

1. Der ästhetische Thorschreiber.

Halt, Passagiere! Wer seyd ihr? Weß Standes und Charakteres?
Niemand passiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

Sch.

2. Xenien.

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder.
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Sch.

3. Visitator.

Oeffnet die Koffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von französischem Gut?

Sch.

4. Xenien.

Koffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr, als zwei Taſchen
Tragen, und die, wie bekannt, ſind bei Poeten nicht ſchwer.

Sch.

5. Der Mann mit dem Klingelbeutel.

Meſſieurs! Es iſt der Gebrauch, wer dieſe Straße bereiſet,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen ein.

Sch.

6. Helf Gott.

Das verwünſchte Gebettel! Es haben die vorderen Kutſchen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutſcher, fahr' zu!

Sch.

Die Ueberſchrift iſt eine Anſpielung auf Pfeffel's Fabel vom Spieler und Bettler, worin jener dem Armen eine Priſe reicht und die Antwort empfängt:

„Was braucht es, Herr, daß ich erſt nieſe?
Man ſagt mir täglich ohne Priſe
Nur allzuhäufig: Helf dir Gott!"

7. Der Glückstopf.

Hier iſt Meſſe; geſchwind, packt aus und ſchmücket die Bude.
Kommt Autoren und zieht, jeder verſuche ſein Glück.

G.

8. Die Kunden.

Wenige Treffer ſind gewöhnlich in ſolchen Boutiquen,
Doch die Hoffnung treibt friſch und die Neugier herbei.

Sch.

9. Das Widerwärtige.

Dichter und Liebende ſchenken ſich ſelbſt; doch Speiſe voll Ekel,
Drängt die gemeine Natur ſich zum Genuſſe dir auf!
Sch.

Zum Verſtändniß dieſes Xenions dient eine Stelle aus Schiller's Recenſion über Bürger's Gedichte. Dort heißt es: „Alles, was der Dichter uns geben kann, iſt ſeine Individualität. Dieſe muß es alſo werth ſeyn, vor Welt und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur reinſten, herrlichſten Menſchheit herauf zu läutern, iſt ſein erſtes und wichtigſtes Geſchäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren ꝛc."

10. Das Desideratum.

Hätteſt du Phantaſie und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Leſſing zu ſeyn!
Sch.

Die Diſtichen 9 und 10 waren früher nicht gedeutet, allein ich ſtimme mit Düntzer überein, daß ſie wohl nur auf Friedrich Nicolai gemünzt ſeyn können. Schiller wollte denſelben „überall in Text und Noten mit einer recht inſignen Geringſchätzung behandeln," darum wurde er auch hier als Chorag vorangeſtellt. Nicolai glaubte wirklich, wegen ſeiner ſatyriſch-komiſchen Romane für einen zweiten Wieland, und wegen ſeiner kritiſchen Arbeiten für einen zweiten Leſſing zu gelten.

11. An einen gewiſſen moraliſchen Dichter.

Ja, der Menſch iſt ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergeſſen, und kam, ach wie gereut mich's, zu dir.
Sch.

Lavater und sein seltsames Buch: „Pontius Pilatus, oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder ein Ecce Homo, oder Alles in Einem. Zürich 1782—1785, 4 Bde." — Schiller sendete das Xenion mit dem Briefe vom 22. Januar 1796 an Goethe und nahm dasselbe unter dem Titel: „der moralische Dichter," in seine Gedichtsammlung auf.

12. Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.
Sch.

Auch dieß Epigramm ist gegen Lavater gerichtet; Goethe benutzte es für die „vier Jahreszeiten" (Herbst, 66), und Körner ließ es in Schiller's Gedichten abdrucken. Das hier über Lavater gefällte Urtheil ist freilich herb; doch konnten selbst dessen Verehrer ihn von dem Vorwurf gewaltiger Eitelkeit nicht entbinden. Schiller hatte schon 1780 in seiner Dissertation die Ansicht ausgesprochen, daß eine Physiognomik zwar nicht unmöglich sey, daß aber Lavater sie wohl nimmer geben würde, sollte er auch noch durch zehn Quartbände schwärmen. Außerdem enthielt seine Anthologie für 1782 die satyrische „Grabschrift eines gewissen — Physiognomen," der auf andrer Leute Nase lesen wolle, weß Geistes Kind sie wären, der aber auf der eignen nicht entdeckt habe, daß er unfähig sey, dieß Werk zu vollführen. (Vergl. X. 20 und 21.)

13. Für Töchter edler Herkunft.

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.
Sch.

„Für Töchter edler Herkunft, eine Geschichte. Leipzig 1787, 3 Thle." — Dieser Roman erzählt die schlüpfrigen Abenteuer eines jungen Mädchens, das durch schlechte Erziehung in einer

französischen Pension auf Irrwege geleitet worden. Der Verfasser Johann Timotheus Hermes, geb. 1738, ging frühe nach Königsberg, wo Kant und Arnold seine Lehrer wurden. Nicht bloß die Philosophie der Schule, sondern auch die des Lebens studirte er dort; seine Romane gaben eine ungeschminkte, wenn gleich flache Abspiegelung der weiblichen Gemüthswelt; sie fanden großen Beifall und Hermes hieß zu seiner Zeit der deutsche Richardson. Im Jahre 1772 wurde er nach Breslau berufen, wo er 1821 als Probst zu St. Elisabeth, Generalsuperintendent und Professor der Gottesgelahrtheit, starb.

14. Der Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu.
Sch.

Bezieht sich auf die romantischen Gemälde von Hermes, welche zuerst die Phantasie des Lesers durch lüsterne Darstellungen erhitzen, dann aber schwere Strafe für die Sünder und eine moralische Nutzanwendung folgen lassen. Uebrigens pflegte Schiller in Stunden, wo er dem ermüdeten Geist vollkommene Muße gönnen wollte, das bekannteste Buch dieses Schriftstellers: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen," gern zur Hand zu nehmen. — Schiller hat das vorstehende Epigramm für seine Gedichtsammlung ausgewählt.

15. Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand!
Sch.

Eine Fluth frömmelnder Traktate, hervorgerufen durch Lavater, Stolberg, Jung-Stilling, Claudius ꝛc. bemühten sich, die Zwecke der Gottheit auf kleinliche Weise auszuklügeln, ein

Streben, das beiden Dichtern gleichmäßig zuwider seyn mußte. — Düntzer ist nicht abgeneigt, das Distichon Goethen zuzuschreiben, weil gerade ihm der Scherz mit dem Korkbaum und Stöpsel geläufig war. Derselbe äußerte nämlich gegen Eckermann (Gespräche I. 353): „Die Unterscheidung des Subjekts vom Objekt und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existirt und nicht etwa der Korkbaum gemacht ist, damit wir unsere Flaschen pfropfen können, dieses hatte Kant mit mir gemein und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen." (Vergl. ebendaselbst II. 282.) Durch diese Uebereinstimmung wird indeß gar nichts bewiesen. Schiller konnte zu den Versen ein Lieblingswort Goethe's benutzt haben, oder die Aeußerung des Letztern war eine Reminiscenz aus den Xenien, da die Gespräche mit Eckermann erst viele Jahre nachher stattfanden.

16. Der Antiquar.

Was ein christliches Auge nur sieht, erblick' ich im Marmor:
Zeus und sein ganzes Geschlecht grämt sich und fürchtet den Tod.

G.

Kurz ehe Goethe nach Weimar ging, besuchten ihn in seinem elterlichen Hause zu Frankfurt die beiden Grafen Stolberg. Sie kamen aus dem Göttinger Hainbunde und brachten einen furchtbaren, hochromantischen Tyrannenhäß mit, worüber Goethe's Vater lächelnd den Kopf schüttelte, während die Mutter ihn in altem Rheinwein zu ertränken suchte. Der Dichter des Götz unternahm mit ihnen eine Schweizerreise und schrieb ihrer Schwester Auguste stürmische Liebesblätter, ohne sie je gesehen zu haben. Auf der Rückkehr (1775) sprachen die Brüder am weimarischen Hofe ein; damals war noch das „Nichtzahmseyn" ihr Schildspruch, aber bald schlugen sie aus Gluth und Drang in mystische Frömmelei über, die immer mehr eine ultramontane Richtung annahm. Goethe zog sich allmählig von ihnen zurück; Friedrich Stolberg blieb ihm indeß ergeben, bis durch die Xenien ein unheilbarer

Bruch entstand. Der letztere hatte seine „Reise in Deutschland, der Schweiz und Italien (Königsberg 1791, 4 Thle.) beschrieben und das vorstehende Epigramm bezieht sich auf eine Stelle dieses Buches, Thl. 2, Brief 59, wo es heißt: „Ein gewisser Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn grenzet, bezeichnet die meisten Köpfe der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, sowohl des männlichen Geschlechtes als des weiblichen. — Es schwebet selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine schwarze Wolke, der Gedanke des Todes." (X. 52.)

17. Der Kenner.

Alte Vasen und Urnen! Das Zeug wohl könnt' ich entbehren;
Doch ein Majolikatopf machte mich glücklich und reich.

G.

Joseph Friedrich Freiherr v. Racknitz, geb. 1744, gest. 1818 zu Dresden als königl. sächsischer Hofmarschall, Direktor der musikalischen Kapelle, Theaterintendant und Oberküchenmeister. Er gab mehrere Schriften über Kunst heraus; dieß Xenion aber geht namentlich auf seine Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst. Leipzig 1796." (Vergl. die Anmerk. zu X. 28.)

18. Erreurs et Verité.

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck;
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort!

Sch.

Matthias Claudius, nach seinem bekannten Journal: „der Wandsbecker Bote" genannt, war vormals ein frischer Kämpfer für Denk- und Glaubensfreiheit gewesen, hatte sich nachher aber

einem bedenklichen Obscurantismus zugeneigt. Hier handelt es sich um dessen Uebersetzung des mystischen Buches: „Des erreurs et de la verité“ vom Marquis St. Martin, worüber Claudius selbst das naive Geständniß ablegte: „Dieß Buch ist ein sonderliches Buch, und die Gelehrten wissen nicht recht, was sie davon halten sollen, denn man versteht es nicht — — ich verstehe dieß Buch auch nicht.“

19. H. S.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.
G.

In Goethe's Gedichten (Herbst, 67) abgedruckt. — Die literarischen Spießruthen deuten das Xenion auf Heinrich Stilling. Dieß war der Schriftstellername Johann Heinrich Jung's, welcher in seinem Buche: „Stilling's Wanderschaft. Berlin und Leipzig 1778,“ mit Begeisterung von dem jungen Goethe erzählt. Er sah diesen zum erstenmal an der Gasttafel in Straßburg; Jung trug eine etwas altmodische Perücke, und ein Tischgenoß, dem dessen religiöser Sinn bekannt war, fragte spottend: ob Adam im Paradies wohl auch eine runde Perücke möge getragen haben? Rasch und feurig nahm Goethe sich des Fremden an und sie schloßen bald darauf „einen ewigen Bund der Freundschaft.“ Später zeichnete sich Jung nicht nur als Lehrer der Nationalökonomie aus, sondern er war auch ein trefflicher Augenoperateur, und Tausende von armen Erblindeten wurden durch ihn geheilt. Nebenbei ergab er sich dem schrankenlosesten Pietismus und suchte denselben vermittelst vieler Schriften auszubreiten. Goethe's Freundschaft ging dadurch in Kälte, endlich in Abneigung über und diese steigerte sich bis zu der Bitterkeit des obigen Xenions, welche Jung-Stilling niemals verdiente. Zeit und Tod wirkten versöhnend; in seiner Autobiographie hat Goethe das Bild des Jugendfreundes mit milden und treuen Zügen dargestellt.

20. Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur einen Menſchen aus dir ſchuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

G.

Goethe war mit Lavater, bevor er ihn perſönlich kannte, durch einen lebhaften Briefwechſel verbunden; der junge poetiſche Naturforſcher zeigte ſich bei ſeiner Phyſiognomik aus Freundſchaft und eigener Theilnahme ſehr behülflich. Im Jahre 1774 traf er in Frankfurt mit Lavater zuſammen und dieſer gefiel ihm ſo, daß er ihn über Ems nach Coblenz und Cöln begleitete. Ein humoriſtiſches Erinnerungsblatt aus jener Zeit findet ſich in Goethe's Gedichten, „Diné zu Coblenz" betitelt, worin Lavater ſchon als „Prophete" vorkommt. Je höher Goethe's geiſtige Klarheit ſtieg, deſto mehr entfremdete er ſich ihm und Lavater hieß am weimariſchen Hofe nun faſt allgemein „der Prophet;" in Briefen des Herzogs, Wieland's und der Herzogin führt er dieſen Namen. Am 14. Oktober 1796 meldet Schiller dem Freunde Lavater's Ankunft und Goethe erwiedert: „Für die ſonderbare Nachricht, daß der Prophet in Jena ſey, danke ich auf's beſte. Ich werde mich ſeiner zu enthalten ſuchen und bin ſehr neugierig auf das, was Sie von ihm ſagen werden."

21. Das Amalgama.

Alles miſcht die Natur ſo einzig und innig; doch hat ſie
Edel- und Schalkſinn hier, ach! nur zu innig vermiſcht.

G.

Auch dieß Xenion zielt auf Lavater, und es muß hier geſagt werden, was Goethe veranlaßte, einen Mann, dem er früher zugethan war, ſo herbe zu ſtrafen. — Lavater hatte gewiß Anſprüche als freiheitliebender Bürger und treuer Seelſorger geſchätzt zu werden, aber ſolch enger Kreis genügte ihm nicht. Er dürſtete nach lautem Weltruhm, darum ließ er es gern geſchehen,

daß eine Schaar von bigotten oder selbst betrügerischen Leuten ihn zu einer Art von Heiligen stempelte. Während diese Schaar mit seinem Namen ein widerwärtiges Spiel trieb, wuchs er immer gewaltiger in der Selbstvergötterung und trug den falschen Nimbus voll theatralischer Würde. Seine aufrichtigen Verehrer schmerzte es, daß Lavater sich zu solcher Schaustellung von Schwärmerei und Frömmelei hergab und der brave Gleim äußerte: darum bin ich dem guten Lavater so gut und dem bösen so böse. Goethe hielt nun ein strenges Xeniengericht über ihn, und als er 1797 Zürich besuchte, hatte er nicht einen Gruß für den ehemaligen Freund. Nach Jahren aber entflog sein Groll; in „Dichtung und Wahrheit" steht auch Lavater's Gestalt so vor uns da, wie Goethe sie in herzlicher Erinnerung aus der Jugendzeit bewahrt hatte, und durch dieß versöhnende Urtheil nahm er den allzuharten Spruch in den Xenien zurück.

22. Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte,
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

Sch.

Einzelne mochten dieß Xenion wohl auf die Messiade gedeutet haben, darum erklären die literarischen Spießruthen ausdrücklich, hier sey nicht Klopstock gemeint, sondern Lavater's: „Jesus Messias, oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen. Winterthur 1783—86, 4 Bde."

23. Belsazer, ein Drama.

König Belsazer schmaust in dem ersten Akte, der König
Schmaust in dem zweiten, es schmaust fort bis zu Ende
der Fürst.

G.

Belsazer, ein Drama von Christian Graf zu Stolberg. Dasselbe befindet sich in den „Schauspielen mit Chören" der Brüder

Stolberg, wovon nur ein erſter Theil 1787 bei Göſchen erſchienen iſt.

24. Gewiſſe Romanhelden.

Ohne das Mindeſte nur dem Pedanten zu nehmen, erſchufſt du,
Dichter, wie keiner mehr iſt, einen vollendeten Geck.
G.

Nach den literariſchen Spießruthen geht das Epigramm auf Nicolai's „Geſchichte eines dicken Mannes.“ S. X. 142.

25. Pfarrer Cyllenius.

Still von deinen Paſtoren und ihrem Zofenfranzöſiſch,
Auch von den Zofen nichts mehr mit dem Paſtorenlatein.
Sch.

Die literariſchen Spießruthen bezeugen, daß hier Hermes (X. 13) gemeint ſey und alle folgenden Ausleger erklären den Pfarrer Cyllenius für einen Autornamen, deſſen ſich Hermes bedient habe. Dem iſt aber nicht ſo; er nannte ſich, wo er pſeudonym ſchrieb: „Jemehr“ oder „Heinrich Meiſter.“ Ich finde hier nur ein Wortſpiel, denn Cyllenius iſt ein Beiname des Götterboten Hermes, nach dem Berge Cyllen in Arkadien, wo ihm ein Tempel erbaut war.

26. Jamben.

Jamben nennt man das Thier mit einem kurzen und langen Fuß, und ſo nennſt du mit Recht Jamben das hinkende Werk.
Sch.

Das Buch: „Jamben von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Leipzig 1784“ enthält ſiebzehn frömmelnde Strafgedichte über moraliſche, literariſche und politiſche Gegenſtände. Vergl. die Anmerk. zu X. 118.

27. Neueste Schule.

Ehmals hatte man Einen Geschmack. Nun gibt es Geschmäcke;
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?

G.

28. An deutsche Bauluſtige.

Kamtschadalisch lehrt man euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch ist manches bei euch schon kamtschadalisch genug.

G.

Xenion 27 und 28 gehen auf die bei Nr. 17 angeführte Schrift des Freiherrn v. Racknitz. Bevor dieselbe noch erschienen war, schrieb Goethe (18. März 1796) an Heinrich Meyer nach Italien: „Dem Freunde der Geschmäcke in Dresden gelingt es, daß diejenigen, die dem Kindlein nach dem Leben strebten, über die Alpen gezogen sind.“ Einige Monate später berichtet unser Dichter unterm 1. August ebenfalls an Meyer: „Die Dresdner Geschmäcke sind nun auch herausgekommen und die illuminirten Kupfer mit außerordentlicher Delikatesse und Reinlichkeit vollendet.“ (Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 28 und 41.)

29. Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

G.

30. Zur Abwechslung.

Einige steigen als leuchtende Kugeln und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur spielend, das Aug' zu erfreun.

G.

31. Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Sch.

Schiller ſchreibt zu Anfang des vierten Briefes über die äſthetiſche Erziehung, mit Bezug auf Frankreichs Revolution: „Das Gebäude des Naturſtaats wankt, ſeine mürben Fundamente weichen, und eine phyſiſche Möglichkeit ſcheint gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moraliſche Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht.“ — Körner hat dies Xenion in Schiller's Gedichte eingeſchaltet.

32. Goldenes Zeitalter.

Ob die Menſchen im Ganzen ſich beſſern? Ich glaub' es, denn einzeln
Suche man, wie man auch will, ſieht man doch gar nichts davon.

G.

Der Pentameter mahnt ſo lebhaft an den Eingang der zweiten römiſchen Elegie von Goethe, daß Schiller's Gattin dadurch ein neues Zeugniß für ihre Zuverläſſigkeit gewinnt.

33. Manſo von den Grazien.

Hexen laſſen ſich wohl durch ſchlechte Sprüche citiren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

Sch.

Johann Kaſpar Friedrich Manſo, geb. 1759, lebte nach vollendetem Studium in Gotha, und wurde 1790 an's Maria-Magdalena-Gymnaſium nach Breslau berufen, als deſſen Rektor er 1826 ſtarb. Durch herbe Urtheile in Dyk's Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften hatte er Schiller herausgefordert und ſeine poetiſchen Erzeugniſſe boten Blößen genug, um die Xenienpfeile darauf richten zu können. — Von den Grazien handelt Manſo in ſeiner Schrift: „Verſuche über einige Gegenſtände der Mythologie. Leipzig 1794.“

34. Taſſo's Jeruſalem, von demſelben.

Ein asphaltiſcher Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jeruſalem ſtand, das uns Torquato beſang.

Sch.

Manſo's Ueberſetzung des befreiten Jeruſalem, wovon 1791 die erſten fünf Geſänge erſchienen und die auch nicht weiter fortgeſetzt wurde.

35. Die Kunſt zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfſt du der Kunſt? Unglücklicher Manſo,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan!

Sch.

X. 35—40: „Die Kunſt zu lieben. Ein Lehrgedicht in drei Büchern von Manſo. Berlin 1794." — Der alte Garve nahm die erotiſchen Schilderungen des Verfaſſers ſo ernſthaft, daß er an deſſen Mutter ſchrieb: er wundere ſich nur, daß ein Fleiß, wie der Manſo's, neben ſolchen Ausſchweifungen beſtehen könne. (Blätter f. d. liter. Unterh. 1830, Nr. 341.)

36. Der Schulmeiſter in Breslau.

In langweiligen Verſen und abgeſchmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

Sch.

37. Amor als Schulcollege.

Was das Entſetzlichſte ſey von allen entſetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und loſe zu ſeyn.

Sch.

38. Der zweite Ovid.

Armer Naſo, hätteſt du doch wie Manſo geſchrieben,
Nimmer, du guter Geſell, hätteſt du Tomi geſehn.

Sch.

Der römiſche Dichter Ovid, mit dem Beinamen Naſo, ſchrieb ebenfalls eine „Ars amandi“ (Kunſt zu lieben). Er lebte in Glück und Ruhm, als ihn Kaiſer Auguſtus plötzlich nach Tomi an der unwirthbaren Küſte des Pontus Euxinus verbannte. Ovid ſuchte nun das Gerücht zu verbreiten, als hätten ihn ſeine üppigen Schilderungen in Ungnade gebracht und dieſe Angabe benutzt der Xenienbichter, obgleich es feſtſteht, daß Ovid's Verbannung eine andere Urſache hatte.

39. Das Unverzeihliche.

Alles kann mißlingen, wir können's ertragen, vergeben;
Nur nicht, was ſich beſtrebt, reizend und lieblich zu ſeyn.

G.

40. Proſaiſche Reimer.

Wieland, wie reich iſt dein Geiſt! Das kann man nun erſt empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer dein caput mortuum iſt.

Sch.

Manſo's „Kunſt zu lieben“ wollte für ein Seitenſtück zu Wieland's Muſarion gelten. Caput mortuum nennt die Chemie eine im Schmelztiegel zurückgebliebene unbrauchbare Subſtanz; deßhalb hielt man das Xenion damals für eine Satyre auf die neue Ausgabe von Wieland's Werken [1794—1802], welche freilich manchen poetiſchen Rückſtand mitbrachte. S. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. II. 222.

41. Jean Paul Richter.

Hielteſt du deinen Reichthum nur halb ſo zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth, du wärſt unſrer Bewunderung werth.

Sch.

Jean Paul Friedrich Richter. Schiller lernte ihn im Juni 1796 persönlich kennen und meldete an Goethe: „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht.“ Ein näheres Verhältniß zwischen Schiller und Jean Paul entwickelte sich nie, und als der letztere 1798 seinen Wohnort nach Weimar verlegte, gesellte er sich ganz zu dem vereinsamten Herder. — Die Worte: „wie Jener seine Armuth“ beziehen sich auf Manso.

42. An seinen Lobredner.

Meinst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein, wie zuvor, du hast den Höcker davon.
Sch.

Die literarischen Spießruthen bezeichnen eine Kritik in der Allgem. Literaturzeitung über Jean Paul's „Hesperus,“ welche vom Professor Wolkmann (Woltmann?) herrühren sollte und Düntzer hat aus den Briefen an Schütz (I. 198) nachgewiesen, daß der wahre Verfasser jener Recension Friedrich Jacobs gewesen sey. Aber das Xenion geht überhaupt gar nicht auf Jean Paul, sondern gehört noch zur Salve gegen Manso und trifft einen Schriftsteller — wohl ebenfalls Friedrich Jacobs — der dessen Produktionen rühmend beurtheilt hatte.

43. Feindlicher Einfall.

Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herr'n reife papierene Saat.
Sch.

Im Buch der Richter, Kap. 15 V. 4—5 wird erzählt, wie Simson dreihundert Füchse fing, denen er Feuerbrände an die Schwänze band. „Und ließ sie unter das Korn der Philister, und

zündete also an die Mandeln sammt dem stehenden Korn und Weinberge und Oelbäume." — Zu diesem Xenion macht Düntzer die Anmerkung: „Charlotte Schiller bezeichnet ihren Gatten als Verfasser. Nach der Aeußerung Goethe's aber (30. Jan. 1796), sie wollten Reichardt einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken, sollte man eher an Goethe denken, wenn man nicht etwa annehmen will, was sehr unwahrscheinlich, Goethe beziehe sich dort auf unser schon damals vollendetes Epigramm. Düntzer ist uns die Gründe, weßhalb eine solche Beziehung sehr unwahrscheinlich sey, schuldig geblieben; auch gibt es wohl keine, welche irgend stichhaltig wären. Am 30. Januar hatten die Dichter bereits zweihundert Xenien fertig und unter diesen befand sich ohne Zweifel das vorstehende Distichon, denn in Goethe's Worten liegt eine unverkennbare Hindeutung darauf.

44. Nekrolog.

Unter allen, die von uns berichten, bist du mir der liebste;
Wer sich lieset in dir, liest dich zum Glücke nicht mehr.
Sch.

Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll, geb. 1765, lebte eine Reihe von Jahren als Professor und Bibliothekar in Gotha, wo er sich das vollste Vertrauen des Herzogs erwarb. Nicht bloß Münz- und Alterthumskunde beförderte er, sondern sein Herz schlug auch warm für die geistige und politische Erhebung des Vaterlandes. Schlichtegroll's „Nekrolog merkwürdiger Deutschen," von dem achtundzwanzig Jahrgänge [1791—1806] erschienen, ist noch jetzt eine unserer bedeutendsten biographischen Quellen. Im Jahre 1807 erhielt er einen Ruf nach München, wo er als Direktor und Generalsecretär der Akademie der Wissenschaften 1822 starb. — Der Nekrolog hatte neuerdings den Unwillen der beiden Dichter durch eine Lebensbeschreibung ihres gemeinschaftlichen Freundes Karl Philipp Moritz (Jahrg. 1793, Bd. 2) erregt. Eitelkeit und Egoismus wurden ihm darin zur Last gelegt. Um Ausbildung seines Geistes hieß es, habe er sich

nie ernstlich beworben; er wollte nur glänzen und sogar seine Unfälle mußten ihm zur Befriedigung der Eigenliebe dienen. Uebrigens hatte Schlichtegroll diese Biographie nicht selbst verfaßt, sondern ein Autor, der sich in psychologischer Zerlegungskunst allzusehr gefiel." (Fr. Jacobs Schriften. VIII. 230.)

45. Bibliothek schöner Wissenschaften.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

Sch.

X. 45—49. Die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, oder „die Leipziger Geschmacksherberge," wie Schiller sie nannte. Christian Felix Weiße, durch seinen Kinderfreund und seine dramatischen Schriften wohlbekannt, hatte diese Zeitschrift 1765 gegründet; Mag. Joseph Gottfried Dyk, Buchhändler zu Leipzig [geb. 1750, gest. 1813], gab deren Fortsetzung heraus. — Schiller ließ X. 45 in seinen Gedichten unter der Ueberschrift „die Danaiden" abdrucken, wodurch demselben jede epigrammatische Spitze geraubt wurde.

46. Dieselbe.

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

Sch.

47. Die neuesten Geschmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!

Sch.

48. An Schwätzer und Schmierer.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

G.

49. Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch;
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen den Krieg.

Sch.

„Guerre ouverte," der Titel einer damals sehr bekannten Komödie. Dumaniant hatte dieselbe nach Augustin Moreto's: „Ne puede ser" in's Französische übertragen und das Stück wurde durch Ludw. Ferd. Huber in der „Offenen Fehde" (Mannheim 1788), auch deutsch bearbeitet.

50. An gewisse Collegen.

Mögt ihr die schlechten Regenten mit strengen Worten verfolgen,
Aber schmeichelt doch auch schlechten Autoren nicht mehr.

G.

Nach den literarischen Spießruthen geht dieß Epigramm auf Henning's „Genius der Zeit," Reichardt's „Deutschland," „Humaniora" (Leipzig 1796—98, 8 Stücke) und ähnliche Journale, welche ihre Spalten sowohl der Politik als der Literatur widmeten. Die Erklärung der Danziger Ausgabe, hier sey Herder gemeint, ist erkünstelt; es läßt sich im Gegentheil mit Sicherheit behaupten, daß dieser in den Xenien verschont geblieben, wobei ihm wohl auch seine hohe geistliche Stellung in Weimar als Aegide gedient haben mag.

51. An die Herren N. N. P.

Euch bedaur' ich am meisten, ihr wähltet gerne das Gute,
Aber euch hat die Natur gänzlich das Urtheil versagt.

(G.)

Die literariſchen Spießruthen leſen die Ueberſchrift: Inopes, d. h. die Unvermögenden und beziehen das Diſtichon auf Ewald's Urania, Meyer's Archiv der Zeit, Huber's Flora u. ſ. w. Die eben ſo ſchwankende als willkürliche Nomenclatur, welche die Danziger Ausgabe beibringt, kann keine Berückſichtigung finden. Dr. Wilhelm Ernſt Weber in ſeinem Buche über „Goethe's Fauſt“ (Halle 1836, S. 102), hat die Auslegung „iNOPes“ anerkannt, wogegen Düntzer den räthſelhaften Buchſtaben nur eine allgemeine Bedeutung, wie N. N. oder X. Y. Z. zugeſteht. „Doch wollen wir nicht läugnen,“ ſagt er, „daß die beiden Dichter durch ihr N. O. P. den Scharfſinn der Leſer irre zu führen gedachten, was ihnen beſtens gelungen iſt.“ Dennoch glaube ich das Ziel angeben zu können, gegen welches dieſer Pfeil gerichtet war. In der oberdeutſchen Literaturzeitung, 1796. Stück 2, ſtand eine Beurtheilung der Horen, worin alle Aufſätze, faſt ohne Unterſchied gelobt wurden. Der Recenſent hatte ſich M. N. O. unterzeichnet, und ihm galt wohl das obige Gaſtgeſchenk. — Charlotte Schiller gab dieſem Xenion keine Unterſchrift.

52. Der Commiſſarius des jüngſten Gerichts.

Nach Calabrien reiſ't er, das Arſenal zu beſehen,
Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngſten Gericht.

G.

Friedrich Stolberg's Reiſe in Deutſchland ꝛc. (X. 16), Band 3, Brief 84: „Calabrien iſt ein blühendes Weib des befruchtenden Himmels! — Aber ſie trägt unter ihrem Herzen einen Rieſen, deſſen Zuckungen die Erde ſchon oft erſchütterten! Seine Geburt wird durch die Wehen der Gebärerin laut angekündigt werden, und dieſe Wehen werden die harrende Erde erſchüttern von Pol zu Pol, bis — —!“

53. Kant und ſeine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher ſo viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

Sch.

Schiller nahm das Distichon in die Gedichtsammlung auf.

54. J-b.

Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit und schlüpfrig zu steigen,
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.
Sch.

Ludwig Heinrich v. Jakob, geb. 1759, docirte damals an der Universität Halle und suchte die Kantische Philosophie durch populäre Darstellung dem großen Publikum mundrecht zu machen. Er hatte in seinen „Philosophischen Annalen" über Schiller's ästhetische Schriften schroff und plump absprechende Urtheile gefällt, wofür ihn die Xenien mit solcher Geringschätzung behandelten. Späterhin trat Jakob in russische Staatsdienste, erwarb sich Titel und Orden, kehrte aber 1816 nach Halle zurück, und starb 1827 im Badeort Lauchstädt.

55. Die Stockblinden.

Blinde, weiß ich wohl, fühlen, und Taube sehen viel schärfer;
Aber mit welchem Organ philosophirt denn das Volk?
G.

Das Xenion ist wohl allgemein zu nehmen, obgleich der Hexameter an Büsch und Ebeling erinnert. Möglicherweise sollten dieselben hier wegen ihrer philosophischen Vergehen, wie in X. 236 wegen der politischen, gestraft werden.

56. Analytiker.

Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abschält?
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.
G.

57. Der Geist und der Buchstabe.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen.
Endlich, es hilft nicht, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.

Sch.

58. Wissenschaftliches Genie.

Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph wird's nicht minder.
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut.

G.

Uebereinstimmend sagt Goethe in den Aphorismen über Naturwissenschaft (Werke Bd. 3, S. 303): „Alles was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt."

59. Die bornirten Köpfe.

Etwas nützet ihr doch: die Vernunft vergißt des Verstandes Schranken so gern, und die stellet ihr redlich uns dar.

Sch.

60. Bedientenpflicht.

Rein sey zuerst das Haus, in welchem die Königin einzieht;
Frisch denn, die Stuben gefegt! dafür ihr Herrn, seyd ihr da!

Sch.

61. Ungebühr.

Aber, erscheint sie selbst, hinaus vor die Thüre, Gesinde!
Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich nicht hin.

Sch.

62. Wiſſenſchaft.

Einem iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.

Sch.

In Schiller's Werke aufgenommen.

63. An Kant.

Vornehm nennſt du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig;
Vornehm philoſophirt heißt wie Rotüre gedacht.

Sch.

Immanuel Kant ſchrieb 1796 die Abhandlung: „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philoſophie," welche in ſeinen vermiſchten Schriften, Bd. 3, S. 303 ff. wieder abgedruckt iſt. Dieſe ſchlagende Polemik war insbeſondere gegen Johann Georg Schloſſer (ſ. die Anmerk. zu Tab. vot. 600) gerichtet, und Goethe meldete damals (30. Oktober) an Heinrich Meyer: „Der alte Kant hat ſich, Gott ſey Dank, endlich über die Herren auch ereifert und hat einen ganz allerliebſten Aufſatz: über die vornehme Art zu philoſophiren, in die Berliner Monatsſchrift ſetzen laſſen; er hat niemand genannt, aber die philoſophiſchen Herren Ariſtokraten recht deutlich bezeichnet." — Es iſt ſchwer zu ergründen, wie Düntzer in dieſer Stelle ein Indicium gegen Charlotte v. Schiller's Bezeichnung finden will.

64. Der kurzweilige Philoſoph.

Eine ſpaßhafte Weisheit docirt hier ein luſtiger Doctor,
Bloß dem Namen nach Ernſt, und in dem luſtigſten Saal.

Sch.

Ernſt Platner, geb. 1744, bekleidete zur Zeit eine Profeſſur der Phyſiologie in Leipzig und ſein Hörſaal war ſehr glänzend ausgeſchmückt. Die Xenien ſind ungerecht gegen ihn, denn

ihm bleibt das unbeſtreitbare Verdienſt, die Gebiete der Pſychologie und Anthropologie weſentlich erweitert zu haben. Er ſtarb 1818 als königlich ſächſiſcher Hofrath. (Siehe die Anmerk. zu X. 289.)

65. Verfehlter Beruf.

Schade, daß ein Talent hier auf dem Katheder verhallet,
Das auf höherm Gerüſt hätte zu glänzen verdient.
Sch.

Platner gehörte der mediciniſchen Fakultät an und mit dem „höhern Gerüſt" war die Marktſchreierbude gemeint.

66. Das philoſophiſche Geſpräch.

Einer, das hört man wohl, ſpricht nach dem andern, doch keiner
Mit dem andern; wer nennt zwei Monologen Geſpräch?
(Sch.)

Platner's „Geſpräch über den Atheismus. Leipzig 1783." Der Verfaſſer rühmte ſich eines gewiſſen Skepticismus, welcher wohl das Ergebniß ſeiner mediciniſchen Forſchungen war.

67. Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man gibt ſich mit beiden nur ab um zu ſpielen,
Nun, ſo erboßet euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.
Sch.

68. Literariſcher Zodiakus.

Jetzo, ihr Diſtichen, nehmt euch zuſammen, es thut ſich der Thierkreis
Grauend euch auf; mir nach, Kinder! wir müſſen hindurch.
Sch.

Goethe ſagte zu Eckermann (Geſpräche, zweite Aufl. Thl 1. S. 195): „Den Thierkreis, welcher von Schiller iſt, leſe ich ſtets mit Bewunderung,“ auch hat Charlotte nur die zwei günſtigen Xenien 75 und 82, an Voß und Schütz, Goethen zugeſchrieben.

69. Zeichen des Widders.

Auf den Widder ſtoßt ihr zunächſt, den Führer der Schafe,
Aus dem Dykiſchen Pferch ſpringet er trotzig hervor.
Sch.

„Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften — und ihr Redakteur“ heißt es in den literariſchen Spießruthen. Jeniſch deutete damit auf Friedrich Jacobs, den trefflichen Kenner des klaſſiſchen Alterthums, geb. 1764 zu Gotha, geſt. 1847, als Oberbibliothekar und geheimer Hofrath in ſeiner Vaterſtadt. Als es ſpäter in Vergeſſenheit kam, daß Jacobs damals faſt allgemein für den ungenannten Redakteur der bei Dyk erſcheinenden Bibl. d. ſch. W. gehalten wurde, wußten die Commentatoren nicht, wer hier gemeint ſey. Sie bezogen das Xenion bald auf Manſo, bald auf Nicolai, bis der wahre Eigenthümer es im Schiller-Album (1837, S. 113) freiwillig reclamirte.

70. Zeichen des Stiers.

Nebenan gleich empfängt euch ſein Namensbruder; mit ſtumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, ſtößt euch der Halliſche Ochs.
Sch.

Der „Namensbruder“ iſt Jakob in Halle (X. 54).

71. Zeichen des Fuhrmanns.

Alſobald knallet in G** des Reiches würdiger Schwager,
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt doch vorbei.
Sch.

Rudolf Zacharias Becker in Gotha, geb. 1751, geſt. 1822, hat ſich durch populäre Schriften um die Volksbildung vielfach verdient gemacht. Des Reiches würdiger Schwager heißt er als Herausgeber des „Kaiſerl. priv. allgemeinen Reichsanzeigers 1791 bis 1806," aus welchem nachmals der Allgemeine Anzeiger der Deutſchen hervorging.

72. Zeichen der Zwillinge.

Kommt ihr den Zwillingen nach, ſo ſprecht nur: Gelobet ſey J —
C — ! „In Ewigkeit!" gibt man zum Gruß euch zurück.

Sch.

Die beiden Grafen Stolberg (X. 116—118 und 125), welche in Holſtein lebten.

73. Zeichen des Bärs.

Nächſt daran ſtrecket der Bär zu K * * die bleiernen Tatzen
Gegen euch aus, doch er fängt euch nur die Fliegen vom Kleid.

Sch.

Literariſche Spießruthen: „Kiel. Die Xenienmacher glauben, der Herausgeber der allgemeinen deutſchen Bibliothek ſey in Kiel. Sie ſind falſch berichtet; er lebt in Hamburg und heißt Hermann." — Nachdem Nicolai im Jahre 1792 die Redaktion der allgemeinen deutſchen Bibliothek niedergelegt hatte, erſchien deren Fortſetzung in Kiel und führte ſeit 1794 den Titel: Neue allgemeine deutſche Bibliothek.

74. Zeichen des Krebſes.

Geht mir dem Krebs in B * * * aus dem Weg; manch lyriſches Blümchen,
Schwellend in üppigem Wuchs, kneipte die Scheere zu Tod.

Sch.

Ramler in Berlin gab die poetiſchen Werke verſtorbener und lebender Dichter, z. B. Logau's, Geßner's, Lichtwer's und Hölty's, mit ſogenannten „Verbeſſerungen“ heraus, wogegen beſonders Lichtwer heftig proteſtirte. Chodowiecki zeichnete ihn als Barbier des im Sarge liegenden Kleiſt und ſchrieb darunter: Laß die Todten ungeſchoren!

75. Zeichen des Löwen.

Jetzo nehmt euch in Acht vor dem wackern Eutiniſchen Leuen,
Daß er mit griechiſchem Zahn euch nicht verwunde den Fuß.

G.

Johann Heinrich Voß zu Eutin, deſſen „Mythologiſche Briefe. 1794, 2 Bde.“ eine ſcharfe Polemik gegen Heyne in Göttingen enthielten.

76. Zeichen der Jungfrau.

Bücket euch, wie ſich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau in Weimar;
Schmollt ſie auch oft — wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

Sch.

Dieß Epigramm wurde ſehr verſchieden gedeutet: Schiller berichtet dem Bundesgenoſſen am 18. Oktober 1796, daß man darunter die Herzogin in W[eimar] verſtehe; „die Parodien“ (Anti-Xenien, Nr. XXV.) beziehen es auf Sophie Mereau und in den literariſchen Spießruthen heißt es: „Reſpekt vor Wieland!“ Die letztere Auslegung wird durch Schiller's eigene Worte beſtätigt, denn als man die Xenien zerſtückeln wollte, ſchrieb er (31. Juli 1796) an Goethe: „Wieland ſoll mit der zierlichen Jungfrau in Weimar wegkommen, worüber er ſich nicht beklagen kann.“ — Schiller hatte den „Sänger der Grazien,“ wie ſich

Wieland gern bezeichnen hörte, schon 1787 während seines ersten Aufenthaltes in Weimar kennen gelernt. Allein die wetterwendische Natur desselben machte ihm gleich damals viel zu schaffen; bald fesselte er ihn durch unwiderstehliche Freundlichkeit, bald stieß er ihn durch eisige Kälte zurück. Dieß mädchenhaft launische Wesen wurzelte zu tief in Wieland's Charakter, als daß er es jemals hätte ablegen können; wen er heute noch aufrichtig zu lieben schien, gegen den benahm er sich morgen mürrisch und gleichgültig (vrgl. X. 281 u. Tab. vot. 446). — Man hielt zur Zeit, als der Almanach herauskam, Goethe für den Verfasser des obigen Xenions und Falk äußerte: „Mit Recht hat Goethe Wielanden die zierliche Jungfrau von Weimar genannt. Er ist kaum ein Viertel Mann." (Böttiger, literar. Zustände, I. 257.)

77. Zeichen des Raben

Vor dem Raben nur sehet euch vor, der hinter ihr krächzet,
Das nekrologische Thier setzt auf Kadaver sich nur.

Sch.

Schlichtegroll's Nekrolog (X. 43). — Schiller schreibt am 28. Oktbr. 1796 an Goethe: „Woltmann glaubt steif und fest, daß mit dem nekrologischen Raben, der hinter Wieland krächze, niemand als .... gemeint sey." Der ausgelassene Name ist wohl Friedrich August Wolf, welcher den Homer secirt hatte. (X. 264.)

78. Locken der Berenice.

Sehet auch, wie ihr in S*** den groben Fäusten entschlüpfet,
Die Berenices Haar striegeln mit eisernem Kamm.

Sch.

Die „Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung," in Salzburg erscheinend. Sie hatte im fünfzehnten Stück des Jahrgangs 1796 eine Recension über Schiller's ersten Musenalmanach gebracht und den „schönfarbigen Kranz, gewunden aus mannigfaltigen, angenehm duftenden Blumen" mit größter Achtung behandelt. Nur

einzelne metrische Mängel der Gedichte wurden gerügt, wofür das obige Epigramm doch wohl eine allzuharte Strafe war.

79. Zeichen der Wage.

Jetzo wäre der Ort, daß ihr die Wage beträtet,
Aber dieß Zeichen ward längst schon am Himmel vermißt.
Sch.

Die literarischen Spießruthen setzen hinzu: „Wäre es aber noch da, sicher ihr risset es weg.“ Niemand wird dieß Epigramm anders verstehen, als daß die Wage der Gerechtigkeit am deutschen Journalhimmel fehle, aber Hoffmeister nennt es „ein Xenion auf die Vorsehung,“ erinnert an Schiller's Resignation ꝛc. und will dessen Ansichten über das Mißverhältniß zwischen Glück und Verdienst hier wiederfinden.

80. Zeichen des Scorpions.

Aber nun kommt ein böses Insekt aus G—b—n her,
Schmeichelnd naht es; ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.
Sch.

Johann Friedrich Reichardt, geb. 1751 zu Königsberg, wurde unter Friedrich dem Großen Kapellmeister in Berlin, lebte dann als königl. Salinendirektor auf seinem Landgut zu Giebichenstein und starb 1814.

81. Ophiuchus.

Drohend hält euch die Schlang' jetzt Ophiuchus entgegen:
Fürchtet sie nicht, es ist nur der getrocknete Balg.
Sch.

Zwar bemerken die literarischen Spießruthen hier: „Die allgemeine deutsche Bibliothek, seitdem sie in Kiel erscheint. Es ist nur der Balg von der Berlinischen.“ Da aber schon X. 73 von

dieſem Journal handelt und da in dem Thierkreis kein Gegenſtand doppelt vorkommt, ſo möchte ich das Epigramm anders deuten, nämlich auf Johann Erich Bieſter, geb. 1749 zu Lübeck, geſt. 1816. Derſelbe war königl. Bibliothekar in Berlin, wo er die gehaltvolle „Berliniſche Monatsſchrift“ herausgab. — Das Sternbild Ophiuchus ſtellt einen Mann dar, der eine mächtige Schlange trägt und X. 81 zielte wahrſcheinlich auf Bieſter's bekannte Grille, überall Jeſuiten und deren Gewebe zu wittern. Seitdem Loyola's Orden 1773 durch den Papſt aufgehoben worden, fürchtete man, derſelbe habe das proteſtantiſche Norddeutſchland zum neuen Tummelplatz für ſeine dunklen Machinationen erwählt. Eine ſolche Beſorgniß mochte nicht ganz ohne Grund ſeyn, aber Nicolai und Bieſter trieben ihre Jeſuitenſpürerei bis in's Komiſche. Der erſtere wurde deßhalb ſpäter als „neugieriger Reiſender“ in Oberon's goldener Hochzeit gepritſcht und X. 81 nennt die Geſellſchaft Jeſu — weil unſere verbündeten Dichter ſie für völlig machtlos hielten — den getrockneten Balg einer Schlange. Schiller meldete im Oktbr. 1796 an Goethe: der Almanach mache großes Aufſehen in Berlin; „Zöllner und Bieſter ſollen ganz entzückt darüber ſeyn. (Sie ſehen, daß es uns mit Bieſtern gelungen iſt.“) Die Freunde beabſichtigten alſo wohl, dieſen wackern Mann, mit dem ſie auf gutem Fuße ſtanden, in den Xenien erſcheinen zu laſſen, ohne daß er es merken ſollte.

82. Zeichen des Schützen.

Seyd ihr da glücklich vorbei, ſo naht euch dem zielenden Hofrath
Schütz nur getroſt; er liebt und er verſteht auch den Spaß.
G.

Chriſtian Gottfried Schütz, geb. 1747, geſt. 1832, lebte zu jener Zeit als Profeſſor der Poeſie und Beredtſamkeit in Jena. Er gab dort in Verbindung mit Bertuch die „Allgemeine Literaturzeitung“ heraus und wir haben bereits im Kapitel über die Horen geſehen, daß er „den Spaß“ ſo weit trieb, ſein Journal für Geld der lobenden Selbſtkritik feilzubieten.

83. Gans.

Laßt ſodann ruhig die Gans in L***g und G**a gagagen,
Die beißt Keinen, es quält nur Geſchnatter das Ohr.
Sch.

„Allgemeiner literariſcher Anzeiger," herausgegeben von Friedrich Roch in Leipzig und „Gothaiſche gelehrte Zeitungen." Das letztgenannte Blatt reizte Schiller durch eine Recenſion der „Hiſtoriſchen Memoires, II. Abth. 10. Band," welche noch immer unter ſeiner Firma erſchienen. Darin heißt es (Jahrg. 1796, St. 53), mit Bezug auf die ſchlechten Ueberſetzungen: „So geht es, wenn Leute ohne Geſchmack von einem Dritten oder Vierten eine Arbeit übernehmen, um ſie für einen wohlfeilern Preis zu liefern, als der, dem ſie aufgetragen war. In Fabriken und Manufakturen gehen die Sachen durch mehrere Hände und werden beſſer, hier aber gehen ſie durch mehrere Hände und werden ſchlechter. Herr Schiller muß aufmerkſamer auf ſeine Manufakturiſten werden, oder ſie werden ſeiner Ehre einen Flecken anhängen. Dieſe Arbeit hat er nicht eines Blickes gewürdigt. Recenſent glaubt dieß aus Achtung für das Publikum ſagen zu müſſen, welches Herrn Schiller für einen Hiſtoriker hält." — Wie unverdient Schiller zu ſolchen Vorwürfen kam, zeigt ſein Brief an Goethe vom 12. Februar 1796. „Ich habe vorige Meſſe ein Buch herausgegeben," ſchreibt er, „das ich geſtern angefangen habe zu leſen. Es iſt ein neuer Theil der Memoires, Brantome's Charakteriſtiken enthaltend. Dieſe Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgeſagt. Dieß gehört auch zu den Germanismen."

84. Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeigehn ſtutzt mir den alten Berliniſchen Steinbock,
Das verdrießt ihn, ſo gibt's etwas zu lachen für's Volk.
Sch.

Friedrich Nicolai in Berlin.

85. Zeichen des Pegasus.

Aber seht ihr in B**** den Grad ad Parnassum, so bittet
Höflich ihm ab, daß ihr euch eigene Wege gewählt.
Sch.

Johann Joachim Eschenburg, geb. 1743, war Professor am Carolinum in Braunschweig und starb 1820. Er galt für einen gewichtigen Aesthetiker, besonders wegen seiner „Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Berlin 1783." (Vergl. X. 139.) — Die literarischen Spießruthen sagen: „Braunschweig oder Breslau? Eschenburg oder Manso? Die Herren und die Leser hätten die Wahl, wenn die Xenien nicht Breslau und Manso immer ausschrieben."

86. Zeichen des Wassermannes

Uebrigens haltet euch ja von dem Dr***r Wassermann ferne,
Daß er nicht über euch her gieße den Elbestrom aus.
Sch.

Johann Christoph Adelung, geb. 1732, gest. 1806, lebte als Oberbibliothekar in Dresden und machte sich durch sein deutsches Wörterbuch verdient. Seine philosophisch-kritischen Entwickelungen dagegen waren matt und verwässert; Schiller hatte ihn deßhalb schon 1795 in dem Aufsatz „über naive und sentimentalische Dichtung" abgefertigt.

87. Eridanus.

An des Eridanus Ufer umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.
Sch.

Joachim Heinrich Campe, geb. 1746, war Schulrath und Buchhändler zu Braunschweig, wo er als Kanonikus im Jahre 1818 starb. Sein unablässiges Bemühen, die deutsche Sprache

von Fremdwörtern zu reinigen, ist hinreichend bekannt. Wir verdanken ihm viele treffliche Verdeutschungen, und wenn er auch zuweilen einen erzwungenen Wortbau vorbrachte, so schmälert das seine Verdienste nicht, denn während alles Untaugliche rasch genug unterging, blieb uns das Gute zum dauernden Gewinn. — Man hatte nach und nach eine Menge Flüsse für den Bernstein-Eridanus der Alten erklärt, z. B. den Rhein, die Rhone, den Po, sogar die Radaune bei Danzig. Hasse suchte in seiner Schrift: „Der aufgefundene Eridanus (1796)" diese Ansichten zu widerlegen, und das Xenion nimmt nun die erledigte Stelle für die Ocker bei Braunschweig in Anspruch.

88. Fische.

Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in Sulzer's Cisterne
Regen, so fangt euch zur Lust einige Grundeln heraus.
Sch.

Die literarischen Spießruthen haben hierbei C. F. v. Blankenburg, als Bearbeiter und Fortsetzer von Sulzer's Theorie der schönen Wissenschaften bezeichnet. Dieser Notiz folgten die späteren Commentatoren, doch Friedrich Jacobs hat sie in seinen Schriften (Bd. 7. S. 348 f.) vollständig widerlegt. An die Xenienerklärung in meinen Nachträgen zu Schiller's Werken (I. 121) anknüpfend, macht er die Mittheilung: das obige Epigramm beziehe sich auf die „Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste, oder Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen. 8 Bde. zu 2 Abtheil. Leipzig 1792—1808," welche Jacobs selbst mit Manso und Georg Schatz (geb. zu Gotha 1763, gest. ebendaselbst 1795) herausgab. „Dieses unschuldige Werk," sagt er, „sey in X. 88 angegriffen worden; an Blankenburg's „Literarische Zusätze," die meist aus Büchertiteln bestehen, habe der Verfasser jenes Gastgeschenkes nicht gedacht. — Schiller war der moralisirenden Aesthetik Sulzer's (X. 352) durchaus abhold und er schreibt an Körner (21. September 1795): sein

Gedicht, „das Reich der Schatten," ruhe auf currenten äſthetiſchen Begriffen, nur nicht auf den Sulzer'ſchen, davon es freilich, und zu ſeinem Glück, der Antipode ſey.

89. Der fliegende Fiſch.

Neckt euch in Breslau der fliegende Fiſch, erwartet's geduldig;
In ſein wäſſriges Reich zieht ihn Neptun bald hinab.
Sch.

Manſo in Breslau.

90. Glück auf den Weg

Manche Gefahren umringen euch noch, ich hab' ſie verſchwiegen;
Aber wir werden uns noch aller erinnern — nur zu!
Sch.

91. Die Aufgabe.

Wem die Verſe gehören? Ihr werdet es ſchwerlich errathen;
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!
Sch.

Chorizonten nannte man die alexandriniſchen Grammatiker, welche die Homeriſchen Heldengedichte verſchiedenen Sängern zutheilen wollten.

92. Wohlfeile Achtung.

Selten erhaben und groß, und ſelten würdig der Liebe,
Lebt er doch immer, der Menſch, und wird geehrt und geliebt.
Sch.

In Berlin war man, luſtiger Weiſe, feſt überzeugt, dieß Epigramm ſey von Schiller gegen Goethe gerichtet. Schiller ſchreibt dem Freunde (Briefw. II. 240): „Meyer, der Poet meinte, wir hätten uns in den Xenien ſelbſt heruntergeriſſen, und ich habe

das Distichon: Wohlfeile Achtung, auf Sie gemacht.“ Auch in den literarischen Spießruthen bemerkte Daniel Jenisch aus Berlin kurz und bündig: „Goethe.“ (S. die Note zu X. 299.)

93. Revolutionen.

Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum in diesen Letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

G.

94. Parteigeist.

Wo Parteien entstehen, hält jeder sich hüben und drüben; Viele Jahre vergehn, eh' sie die Mitte vereint.

G.

Viehoff macht hierzu die beißende Anmerkung: „Beide Xenien, ohne Zweifel von Goethe, beweisen, daß sein ungünstiges Urtheil über seine eigenen Xenien nicht ungerecht war.“ — Goethe hat diese Distichen in die „vier Jahreszeiten“ (Herbst, 68 und 71) eingeschaltet.

95. Das deutsche Reich.

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Sch.

96. Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

G.

97. Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

Sch.

Nun empfangen die deutſchen Flüſſe, oder vielmehr deren Uferbewohner, Gaſtgeſchenke. Dieſelben rühren beſtimmt von Schiller her, denn er ſendete X. 108 mit dem Briefe vom 18. Januar an Goethe; auch nahm er die ganze Reihe bis 112 in ſeine Gedichte auf, wo nur X. 99 zurückblieb.

98. Rhein und Moſel.

Schon ſo lang umarm' ich die lotharingiſche Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unſre Umarmung erfreut!
Sch.

Die Gegenden Deutſchlands, welche der Rhein nach ſeiner Verbindung mit der Moſel durchſtrömt, gaben damals wenig Ausbeute für die Dichtkunſt.

99. Donau in S**.

Bacchus der luſtige führt mich und Komus der fette durch reiche
Triften, aber verſchämt bleibet die Charis zurück.
Sch.

In Bayern. — Hoffmeiſter fügt hinzu: „Dieſes Epigramm muß wohl dem Dichter 1802 zu beißend vorgekommen ſeyn, daß er es nicht mit den übrigen in ſeine Gedichtſammlung aufnahm. Vielleicht that er dieß aber auch deßwegen, weil Bayern ſchon im 111. Xenion bedacht iſt."

100. Donau in O**.

Mich umwohnet mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken,
Immer iſt's Sonntag, es dreht immer am Herd ſich der Spieß.
Sch.

In Oeſtreich.

101. Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröſtet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geſchlecht.
Sch.

Die literariſchen Spießruthen erläutern, mit ironiſcher Beziehung auf Goethe: „Sind zu verſtehen: die alten patriziſchen Geſchlechter von Frankfurt."

102. Saale.

Kurz iſt mein Lauf und begrüßt der Fürſten, der Völker ſo viele,
Aber die Fürſten ſind gut, aber die Völker ſind frei.
Sch.

Ebendaſelbſt: „Ein nichtsbedeutendes Compliment, wie ich es von einem Xenium nicht erwartet hätte. Die Völker ſind die Studenten" [in Jena und Halle].

103. Ilm.

Meine Ufer ſind arm, doch höret die leiſere Welle,
Führt der Strom ſie vorbei, manches unſterbliche Lied.
Sch.

Weimar an der Ilm. Die literariſchen Spießruthen bemerken zu den unſterblichen Liedern: „von Goethe und Schiller — zuweilen auch von Wieland und Herder."

104. Pleiſze.

Flach iſt mein Ufer und ſeicht mein Bächlein, es ſchöpften zu durſtig
Meine Poeten mich, meine Proſaiker aus.
Sch.

Die Pleiße, an Leipzig vorüberfließend. — In dem Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung ſagt Schiller: „die Muſen an der Pleiße bilden einen eigenen kläglichen Chor."

105. Elbe.

All ihr andern ihr ſprecht nur ein Kauderwelſch. Unter den Flüſſen
Deutſchlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, Deutſch.

Sch.

Adelung (X. 86) wollte finden, daß nur in Meißen ein reines Deutſch geſprochen werde.

106. Spree.

Sprache gab mir einſt Ramler und Stoff mein Cäſar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich ſchweige ſeitdem.

Sch.

Der Cäſar iſt Friedrich der Große, den Ramler in pomphaften Oden beſang.

107. Weſer.

Leider von mir iſt gar nichts zu ſagen; auch zu dem kleinſten Epigramme, bedenkt! geb' ich der Muſe nicht Stoff.

Sch.

108. Geſundbrunnen zu C***.

Seltſames Land! Hier haben die Flüſſe Geſchmack und die Quellen:
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verſpürt.

Sch.

Carlsbad, wo Schiller im Sommer 1791 den Brunnen getrunken hatte.

109. P** bei N**.

Ganz hypochondriſch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es ſo hergebracht iſt.

Sch.

Die Pegnitz bei Nürnberg.

110. Die **chen Flüsse.

Unser einer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern; ihr Joch ist sanft und ihre Lasten sind leicht.
Sch.

Die Flüsse in den Ländern geistlicher Herren.

111. Salzbach.

Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Eile dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.
Sch.

Die Salzach — in der Ueberschrift wohl ein Druckfehler — strömt an Salzburg (Juvavia) vorbei, welches damals die Hauptstadt des gleichnamigen Erzbisthums war.

112. Der anonyme Fluß.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.
Sch.

Dieß Distichon ist auf die Fulda, den Hauptstrom im damaligen Bisthum Fulda, bezogen worden.

113. Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüsse. Man sieht's, ihr wißt euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderot's Schätzchen gethan.
Sch.

Denys Diderot, geb. 1713, gest. 1784, schrieb den geistvollen, aber schlüpfrigen Roman: „Les bijoux indiscrets.“ Schiller las ihn gern, und Diderot gehörte überhaupt zu seinen Lieblingsautoren.

114. An den Leser.

Lies uns nach Laune, nach Luſt, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geiſt, wie uns der böſe gezeugt.

Sch.

115. Gewiſſen Leſern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungeſalznen; verzeihet,
Wenn dieß Büchelchen uns überzuſalzen beliebt.

G.

In Xenion 115 fand Wieland eine „Impertinenz," in Xenion 114 eine „egoiſtiſche Prätenſion." (Geſpräch über den Muſenalmanach im Deutſchen Merkur, 1797. II. Stück.)

116. Dialogen aus dem Griechiſchen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F*** St***,
Graf und Poet und Chriſt, dieſe Geſpräche verdeutſcht.

Sch.

„Auserleſene Geſpräche des Platon, überſetzt von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Königsberg 1796. 3 Thle." Schiller hatte, durch Goethe aufmerkſam gemacht, ſchon im Novbr. 1795 gewünſcht, das Buch in Augenſchein zu nehmen. Dieſer ſchickte ihm „die Sudelei des gräflichen Salbaders," und meinte, auf die angeſtrichene Stelle der Vorrede müſſe man einmal losſchlagen, wenn man eben nichts Beſſeres zu thun habe. Schiller antwortete: „Die Stolberg'ſche Vorrede iſt wieder etwas horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz, und die geſuchte, offenbar nur geſuchte Frömmelei — auch in einer Vorrede zum Plato Jeſum Chriſtum zu loben!"

117. Der Erſatz.

Als du die griechiſchen Götter geſchmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnaſſe; dafür gehſt du ins Himmelreich ein.

Sch.

118. Der moderne Halbgott.

Chriſtlicher Herkules! Du erſtickteſt ſo gerne die Rieſen.
Aber die heidniſche Brut ſteht, Herkuliskus! noch feſt.

Sch.

Dieſe beiden Epigramme beziehen ſich auf Friedrich Leopold Stolberg's „Gedanken über Herrn Schiller's Gedicht: die Götter Griechenlands," abgedruckt im Auguſtheft des deutſchen Muſeums von 1788. Darin macht Stolberg's ritterlich-romantiſche Phantaſie unſern Schiller erſt zum Gottesläugner und zieht dann, als ein eifervoller Don Quichote, gegen dieſen Atheiſten zu Felde. Um nur eine ungefähre Anſchauung von dem Ganzen zu geben, mögen folgende Bruchſtücke hier Raum finden: „Poeſie, welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunſt bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poeſie gedacht, um ſie für Tauſendkünſtelei zu halten, um zu glauben, daß ſie nach einer Bewunderung ſtreben könne, zu welcher ſich Verachtung und Abſcheu geſellen . . . Die Philoſophen, welche ſich rühmten, daß ſie das Schwarze weiß, und das Weiße ſchwarz machen könnten, nannten ſich Sophiſten. Ihr Name iſt ein Schimpfwort geworden. Wie ſollen wir Dichter nennen, welche, wie Schiller des göttlichen Feuers theilhaftig wurden und es ſo anwenden?" . . . „Jenes Unding, was die Alten Schickſal nannten, trat an die Stelle Gottes, den wir Vater nennen. Dieſer Kindſchaft entſagen zu wollen, um, wenn das möglich wäre, wieder zu glauben, daß Bacchus mit frechen Mänaden ſchwärme und Venus mit Gnade auf den Dienſt ihrer unzüchtigen Prieſterinnen herabſchaue, iſt der abenteuerlichſte Wunſch, dem ſich ein Menſch überlaſſen kann, ein Wunſch, deſſen Aeußerung ſich nicht von dem Begriffe der Läſterung trennen läßt." — Schiller wollte unter dem Eindruck der friſchen Beleidigung antworten, doch gab er den Vorſatz auf, obgleich Wieland ihm ſchrieb: „Mir iſt es lieb, daß Sie dem platten Grafen Leopold für ſeine, ſelbſt eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen über Ihre griechiſchen Götter ein wenig heimſchicken wollen." Mit dem Erwachen des

Xenienplanes ſchlug aber auch die Stunde zu einem Strafgericht für Stolberg, und als Goethe im Juli 1796 zur Milde und Vorſicht mahnte, antwortete Schiller: „Stolberg kann nicht geſchont werden, und das wollen Sie wohl ſelbſt nicht. — — Außerdem kommen dieſe Hiebe auf die Stolberg'ſche Sekte in einer ſolchen Verbindung vor, daß jeder mich als den Urheber ſogleich erkennen muß. Ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde und habe keine Schonung nöthig.“ Wir ſahen bereits oben bei X. 16. daß Goethe dieſe Gründe nicht nur billigte, ſondern auch Stolberg's Verurtheilung mit unterſchrieb.

119. Charis.

Iſt dieß die Frau des Künſtlers Vulkan? Sie ſpricht von dem Handwerk,
Wie es des Notüriers adliger Hälfte geziemt.

Sch.

Friedrich Wilhelm Baſilius von Ramdohr, geb. 1752, geſt. 1822 als preußiſcher Geſandter in Neapel. Unter ſeinen Schriften ſpielt die Hauptrolle: „Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künſten. Leipzig 1793, 2 Thle.“ Schiller fällt in ſeinem Briefe an Goethe vom 7. September 1794 folgendes Urtheil über dieß Buch: „Was der Verfaſſer im Allgemeinen über die Empfindungen, den Geſchmack und die Schönheit ſagt, iſt freilich höchſt unbefriedigend und, um nicht etwas ſchlimmeres zu ſagen, eine wahre reichsfreiherrliche Philoſophie; aber den empiriſchen Theil ſeines Buches, wo er von dem Charakteriſtiſchen der verſchiedenen Künſte redet und einer jeden ihre Sphäre und ihre Grenzen beſtimmt, habe ich ſehr brauchbar gefunden. Man ſieht, daß er hier in ſeiner Sphäre iſt und durch einen langen Aufenthalt unter Kunſtwerken ſich eine, gewiß nicht gemeine, Fertigkeit des Geſchmacks erworben hat.“ (Vergl. auch den Briefw. mit Körner III. 142.) Bald darauf kam Ramdohr nach Jena, und Schiller ſchrieb damals an Goethe: derſelbe gelte dort ſo ſehr für einen Kunſtkenner, daß

ihn jemand zum Tischler führte, um eine ganz gewöhnliche Kommode, die dieser arbeiten ließ, in Augenschein zu nehmen. — Nach der Ilias XVIII. 381. war Charis, die Grazie Vulkan's Gemahlin, während die Odyssee Aphrodite als solche nennt.

120. Nachbildung der Natur.

Was nur Einer vermag, das sollte nur Einer uns schildern:
Voß nur den Pfarrer, und nur Iffland den Förster allein.

Sch.

121. Nachäffer.

Aber da meinen die Pfuscher, ein jeder Schwarzrock und Grünrock
Sey auch, an und für sich, unsrer Beschauung schon werth.

Sch.

„Luise, ein ländliches Gedicht" von Voß (X. 129) und „die Jäger, ein ländliches Sittengemälde" von Iffland, welche vielfach nachgeahmt wurden.

122. Klingklang

In der Dichtkunst hat er mit Worten herzlos geklingelt;
In der Philosophie treibt er es pfäffisch so fort.

(Sch.)

Die literarischen Spießruthen bezeichnen hier: „H * * *, Professor in Leipzig." Das ist wohl Karl Heinrich Heydenreich, geb. 1764, der seit 1789 eine außerordentliche Professur der Philosophie in Leipzig bekleidete. Wüster Lebenswandel bei spärlichem Einkommen stürzte ihn in Schulden, und ein Buchhändler ließ ihn, weil er das verkaufte Manuscript nicht zur rechten Zeit abgeliefert hatte, in Wechselarrest bringen. Um den Gläubigern zu entgehen, mußte er Leipzig meiden; zwar kam er

1797 wieder dahin zurück, doch schmerzliche Erinnerungen vertrieben ihn abermals, und er starb 1801 am häufigen Genuß des Opiums und spirituöser Getränke. — Seine poetischen Produktionen: „der Bund des Gefühls," „an die Wollust" u. a., suchten ihre Leere unter hochtönendem Wortschwall zu verstecken; von seinen philosophischen Schriften scheinen hier besonders die eifervollen „Briefe über den Atheismus. Leipzig 1796" und sein „Philosophisches Taschenbuch für denkende Gottesverehrer. Leipzig 1796 ff. 4 Bde." gemeint.

123. An gewisse Umschöpfer.

Nichts soll werden das Etwas, daß Nichts sich zu Etwas gestalte;
Laß das Etwas nur seyn! Nie wird zu Etwas das Nichts.
(Sch.)

Zunächst mit Bezug auf Heydenreich, dann aber auf alle diejenigen Bearbeiter der Kantischen Philosophie, welche danach strebten, sein hohes und freies Lehrgebäude in einen beschränkten Dogmatismus umzuwandeln. — Hoffmeister sagt, Charlotte von Schiller habe die Xenien 122 und 123 nicht unterzeichnet, „aber sie gehören sicher Schillern an."

124. Aufmunterung.

Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Gesellen,
Lärmt, bis jeglicher sich wundernd an's Fenster begibt.
(Sch.)

Unsere Chorizontin hat den Verfasser dieser Uebergangsverse nicht bezeichnet, doch hält Hoffmeister die Form „wundernd" für Schillerisch.

125. Das Brüderpaar.

Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.
Sch.

Die Brüder Stolberg hatten sich zur Zeit des Göttinger Hainbundes zwei Centauren zum Symbol gewählt (s. Briefe an Merck. II. 288) und ließen dasselbe auch als Vignette vor ihren Gedichten, herausgegeben von Boie, Leipzig, 1779, darstellen. Wie zelotisch fromm die beiden Waldmenschen nun geworden, das zeigt ein Brief Schiller's an Goethe vom 23. Juli 1796, worin es heißt: „Neulich erfuhr ich, daß Stolberg und wer sonst noch bei ihm war, den Wilhelm Meister feierlich verbrannt habe, bis auf das sechste Buch. Er hält es in allem Ernste für eine Empfehlung der Herrnhuterei, und hat sich sehr daran erbaut."

126. K**.

Höre den Tadler! Du kannst, was er noch vermißt, dir erwerben;
Jenes, was nie sich erwirbt, freue dich! gab dir Natur.
Sch.

Die literarischen Spießruthen lesen „Kant" und fügen ironisch hinzu: „Er bedurfte einer Lehre und eines Trostes, auf die ihn weder sein Nachdenken noch seine Bescheidenheit geführt hätten." Kein Erklärer wies diese lächerliche Deutung zurück, sondern alle wiederholten sie gläubig, obwohl die oberflächlichste Anschauung darthut, daß hier eher jeder Andere, als der Königsberger Philosoph gemeint seyn könne. Man dachte damals an Ludwig Theobul Kosegarten, geb. 1758, gest. 1818 als Rektor der Universität Greifswald. Dieser Dichter gehörte zu den Mitarbeitern der Schiller'schen Almanache; es fehlte ihm weder die eigne, innere Poesie, noch die glühende Kraft des Ausdrucks, aber Einfachheit und Klarheit vermißt man in seinen Schöpfungen. Friedrich Schlegel urtheilte (Journal Deutschland, Bd. 2, S. 351) über Kosegartens Beiträge zum Musenalmanach für 1796: „Sidsekil konnte rührend seyn, wenn es von einigen widerlichen Zügen gereinigt und weicher gehalten wäre. Einige andre, empfindungsvolle Gedichte desselben Verfassers sind von Ueberspannung

und Ueberfluß nach seiner Art ungewöhnlich frei." Zwar erhält die Deutung auf Rosegarten durch Schlegel's Worte Wahrscheinlichkeit, aber vielleicht richtete Schiller das obige Xenion auch an seinen Freund Christian Gottfried Körner. Dieser war 1756 zu München geboren, bekleidete bis 1813 die Stelle eines Appellationsrathes in Dresden und zog dann nach Berlin, wo er 1831 als königl. preußischer Staatsrath starb. Das fünfte Stück der Horen (1795) brachte einen Aufsatz von Körner: „Ueber Charakterdarstellung in der Musik," welcher manchen Tadel erfuhr: Schiller hatte ihm am 7. November 1794 geschrieben: „Bei dir ist die Größe der Forderung, die du an dich machst, schuld, daß du weniger erreichst, daher kann dir leicht geholfen werden."

127. An einen Moralisten.

Richtet den herrschenden Stab auf Leben und Handeln und lasset
Amorn, dem lieblichen Gott doch mit der Muse das Spiel.
G.

Dieß Xenion wurde von sämmtlichen Auslegern übergangen, aber mir scheint der „herrschende Stab" einer bloß allgemeinen Bedeutung entgegenzustehen. Ich glaube, das Epigramm zielt auf Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg (geb. 1745, gest. 1804), welcher 1772 zur Regierung kam, also wenige Jahre, ehe Goethe nach Weimar übersiedelte. Dieser Fürst begünstigte die mathematischen Wissenschaften, zeigte sich aber allem Genieweſen abhold. Es fand nie eine innigere Annäherung zwischen ihm und Goethe statt, doch blieben die äußern Verhältnisse ungestört bis zum Erscheinen des Reinecke Fuchs. Manche Stellen in diesem Gedicht kamen dem Herzog höchst unmoralisch vor und er ließ es ruhig hingehen, wenn in Gotha herbe Aussprüche über den Verfasser gefällt wurden. (Vergl. Tab. vot. 549—51 und das Kapitel: Eindrücke und Urtheile, im zweiten Theil.) Das Distichon findet sich in Goethe's Werken, Herbst 39.

128. Der Leviathan und die Epigramme.

Fürchterlich biſt du im Kampf, nur brauchſt du etwas viel Waſſer;
Aber verſuch' es einmal, Fiſch! in den Lüften mit mir.
Sch.

Vom Leviathan heißt es im Buche Hiob, Kap. 41, Vers 13: „Er hat einen ſtarken Hals und ſeine Luſt iſt, wo er etwas verderbet.“ Nach den literariſchen Spießruthen ſoll hier Nicolai gemeint ſeyn; Andere bezogen das Xenion auf einen Tadler der Goethe'ſchen Epigramme aus Venedig, und die Danziger Ausgabe erinnert deßhalb an Baggeſen (ſ. die Anmerk. zu X. 249). Düntzer bemerkt dagegen: „Die Epigramme, die hier redend eingeführt werden, können nicht die venediger Epigramme ſeyn, ſondern die Xenien ſelbſt, und Leviathan iſt Manſo, der, wie Nr. 89, als Fiſch bezeichnet wird.“ Aber beide Behauptungen ſind jedenfalls unrichtig. In X. 89 tritt Manſo als fliegender Fiſch auf, was mit dem obigen Diſtichon geradehin contraſtirt, auch reden keineswegs die Xenien, ſondern der Dichter, da es ſonſt im Pentameter „mit uns“ heißen würde.

129. Louiſe von Voſs.

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Geſange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.
Sch.

In einer Note zu Schiller's Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung heißt es: „Dieſe Idylle, obgleich nicht durchaus von ſentimentaliſchen Einflüſſen frei, gehört ganz zum naiven Geſchlecht und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den beſten griechiſchen Muſtern mit ſeltnem Erfolge nach.“ — In Voßens Ueberſetzung der Odyſſee, IX. Vers 3—4 findet ſich das Vorbild zu dem Xenion:

„Wahrlich, es iſt doch Wonne, mit anzuhören den Sänger,
Wenn ein ſolcher, wie der, Wohllaut der Unſterblichen nachahmt.“

130. Jupiters Kette.

Hängen auch alle Schmierer und Reimer ſich an dich, ſie ziehen
Dich nicht herunter, doch du ziehſt ſie auch ſchwerlich hinauf.

Sch.

Die früheren Commentatoren haben dieß Xenion nicht gedeutet, doch geht es, beſonders in Verbindung mit 129 und 131, unzweifelhaft auf den Hamburgiſchen Muſenalmanach, herausgegeben von Joh. Heinr. Voß (1776—1800); auch das poetiſche Gleichniß iſt aus Voſſens Ueberſetzung der Ilias (VIII. 17—27) entnommen.

131. Aus einer der neueſten Epiſteln.

Klopſtock, der iſt mein Mann, der in neue Phraſen geſtoßen,
Was er im hölliſchen Pfuhl Hohes und Großes vernahm.

Sch.

Die Danziger Ausgabe denkt an Schubart und citirt eine Strophe aus deſſen Gedicht: die Meſſiade. Aber das letztere war in dem von Schiller und Abel herausgegebenen „Wirtembergiſchen Repertorium" bereits 1782 abgedruckt; wie konnte es alſo eine der neueſten Epiſteln heißen? Und würde Schiller wohl den unglücklichen Freund nach ſeinem Tode noch verſpottet haben? Es iſt auffallend, daß Hoffmeiſter dieſen Gedanken wiederholen mochte. — Schütz citirt hierbei nur den Namen: „von Nicolay in Petersburg," und trifft den rechten Mann, denn in Voſſens Muſenalmanach auf 1796, S. 109 ff. findet ſich von ihm eine „Epiſtel an Ramler." Darin wird die ältere poetiſche Literatur Deutſchlands mit der neueren verglichen, wodurch dieſe gar ſehr in Schatten zu ſtehen kommt. Die bezügliche Stelle lautet:

„Auch du, mein Ramler! deſſen Hand
Die Leier des Horaz dem Schutte Roms entwandt,

Und jener, der aus Miltons Schule
Sich uns, sein größrer Schüler, wies,[1]
Und was im Himmel, in dem Pfuhle,
Erhabnes er vernahm, in neue Phrasen stieß.
Allein die Werke dieser Sänger,
Pries sie der Deutsche lauter, länger,
Als die der tollen Modebrut?
Die (sey es Thorheit, Uebermuth)
Der goldnen Schriften Werth schon tief heruntersetzet,
Und ihren Unsinn höher schätzet."

[1] Unter dem Text steht der Name Klopstock's. Goethe und Schiller werden nicht genannt, doch sucht der Verfasser sie deutlich zu bezeichnen. — Ludwig Heinrich von Nicolay, 1737 zu Straßburg geboren, war dort eine Zeit lang Professor, trat aber nachmals in russische Staatsdienste. Er wurde 1796 kaiserl. Staatsrath, dann Direktor der Akademie, und starb 1820 auf seinem Gute Wiborg in Finnland. Wir besitzen poetische, prosaische und dramatische Schriften von ihm. Kaiser Paul beschenkte ihn einst mit 1500 — Bauern.

132. B**'s Taschenbuch.

Eine Collection von Gedichten? Eine Collecte
Nenn' es, der Armuth zu lieb, und bei der Armuth gemacht.
Sch.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker, geb. 1753, gest. 1813 als königl. sächsischer Hofrath. Schiller's Urtheil ist hart, denn der Jahrgang 1797 enthielt Beiträge von Becker, Bürde, Wilhelmine v. Gersdorf, Gleim, Haug, der Karschin, Lafontaine, Langbein, Mahlmann, Manso, Meißner, Pfeffel, Racknitz, Ramler, Salis, A. W. Schlegel, Schink, Klamer Schmidt, Tiedge, Thümmel, Weiße und Andern. Das Taschenbuch erschien unter Becker's Leitung von 1791—1814, und zu den spätern Jahrgängen hat Schiller selbst Gedichte beigesteuert.

Schiller hatte Becker's persönliche Bekanntschaft 1786 in Dresden gemacht und er schrieb an Körner (5. Januar 1787):

„Solltest du glauben, daß mir Becker beinahe etwas geworden wäre — und ich ihm? Es kam von einem ernsthaften Gespräche über Religion und Philosophie, wo es mich überraschte, Wärme bei ihm zu finden. Am Ende ist es vielleicht nichts, als sein weiches Naturell, das er dadurch zu Grundsätzen veredeln will. Mir war's ein Phänomen, das ich nicht umhin konnte zu schätzen. Er kam, welches nun freilich bei ihm kein so großes Phänomen ist, er kam auf sich selbst zu sprechen und gestand, daß er sich von vielen Schwächen habe heilen können, aber von einer einzigen nicht, die er sehr gut einsehe. Da, glaube ich, lag das Wort Eitelkeit auf seiner Zunge; denn mir ist's unbegreiflich, daß er diese nicht einsehen sollte."

133. Ein deutsches Meisterstück.

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus; das Einzige fehlt nur noch, es ist kein Gedicht.

Sch.

Die literarischen Spießruthen bezeichnen hier: „Zamori, oder Philosophie der Liebe, in 10 Gesängen von Franz Alexander v. Kleist. Berlin 1793." Der Verfasser, geb. 1769, war königl. preußischer Legationsrath und starb 1797. Er hatte im deutschen Merkur (August 1789) ein Gegenstück zu den Göttern Griechenlands: „Das Lob des einzigen Gottes" abdrucken lassen, wofür ihn Schiller wohl ein wenig necken wollte.

134. Unschuldige Schwachheit.

„Unsre Gedichte nur trifft dein Spott?" O schätzet euch glücklich,
Daß das Schlimmste an euch eure Erdichtungen sind.

G.

135. Das Neueste aus Rom.

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt; es steht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt.

Sch.

Professor Asmus Jacob Carstens, ein dänischer Maler, lebte in Rom, wo er 1798 starb. Er versuchte es, Kantische Ideen in allegorischen Bildern wiederzugeben, und darunter befanden sich auch Darstellungen des Raumes und der Zeit. Karl Ludwig Fernow beschrieb diese Gemälde in einem Briefe aus Rom vom Mai 1795, der im deutschen Merkur abgedruckt war. (Briefw. zwischen Schiller und Goethe, II. 14, 15 und 28.) — Einige Zeit nachher trat der Maler Müller in den Horen gegen Fernow auf, und dieser meinte zwar: „Ich weiß, was Goethe, Wieland und Herder über seinen Brief geurtheilt haben und bin deßhalb um so ruhiger," doch ist damit Goethe's Schreiben an Meyer vom 6. Juni 1797 zu vergleichen.

136. Deutsches Lustspiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge,
Leider helfen sie nur selbst zur Komödie nichts.

Sch.

Schiller hatte den Stoff zu einem Lustspiel gefunden, und schrieb fünf Jahre später (13. Mai 1801) an Körner: „Zwar glaube ich mich derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und Humor ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen." — Körner war es auch, der das vorstehende Distichon nachträglich in Schiller's Werke aufnahm.

137. Das Mährchen.

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Mährchen geschäftig,
Nun, und was machen sie denn alle? — Das Mährchen, mein Freund.

Sch.

Goethe's Mährchen „zur Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" stand im zehnten Stück der Horen von 1795 und Schiller schrieb ihm darüber: „Das Mährchen ist bunt

und luſtig genug und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, „das gegenſeitige Hülfeleiſten der Kräfte und das Zurückweiſen auf einander,“ recht artig ausgeführt. Uebrigens haben Sie durch dieſe Behandlungsweiſe ſich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß alles Symbol ſey. Man kann ſich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu ſuchen.“ — Das Mährchen ſteht jetzt im 19. Bande von Goethe's Werken, S. 311.

138. Frivole Neugier.

Das belohnte ſich auch, den delphiſchen Gott zu bemühen,
Daß er dir ſage, mein Freund, wer der Armenier war.
Sch.

„Der Armenier“ iſt eine geheimnißvolle Perſon in Schiller's unvollendetem Geiſterſeher. Der Dichter äußerte über dieß Werk, das manche neugierige Anfragen an ihn erregte: kein Buch würde ihm ſo bedeutendes Honorar einbringen, als der zweite Theil des Geiſterſehers, aber er müßte unter ſich ſelbſt herabſinken, wenn er ihn vollenden wollte. (Woltmann's deutſche Blätter. 1813. H. II. S. 151.)

139. Beiſpielſammlung.

Nicht bloß Beiſpielſammlung, nein, ſelber ein warnendes Beiſpiel,
Wie man nimmermehr ſoll ſammeln für guten Geſchmack.
Sch.

Eſchenburg's „Beiſpielſammlung zur Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften. Berlin 1788—95, 8 Bde.“ (ſ. X. 85.)

140. Mit Erlaubniß.

Nimm's nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird! Verlangſt du
Das Vergnügen umſonſt, daß man den Nachbar vexirt?
Sch.

Campe (X. 87); er wird Eſchenburg's Nachbar genannt, weil beide in Braunſchweig lebten.

141. Der Sprachforscher.

Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver,
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

Sch.

Campe's „Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache. Braunschweig 1795 ff." enthielten Beurtheilungen deutscher Musterschriften, worin auch Goethe's Iphigenie zergliedert wurde.

142. Geschichte eines dicken Mannes.

(Man lese die Recension davon in der N. deutschen Bibliothek.)

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Recensent rühmet, die Blähungen treibt.

Sch.

„Geschichte eines dicken Mannes, worin drei Heirathen und drei Körbe, nebst viel Liebe, von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin 1794. 2 Thle." (X. 24.) — In Schiller's Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, welcher als ein Vorläufer der Xenien betrachtet werden muß, heißt es, mit leicht erkennbarer Beziehung auf dieses Buch: „Da es etwas so Leichtes ist, irgend einen lustigen Charakter, wär' es auch nur einen dicken Mann, unter seinen Bekannten aufzujagen und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureißen, so fühlen zuweilen auch die geschwornen Feinde alles poetischen Geistes den Kitzel in diesem Fache zu stümpern, und einen Cirkel von würdigen Freunden mit der schönen Geburt zu ergötzen.

143. Anekdoten von Friedrich II.

Von dem unsterblichen Friedrich, dem Einzigen, handelt in diesen
Blättern der zehnmalzehntausendste sterbliche Fritz.

Sch.

„Anekdoten von König Friedrich II., von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin 1788—92. 2 Hefte."

1797 wieder dahin zurück, doch schmerzliche Erinnerungen vertrieben ihn abermals, und er starb 1801 am häufigen Genuß des Opiums und spirituöser Getränke. — Seine poetischen Produktionen: „der Bund des Gefühls," „an die Wollust" u. a., suchten ihre Leere unter hochtönendem Wortschwall zu verstecken; von seinen philosophischen Schriften scheinen hier besonders die eifervollen „Briefe über den Atheismus. Leipzig 1796" und sein „Philosophisches Taschenbuch für denkende Gottesverehrer. Leipzig 1796 ff. 4 Bde." gemeint.

123. An gewisse Umschöpfer.

Nichts soll werden das Etwas, daß Nichts sich zu Etwas gestalte;
Laß das Etwas nur seyn! Nie wird zu Etwas das Nichts.
(Sch.)

Zunächst mit Bezug auf Heydenreich, dann aber auf alle diejenigen Bearbeiter der Kantischen Philosophie, welche danach strebten, sein hohes und freies Lehrgebäude in einen beschränkten Dogmatismus umzuwandeln. — Hoffmeister sagt, Charlotte von Schiller habe die Xenien 122 und 123 nicht unterzeichnet, „aber sie gehören sicher Schillern an."

124. Aufmunterung.

Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Gesellen,
Lärmt, bis jeglicher sich wundernd an's Fenster begibt.
(Sch.)

Unsere Chorizontin hat den Verfasser dieser Uebergangsverse nicht bezeichnet, doch hält Hoffmeister die Form „wundernd" für Schillerisch.

125. Das Brüderpaar.

Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.
Sch.

Die Brüder Stolberg hatten sich zur Zeit des Göttinger Hainbundes zwei Centauren zum Symbol gewählt (s. Briefe an Merck. II. 288) und ließen dasselbe auch als Vignette vor ihren Gedichten, herausgegeben von Boie, Leipzig 1779, darstellen. Wie zelotisch fromm die beiden Waldmenschen nun geworden, das zeigt ein Brief Schiller's an Goethe vom 23. Juli 1796, worin es heißt: „Neulich erfuhr ich, daß Stolberg und wer sonst noch bei ihm war, den Wilhelm Meister feierlich verbrannt habe, bis auf das sechste Buch. Er hält es in allem Ernste für eine Empfehlung der Herrnhuterei, und hat sich sehr daran erbaut."

126. K**.

Höre den Tadler! Du kannst, was er noch vermißt, dir erwerben;
Jenes, was nie sich erwirbt, freue dich! gab dir Natur.
Sch.

Die literarischen Spießruthen lesen „Kant" und fügen ironisch hinzu: „Er bedurfte einer Lehre und eines Trostes, auf die ihn weder sein Nachdenken noch seine Bescheidenheit geführt hätten." Kein Erklärer wies diese lächerliche Deutung zurück, sondern alle wiederholten sie gläubig, obwohl die oberflächlichste Anschauung darthut, daß hier eher jeder Andere, als der Königsberger Philosoph gemeint seyn könne. Man dachte damals an Ludwig Theobul Kosegarten, geb. 1758, gest. 1818 als Rektor der Universität Greifswald. Dieser Dichter gehörte zu den Mitarbeitern der Schiller'schen Almanache; es fehlte ihm weder die eigne, innere Poesie, noch die glühende Kraft des Ausdrucks, aber Einfachheit und Klarheit vermißt man in seinen Schöpfungen. Friedrich Schlegel urtheilte (Journal Deutschland, Bd. 2, S. 351) über Kosegartens Beiträge zum Musenalmanach für 1796: „Sidsekil konnte rührend seyn, wenn es von einigen widerlichen Zügen gereinigt und weicher gehalten wäre. Einige andre, empfindungsvolle Gedichte desselben Verfassers sind von Ueberspannung

darum bezog es die Danziger Ausgabe auf Reinhold's „Damenbibliothek," auf Carl Müchler's „kleine Frauenbibliothek" und auf Campe's Kinderschriften. Alle folgenden Erklärer wiederholten dieß gutwillig, obgleich man sich doch beim flüchtigsten Anblick überzeugen muß, daß durch solche Doppeldeutung der Sinn des Epigramms vollständig zerstört wird. Zu meiner Freude ist es mir gelungen, den dunkeln Räthselspruch zu lösen: derselbe geht auf das Journal „Flora, Deutschlands Töchtern geweiht, eine Monatsschrift von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts, herausgegeben von Huber und A. Tübingen 1793 bis 1803." Diese Zeitschrift brachte, neben ernsteren Aufsätzen, vielfache Beiträge, die man wohl nur einem kindlichen Faffungsvermögen zumuthen konnte, und in der Ankündigung von 1795 wird besonders auf Pfeffel's Fabeln hingewiesen, „welche, wie die Lesewelt weiß, beinahe ausschließliches Eigenthum der Flora sind." Ludwig Ferdinand Huber, geb. zu Paris 1764, kam in früher Jugend nach Leipzig und verlobte sich mit Dora Stock, einer Tochter des bekannten Kupferstechers. Ihre jüngere Schwester war Körner's Braut und die vier engverbundenen Menschen richteten im Jahre 1784 an Schiller ein gemeinsames Schreiben, von Liebe und Bewunderung durchglüht. Dieser Brief brachte einen bedeutenden Wendepunkt in des Dichters Leben, weil er ihm Muth gab, sich aus den drückenden Verhältnissen in Mannheim loszureißen. Mit dem Frühjahr 1785 ging er nach Leipzig; Huber empfing den sehr detaillirten Auftrag, alles für seine Ankunft vorzubereiten, und Schiller schrieb ihm damals: „Meine Zumuthungen sind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt."

150. Dieselbe.

Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man schriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind.

Sch.

Im Jahre 1787 wurde der 23jährige Huber als sächsischer Legationssekretär nach Mainz gesendet, wo er Georg Adam Forster, den Bibliothekar des Kurfürsten, kennen lernte. Dessen Gattin Therese, eine Tochter des Professor Heyne in Göttingen, fesselte Huber durch ihren feinen Geist und es bildete sich zwischen ihnen ein eigenthümlich inniges, aber schuldloses Verhältniß, das zunächst aus gegenseitiger Theilnahme an den poetischen Schöpfungen des Andern entsproß. Nachdem die Franzosen 1792 Mainz erobert hatten, wurde Forster von den republikanisch gesinnten Mainzern erwählt, um beim Nationalconvent ihre dauernde Verbindung mit Frankreich zu erwirken (vergl. X. 347). Er ging nach Paris; Frau und Kinder hatte er zur Sicherheit in's Fürstenthum Neufchatel geschickt. Aber seine schönen Träume verwirklichten sich nicht und alles, was er bisher errungen, war erschüttert oder schon zerstört. Forster beabsichtigte, nach Indien zu reisen; er kam an die französisch-schweizerische Grenze und übergab dort Weib und Kind dem treuen Freunde Huber. Dieser opferte ihnen seine Stellung, seine glänzende Laufbahn, er wollte den ihm Anvertrauten um jeden Preis ein Retter und Versorger werden. Nach Forster's Tode im Jahre 1794 wurde Therese seine Gattin; sie lebten nun im Dorfe Bosle bei Neufchatel, wo Huber den Unterhalt für alle durch literarische Arbeiten erwarb. Später ging er nach Stuttgart, erhielt dann eine Anstellung als Landesdirektionsrath in Ulm und starb 1804. — Diese Ereignisse mußten Dora, Huber's ehemalige Braut, sehr schmerzlich berühren; auch ihr Schwager Körner war empört über dessen Treulosigkeit. Durch ihn empfing Schiller eine Darstellung der ganzen Vorgänge, wobei Huber im schwärzesten Lichte erschien, und er ließ sich hinreißen, den alten Freund durch Xenion 150 empfindlich zu verletzen. Hierauf bezieht sich ohne Zweifel folgende Stelle in Schiller's Leben von Gustav Schwab S. 560: „Ein Brief, den der Verfasser dieser Biographie in Händen hat, enthält den Beweis, daß ein Mann, dem Schiller eine entschiedene Wendung seines Lebensglückes mitverdankt und der sein inniger Freund war, auf die Anklage verschmähter Liebe hin, in seinen theuersten

Verhältniſſen durch die Xenien tief gekränkt wurde, aber großmüthig ſein Lebenlang ſchwieg.“ Als Schiller, wenige Monate vor ſeinem eigenen Tode, die Nachricht von Huber's Scheiden erhielt, da war aller Groll entſchwunden, die herzlichſte Trauer bewegte ſeine Bruſt und er ſchrieb (30. Januar 1804) an Körner: „Wer hätte das erwartet, daß Er uns zuerſt verlaſſen müßte? Denn, ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, ſo lebte er doch für uns und war an zu ſchöne Zeiten unſers Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu ſeyn. Ich bin gewiß, daß Ihr jetzt auch ſein großes Unrecht gegen Euch gelinder beurtheilt; er hat es gewiß tief empfunden und hart gebüßt.“

151. Geſellſchaft von Sprachfreunden.

O wie ſchätz' ich euch hoch! Ihr bürſtet ſorglich die Kleider
Unſrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an?

Sch.

Die oben bei Xenion 141 erwähnten „Beiträge ꝛc.“ wurden angeblich durch eine „Geſellſchaft von Sprachfreunden“ redigirt.

152. Der Puriſt.

Sinnreich biſt du, die Sprache von fremden Wörtern zu ſäubern;
Nun, ſo ſage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutſcht?

G.

Das Epigramm war auf Campe (X. 87) gemünzt, doch werden wir ſpäter bei den „Anti-Xenien“ ſehen, daß derſelbe ſich gut genug aus der Affaire zu ziehen wußte.

153. Vernünftige Betrachtung.

Warum plagen wir einer den andern? das Leben zerrinnet,
Und es verſammelt uns nur einmal, wie heute, die Zeit.

G.

154. An **.

Gerne plagt' ich auch dich, doch es will mir mit dir nicht gelingen;
Du bist zum Ernst mir zu leicht, bist für den Scherz mir zu plump.
(Sch.)

Die literarischen Spießruthen erläutern: „Consistorialrath B—r" (Böttiger). Auf diesen scheint mir aber das folgende Epigramm mehr zu passen und ich vermuthe hier den bekannten Schriftsteller August Moritz Thümmel, welcher gleich beim anfänglichen Kampfplan als Xenienempfänger designirt wurde. Er war 1738 nahe bei Leipzig geboren, trat in die Dienste des Erbprinzen Ernst von Koburg, welcher ihn bei seinem Regierungsantritt zum Minister ernannte, und starb 1817, nachdem er lange zuvor alle öffentlichen Aemter niedergelegt hatte. Von seiner Reise in's mittägliche Frankreich sagt Schiller in dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung: „es fehle diesem Roman an ästhetischer Würde, und dem Ideale gegenüber werde er beinahe verächtlich, aber dennoch müsse er ein Lieblingsbuch aller der Zeiten bleiben, wo man ästhetische Werke bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß liest, um sich ein Vergnügen zu machen." Dieß ist im wahren Sinne des Worts ein Vorurtheil, da Thümmel's Werk, dessen Anfang 1791 erschien, erst im Jahre 1805 beendet ward.

155. An ***.

Nein! Du erbittest mich nicht. Du hörtest dich gerne verspottet,
Hörtest du dich nur genannt, darum verschon' ich dich, Freund.
(G.)

Die literarischen Spießruthen bemerken hierzu: „Erräth sich leicht," und die Danziger Edition, der alle spätern Ausleger folgten, bezog das Xenion auf August von Kotzebue. Da derselbe

aber noch mehrmals vorkommt (X. 271 und 406), so widerspricht der Inhalt des Epigramms solcher Deutung. Mir scheint hier, in Uebereinstimmung mit Schütz, niemand anders als Karl August Böttiger bezeichnet, der damals Oberkonsistorialrath und Gymnasialdirektor in Weimar war. Er suchte sich überall hervorzudrängen, überall trat seine Dienstfertigkeit den Freunden hemmend in den Weg, weßhalb sie ihn „Magister Ubique" zu nennen pflegten (vergl. Tab. vot. 445). Böttiger's Sohn erwähnt in dessen Biographie S. 30 ausdrücklich, daß er für Aufrichtigkeit und guten Willen durch die Xenien gestraft worden sey.

156. Garve.

Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O, wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaßt.
Sch.

Christian Garve, geboren zu Breslau 1742, als trefflicher Schriftsteller bekannt, starb 1798, nachdem er seine Professur in Leipzig längst aufgegeben hatte. Auf seinem letzten schmerzvollen Krankenlager diktirte er noch das Werk: „Ueber Gesellschaft und Einsamkeit." — Hoffmeister erinnert: „Garve gehörte in Schiller's Jugend zu dessen Lieblingsschriftstellern und wurde noch in seinem Mannesalter von ihm gelesen (s. Taschenausgabe Bd. 12. S. 155)."

157. Auf gewisse Anfragen.

Ob dich der Genius ruft? Ob du dem rufenden folgest?
Ja, wenn du mich fragst — nein! Folge dem rufenden nicht.
(Sch.)

Ich glaube, dieß Xenion geht auf den Historiker Karl Ludwig v. Woltmann, geb. 1770 in Oldenburg, gest. 1817. Zu jener Zeit war derselbe Professor in Jena, später lebte er als hessen-homburgischer Resident in Berlin und wurde 1805 geadelt. Gerade damals, wo der Xenienplan eben gereift war, schickte Woltmann an Schiller ein selbstverfaßtes Trauerspiel und eine Operette.

Dieſer fand die Tragödie „erbärmlich und in keiner Rückſicht brauchbar; ein Ding ohne Charakter, ohne Wahrſcheinlichkeit, ohne alle menſchliche Natur.“ Er ſchrieb unter'm 24. Jan. 1796 an Goethe: „Woltmann war geſtern drei Stunden lang allein bei mir und ich habe es glücklich durchgeſetzt, daß von den zwei Theaterſtücken keine Sylbe geſprochen wurde. Er war übrigens ſehr artig und freigebig an Lob über Ihre und meine Arbeiten — ohne doch ein Fünkchen Warmherzigkeit bei mir, ſeines Stückes wegen, zu erwecken.“

158. Stoßgebet.

Vor dem Ariſtokraten in Lumpen bewahrt mich, ihr Götter,
Und vor dem Sanscülott auch mit Epauletten und Stern.
(G.)

159. Diſtinctionszeichen.

„Unbedeutend ſind doch auch manche von euren Gedichtchen!“
Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch Komma und Punkt.
(G.)

160. Die Adreſſen.

Alles iſt nicht für alle, das wiſſen wir ſelber; doch nichts iſt
Ohne Beſtimmung, es nimmt jeder ſich ſelbſt ſein Paket.
(G.)

Dieß Xenion leitet die naturwiſſenſchaftlichen Epigramme überhaupt, und zunächſt die geologiſchen ein. Damals ſtritt der Neptunismus noch heftig wider den Vulkanismus. Werner hatte den Ocean für den Urquell aller Erdbildung und die Baſalte für einen wäſſrigen Niederſchlag erklärt, und auch Goethe war ſein Lebenlang ein eifriger Neptuniſt. Jede gewaltſame Entwicklung widerſtrebte ſeinem Innern, darum zeigte er ſich als Feind der politiſchen, wie der geologiſchen Revolution; darum ergriff er überall Partei gegen beide. Dieß mag der pſychologiſche Grund

ſeyn, weßhalb Goethe, trotz ſeiner hohen, klaren Naturanſchauung, das Princip des Neptunismus feſthielt, während die Wiſſenſchaft es längſt verworfen und den Vulkanismus anerkannt hatte. Noch die klaſſiſch-romantiſche Walpurgisnacht im zweiten Theil des Fauſt gab ihm Gelegenheit, durch ein marktſchreieriſches Erdbeben (Seismos) die Vulkaniſten zu verſpotten.

161. Schöpfung durch Feuer.

Arme baſaltiſche Säulen! Ihr ſolltet dem Feuer gehören,
Und doch ſah euch kein Menſch je aus dem Feuer entſtehn.
G.

Sowohl die literariſchen Spießruthen, als Schütz, bezeichnen hier Alexander v. Humboldt. Derſelbe hatte 1790 mit Georg Adam Forſter eine Reiſe an den Rhein, nach Holland und England unternommen. Im Jahre 1791 ſtudirte er den Bergbau auf der Akademie Freiberg, die unter Werner's Leitung ſtand, und es konnte kaum ausbleiben, daß deſſen geologiſche Anſichten auf Humboldt übergingen. Als der letztere nun ſeine „Beobachtungen über einige Baſalte am Rhein. Braunſchweig 1793" veröffentlichte, gab die Schrift jenen Einfluß kund, denn ſie ſtimmte für eine Entſtehung durch Neptunismus. — Höchſt merkwürdig iſt Schiller's Aeußerung, Humboldt betreffend, in dem Briefe an Körner vom 6. Auguſt 1797. Sie zeigt uns, wie ſchwer es iſt, junge, aufſtrebende Geiſter richtig abzuſchätzen, und wie leicht ſelbſt der bedeutendſte Blick zu täuſchen vermag. Dort heißt es: „Ueber Alexander habe ich noch kein rechtes Urtheil, ich fürchte aber, trotz aller ſeiner Talente und ſeiner raſtloſen Thätigkeit, wird er in ſeiner Wiſſenſchaft nie etwas Großes leiſten. Ich kann ihm keinen Funken eines reinen objektiven Intereſſe abmerken — und wie ſonderbar es auch klingen mag, ſo finde ich in ihm, bei allem ungeheuren Reichthum des Stoffes, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenſtande, den er behandelt, das ſchlimmſte Uebel iſt. Es iſt der nackte, ſchneidende Verſtand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren

Punkten ehrwürdig und unergründlich iſt, ſchamlos ausgemeſſen haben will, und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, ſeine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe ſind, zu ihrem Maßſtabe macht. Kurz, mir ſcheint er für ſeinen Gegenſtand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beſchränkter Verſtandesmenſch zu ſeyn. Er hat keine Einbildungskraft, und ſo fehlt ihm nach meinem Urtheil das nothwendigſte Vermögen zu ſeiner Wiſſenſchaft — denn die Natur muß angeſchaut und empfunden werden, in ihren einzelnſten Erſcheinungen, wie in ihren höchſten Geſetzen."

162. Mineralogiſcher Patriotismus.

Jedermann ſchürfte bei ſich auch nach Baſalten und Lava,
Denn es klinget nicht ſchlecht: hier iſt vulkaniſch Gebirg!

G.

Nach den literariſchen Spießruthen bezieht ſich das Xenion auf Forſter's: „Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. Berlin 1791—94. 4 Thle." (Ueber den Verfaſſer ſiehe die Erläuterungen zu den Xenien 150 und 247.) Das Buch enthält die Forſchungen, welche Forſter auf jener gemeinſchaftlichen Reiſe mit Humboldt unternahm.

163. Kurze Freude.

Endlich zog man ſie wieder ins alte Waſſer herunter,
Und es löſcht ſich nun bald dieſer entzündete Streit.

G.

Durch Humboldt's und Forſter's Schriften trug der Neptunismus einen ſcheinbaren Sieg davon, bis Werner's Schüler, nachdem ſie mit der Gebirgsformation in größerer Ausdehnung bekannt geworden, ſich endlich ſelbſt für den Vulkanismus entſchieden.

164. Triumph der Schule.

Welch erhabner Gedanke! Uns lehrt der unſterbliche Meiſter,
Künſtlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt.

G.

Hier und in den folgenden Xenien tritt Goethe gegen Newton's Farbentheorie auf, die er schon in den „Beiträgen zur Optik. Weimar 1791—92. 2 St." zu widerlegen versucht hatte. Seine Empfindlichkeit über die geringe Theilnahme und stolze Zurückweisung, welche dieß Werk gefunden, klingt deutlich aus den Distichen hervor. Schiller schrieb ihm am 23. Novbr. 1795, mit Bezug darauf: „Seyn Sie versichert, wenn Sie einen Roman, eine Komödie geschrieben haben, so müssen Sie ewig einen Roman, eine Komödie schreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt, und hätte der berühmte Herr Newton mit einer Komödie debütirt, so würde man ihm nicht nur seine Optik, sondern seine Astronomie selbst lange verkümmert haben ꝛc."

165. Die Möglichkeit.

Liegt der Irrthum nur erst, wie ein Grundstein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kömmt er an Tag.
G.

166. Wiederholung.

Hundertmal werd' ich's euch sagen, und tausendmal: Irrthum ist Irrthum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste beging.
G.

167. Wer glaubt's.

Newton hat sich geirrt? — Ja doppelt und dreifach! — Und wie denn? —
Lange steht es gedruckt, aber es liest es kein Mensch.
G.

168. Der Welt Lauf.

Drucken fördert euch nicht, es unterdrückt euch die Schule;
Aber nicht immer, und dann geben sie schweigend sich drein.
G.

169. Hoffnung.

Allen habt ihr die Ehre genommen, die gegen euch zeugten;
Aber dem Märtyrer kehrt späte sie doppelt zurück.

G.

170. Exempel.

Schon Ein Irrlicht sah ich verschwinden, dich Phlogiston! Balde
O Newtonisch Gespenst! folgst du dem Brüderchen nach.

G.

Der Naturforscher Georg Ernst Stahl, geb. 1660, gest. 1734, nahm an, in gewissen Körpern sey ein eigener Brennstoff enthalten, den er Phlogiston nannte. Erst der berühmte Chemiker Antoine Laurent Lavoisier, geb. zu Paris 1743, hingerichtet unter Robespierre am 8. Mai 1794, hat das Irrthümliche dieses Systems vollständig dargethan.

171. Der letzte Märtyrer.

Auch mich bratet ihr noch als Huß vielleicht; aber wahrhaftig!
Lange bleibet der Schwan, der es vollendet, nicht aus.

G.

172. Menschlichkeiten.

Leidlich hat Newton gesehen und falsch geschlossen; am Ende
Blieb er, ein Britte, verstockt, schloß er, bewies er so fort.

G.

173. Und abermals Menschlichkeiten.

Seine Schüler hörten nun auf, zu sehn und zu schließen,
Referirten getrost, was er auch sah und bewies.

G.

174. Der Widerſtand.

Ariſtokratiſch geſinnt iſt mancher Gelehrte; denn gleich iſt's,
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht.

G.

175. Neueſte Farbentheorie von Wünſch.

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
So wird aus Gurkenſalat wirklich der Eſſig erzeugt.

G.

Chriſtian Ernſt Wünſch, Profeſſor zu Frankfurt a. d. O., geb. 1744, geſt. 1828, entwickelte in ſeinen „Verſuchen und Beobachtungen über die Farben des Lichts," daß es nicht, wie Newton behauptet, ſieben einfache Farben gebe, ſondern nur drei, nämlich: Orange, Grün und Violett.

176. Das Mittel.

Warum ſagſt du uns das in Verſen? Die Verſe ſind wirkſam;
Spricht man in Proſa zu euch, ſtopft ihr die Ohren euch zu.

G.

177. Moraliſche Zwecke der Poeſie.

„Beſſern, beſſern ſoll uns der Dichter!" So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn?

G.

Der ſchroffe Ausdruck in dieſem Epigramm wurde den Dichtern von ihren Zeitgenoſſen, ſelbſt von den unbetheiligten, ſehr übel genommen.

178. Sectionswuth.

Lebend noch exenteriren ſie euch, und ſeyd ihr geſtorben,
Paſſet im Nekrolog noch ein Proſector euch auf.

Sch.

Dieß Xenion scheint vorzugsweise auf Daniel Jenisch gerichtet. Derselbe war 1792 geboren, lebte damals als Prediger in Berlin und stürzte sich 1804 aus Hypochondrie in die Spree (X. 268 und 269). Schiller sagt in einem Brief an Goethe vom 23. Novbr. 1795: „Der närrische Mensch, der Jenisch, der sich in alles mischen muß, hat auch die Recensionen der Horen gelesen und in dem ersten Feuer einen Aufsatz über mich und meinen schriftstellerischen Charakter geschrieben, der eine Apologie gegen jene Anklagen vorstellen soll. — Es ist ein ganz eigenes Unglück, daß ich bei so heftigen und zahlreichen Feinden doch noch am meisten von dem Unverstand eines Freundes zu fürchten habe und die wenigen Stimmen, die für mich sprechen wollen, über Hals und Kopf zum Schweigen bringen muß."

179. Kritische Studien.

Schneidet, schneidet, ihr Herrn! Durch Schneiden lernet der Schüler;
Aber wehe dem Frosch, der euch den Schenkel muß leihn!

G.

„Sprachbemerkungen über Herrn v. Goethe's Lustspiel: der Großcophta," von Johann Christoph Rüdiger (geb. 1751, gest. 1822 als Professor in Halle), abgedruckt in dessen: Neuester Zuwachs der deutschen Sprachkunde; „Bemerkungen über den Ausdruck in Goethe's Iphigenia," von Joel Löwe (gest. 1822 als Lehrer zu Breslau), abgedruckt in den Campe'schen Beiträgen, und andere ähnliche Zergliederungen. — Vergl. X. 300 und die Anmerkung.

180. Der astronomische Himmel.

So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist fand auch bis dahin den Weg.

Sch.

Die Danziger Ausgabe deutet das Distichon auf die „Kosmologischen Unterhaltungen für die Jugend. Leipzig 1791 ff. Von

Christian Ernst Wünsch" (X. 175). Diese Auslegung scheint mir indeß nicht gerechtfertigt, ich möchte hier weit eher eine satyrische Plänkelei gegen den Herzog Ernst von Sachsen-Gotha (X. 127) annehmen, der für Sternkunde eine große Vorliebe besaß und selbst astronomischer Schriftsteller war. Er zog die mathematischen Wissenschaften allen anderen vor, berechnete den Rösselsprung im Schachspiel und ließ darüber viele Tabellen stechen, weßhalb man ihm vielleicht den „Kleinigkeitsgeist" vorwarf (vergl. Tab. vot. 592—93). Schiller nahm das obige Epigramm in seine Gedichte auf, wo es, „Astronomische Schriften" betitelt, unter den Votivtafeln steht.

181. Naturforscher und Transscendental-Philosophen.

Feindschaft sey zwischen euch, noch kommt das Bündniß zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

Sch.

Durch Körner erhielt dieß Xenion einen Platz in Schiller's gesammelten Werken.

182. An die voreiligen Verbindungsstifter.

Jeder wandle für sich, und wisse nichts von dem andern;
Wandeln nur beide gerad', finden sich beide gewiß.

Sch.

Die Danziger Ausgabe bezieht die letzten beiden Xenien auf Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, der sich damals in Jena habilitirt hatte und dessen „Ideen zur Philosophie der Natur. Tübingen 1795" unlängst erschienen waren. Im August 1798, nachdem Schelling seine Schrift: „Von der Weltseele" herausgegeben, schrieb Schiller an Körner: „Es ist ein vortrefflicher Kopf, auf den ich mich freue, denn er ist Professor hier geworden."

183. Der treue Spiegel.

Reiner Bach, du entſtellſt nicht den Kieſel, du bringſt ihn dem Auge
Näher; ſo ſeh' ich die Welt, * * *, wenn du ſie beſchreibſt.
G.

In den literariſchen Spießruthen heißt es bei dieſem Epigramm: „Goethe im Wilhelm Meiſter.“ Das war jedoch, obgleich Schütz es treulich wiederholte, bloßer Spott, und der Danziger Herausgeber that unrecht, ſolche ſatyriſche Noten ernſthaft zu nehmen. Ich habe hier ſchon früher Wieland's berühmtes Buch: „Der goldene Spiegel, oder Geſchichte der Könige von Scheſchian. Leipzig 1772. 4 Thle.“ bezeichnet. Zwar meint Düntzer, dagegen ſpräche alles, auch die Ueberſchrift, und er bezieht das Diſtichon auf Herder, ohne indeß für beide Angaben irgend welche Beweiſe anzuführen. Deßhalb muß ich bei meiner früheren Erklärung bleiben, denn Goethe hat den goldenen Spiegel bald nach dem Erſcheinen und ſelbſt damals günſtig genug recenſirt (ſ. Werke, Bde. 32. S. 41 ff.). Namentlich ſagt er: die Moral des Pſammis ſey ganz aus ſeinem Herzen; er dankt für die gute Art, womit jene gravitätiſchen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei gebrandmarkt werden, und rühmt Wieland's edlen Enthuſiasmus, der ihn drängt, „für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menſchengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern. Wie verehrungswürdig iſt der Mann, der bei ſeiner ſo großen Weltkenntniß noch immer ſo viel an Einfluß glaubt und von ſeinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine ſchlimmere Meinung hat!“

184. Nicolai.

Nicolai reiſet noch immer, noch lang wird er reiſen;
Aber in's Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.
Sch.

Die ganze Xenienreihe, bis einſchließlich 206, iſt auf Friedrich Nicolai gemünzt. Derſelbe hatte anno 1781 eine Reiſe

gemacht und ſie mußte ihm fünfzehn Jahre lang den Stoff hergeben, um ſein literariſches Licht leuchten zu laſſen. Die kleine Bibliothek, welche er darüber zuſammenſchrieb, führt den Titel: „Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebſt Bemerkungen über Gelehrſamkeit, Induſtrie, Religion und Sitten. Berlin und Stettin 1783—96. 12 Bde.“

185. Der Wichtige.

Seine Meinung ſagt er von ſeinem Jahrhundert, er ſagt ſie,
Nochmals ſagt er ſie laut, hat ſie geſagt und geht ab.
Sch.

186. Plan des Werks.

Meine Reiſ' iſt ein Faden, an dem ich drei Luſtra die Deutſchen
Nützlich führe, ſo wie formlos die Form mir's gebeut.
Sch.

187. Formalphiloſophie.

Allen Formen macht er den Krieg, er weiß wohl, zeitlebens
Hat er mit Müh' und Noth Stoff nur zuſammen geſchleppt.
Sch.

188. Der Todfeind.

Willſt du Alles vernichten, was deiner Natur nicht gemäß iſt,
Nicolai! zuerſt ſchwöre dem Schönen den Tod.
Sch.

189. Philoſophiſche Querköpfe.

Querkopf! ſchreiet ergrimmt in unſere Wälder Herr Nickel;
Leerkopf! ſchallt es darauf luſtig zum Walde heraus.
Sch.

Der eilfte Band jener Reiſebeſchreibung enthielt einen beſondern Abſchnitt: „Formale Philoſophie,“ woran ſich ein anderer:

„Philoſophiſche Querköpfe,“ anknüpfte. Wenn gleich Schiller unter dieſen nicht namentlich aufgeführt war, ſo hatte Nicolai doch beide Kapitel mit ſehr merkbarer Abſicht mitten in die Beſprechung der Horen eingeſchachtelt, und er ſagte dort S. 206: „Nein, noch nie hat irgend eine Nation eine ſolche Sammlung von philoſophiſchen Querköpfen gehabt, als ſeit ein paar Jahren die Deutſchen, und die nicht geradezu Thoren genannt worden wären, ſondern in Journalen ſogar noch etwas gelten.“

190. Empiriſcher Querkopf.

Armer, empiriſcher Teufel! Du kennſt nicht einmal das Dumme
In dir ſelber, es iſt, ach! a priori ſo dumm.

Sch.

191. Der Quellenforſcher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch ſich nach der Quelle nicht um.

Sch.

192. Derſelbe.

Nichts kann er leiden, was groß iſt und herrlich; drum, herrliche Donau,
Spürt dir der Häſcher ſo lang nach, bis er ſeicht dich ertappt.

Sch.

193. N. Reiſen. XI. B. S. 177.

A propos, Tübingen! Dort ſind Mädchen, die tragen die Zöpfe
Lang geflochten, auch dort gibt man die Horen heraus.

Sch.

An der oben citirten Stelle erzählt Nicolai: „In und bei Tübingen ſah ich zuerſt die ſchwäbiſche Mode, daß die jungen

Mädchen gemeinen Standes lange geflochtene Zöpfe tragen, und damit dieſe noch länger ausſehen, Bänder darein flechten, welche bis auf die Füße herabhangen.“ Hierauf folgt dann ſogleich: „Das Journal, die Horen, obgleich nicht eigentlich, wenigſtens nur dem kleinſten Theile nach, in Tübingen geſchrieben, kommt doch daſelbſt heraus. Dieß veranlaßt mich, darüber, und bei Gelegenheit der Beſchaffenheit derſelben, auch ſonſt eins und das andere zu ſagen, was mir am Herzen liegt ꝛc.“

194. Der Glückliche.

Sehen möcht' ich dich, Nickel, wenn du ein Späßchen erhaſcheſt,
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel beſiehſt.

Sch.

195. Verkehrte Wirkung.

Rührt ſonſt Einen der Schlag, ſo ſtockt die Zunge gewöhnlich;
Dieſer, ſo lange gelähmt, ſchwatzt nur geläufiger fort.

Sch.

196. Pfahl im Fleiſch.

Nenne Leſſing nur nicht, der gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warſt du ein ſchrecklicher Dorn.

Sch.

Nicolai war der Verleger vieler Schriften von Leſſing.

197. Die Horen an Nicolai.

Unſere Reihen ſtörteſt du gern, doch werden wir wandeln,
Und du tappe denn auch, blinder Geſelle! ſo fort.

(Sch.)

Da Hoffmeiſter dieß Xenion weder unterzeichnet, noch irgend etwas darüber geſagt hat, ſo vergaß er wohl nur, die Chiffre

beizufügen. Ueber den Verfaſſer kann kein Zweifel obwalten, weil Schiller's epigrammatiſche Weiſe hier zu deutlich ausgeprägt iſt.

198. Fichte und Er.

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du, auf leichtem Kahn, ſchwankeſt und Häringe fängſt.

Sch.

Nicolai hatte nicht nur Fichte's Philoſophie, ſondern auch deſſen Perſon angegriffen, da derſelbe den Abſchnitt: „Philoſophiſche Querköpfe" eröffnen mußte. Hierauf ſtellte ihn Fichte mit unvergleichlich ſarkaſtiſcher Laune als Urbild wiſſenſchaftlicher Wichtigthuerei und Vorlautheit dar. Dieß geſchah in dem von Lebenswahrheit und Humor ſprudelnden Werkchen: „Friedrich Nicolai's Leben und ſonderbare Meinungen, ein Beitrag zur Literargeſchichte des vergangenen und zur Pädagogik des angehenden Jahrhunderts," welches A. W. Schlegel (Tübingen 1801) herausgegeben hat.

199. Briefe über äſthetiſche Bildung.

Dunkel ſind ſie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o Nickel!
Aber die Deutlichkeit iſt wahrlich nicht Tugend an dir.

Sch.

Im eilften Band der Reiſebeſchreibung, S. 240, zielt Nicolai auf Schiller's Briefe über äſthetiſche Erziehung und nennt ſie: „philoſophiſch ſeyn ſollende Abhandlungen, ſtrotzend von dunklen Schulterminologien, von leeren Spitzfindigkeiten, von unverſtändlichen Wendungen, die dem Leſer, wo nicht unverſtändlich, doch widrig ſeyn müſſen. Wenn ganze Seiten aus der ſcholaſtiſchen Wortfülle und aus der Dunkelheit zuſammengeſetzter, fremdartiger Ausdrücke in eine andern Menſchen gewöhnliche Sprache überſetzt werden, ſo bleibt faſt nichts übrig, als ganz gewöhnliche, ſchon längſt geſagte Dinge, welche weder den Geiſt erheben, noch den Verſtand erleuchten."

200. Modephilosophie.

Lächerlichster! Du nennst es Mode, wenn immer von neuem
Sich der menschliche Geist ernstlich nach Bildung bestrebt.
Sch.

201. Das grobe Organ.

Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blinden ein Unding,
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.
Sch.

202. Der Lastträger.

Weil du Vieles geschleppt, und schleppst, und schleppen wirst, meinst du,
Was sich selber bewegt, könne vor dir nicht bestehn.
Sch.

203. Die Waidtasche.

Reget sich was, gleich schießt der Jäger; ihm scheinet die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack gemacht.
G.

Wir haben hier vielleicht das Xenion vor uns, welches Goethe nach Schiller's Idee machte und das seinem Briefe vom 10. Juni 1796 beigefügt war. Es hieß damals zwar: „der Gefährliche," doch könnte die Ueberschrift beim Druck wohl verändert worden seyn, weil sie als Reim an die folgende anklang.

204. Das Unentbehrliche.

Könnte Menschenverstand doch ohne Vernunft nur bestehen,
Nickel hätte fürwahr menschlichsten Menschenverstand.
Sch.

205. Die Xenien.

Was uns ärgert, du gibst mit langen entsetzlichen Noten
Uns auch wieder heraus unter der Reiserubrik.

G.

Nicolai wußte die hier ausgesprochene Befürchtung noch zu übertreffen, denn er schrieb ein eigenes 217 Seiten starkes Buch: „Anhang zu Friedrich Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797. Berlin und Stettin." Wir werden dasselbe im zweiten Theil bei den Anti-Xenien genauer kennen lernen.

206. Lucri bonus odor.

Gröblich haben wir dich behandelt, das brauche zum Vortheil,
Und im zwölften Band schilt uns, da gibt es ein Blatt.

Sch.

Von Nicolai's Reisebeschreibung waren zur Zeit erst eilf Bände erschienen. — Die Ueberschrift ist ein Ausspruch des Kaisers Vespasian über eine gewisse undelikate Steuer, die ihm guten Gewinn brachte.

207. Vorsatz.

Den Philister verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt!

Sch.

208. Nur Zeitschriften.

Frankreich faßt er mit einer, das arme Deutschland gewaltig
Mit der andern; doch sind beide papieren und leicht!

Sch.

Reichardt (X. 80), unter dessen Namen das Journal „Frankreich (Altona 1795—97)" erschien, gab nun, ohne sich auf dem Titel zu nennen, noch ein „Deutschland (Berlin 1796)" heraus. Schiller machte Goethe hierauf aufmerksam und es ist

schon oben S. 43 ff. mitgetheilt worden, wie die Dichter ein furchtbares Strafgericht über ihn verhängt hatten. Dasselbe wurde auch strengstens vollzogen, denn alle Xenien bis 229, nur 218 ausgenommen, treffen Reichardt's Haupt. Ueber das Verhältniß zu diesem berichtet Goethe in den Annalen (Werke, Bd. 27. S. 42): „Man war mit ihm, ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht auf sein bedeutendes Talent, in gutem Vernehmen gestanden, er war der erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik in's Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber die gräulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Treiben im Vaterlande durch und durchblickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen."

209. Das Motto.

Wahrheit sag' ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit,
versteht sich:
Meine Wahrheit; denn sonst ist mir auch keine bekannt.

Sch.

Das Journal Frankreich führte als Motto den französischen Zeugeneid: „Verité! rien que la verité! toute la verité!"

210. Der Wächter Zions.

Meine Wahrheit bestehet im Bellen, besonders wenn irgend
Wohlgekleidet ein Mann sich auf der Straße mir zeigt.

G.

211. Verschiedene Dressuren.

Aristokratische Hunde, sie knurren auf Bettler; ein echter
Demokratischer Spitz klafft nach dem seidenen Strumpf.
G.

212. Böse Gesellschaft.

Aristokraten mögen noch gehn, ihr Stolz ist doch höflich;
Aber du, löbliches Volk, bist so voll Hochmuth und grob.
(G.)

Hoffmeister bemerkt: „Die Xenien von 212 bis 219 hat Frau Charlotte von Schiller nicht bezeichnet, vermuthlich, weil es sich von selbst verstand, daß sie (etwa mit Ausnahme von 214) von Goethe sind." Die Autorschaft des letzteren findet ihre Bestätigung in seinem Briefe vom 30. Januar 1796, wo es mit Bezug auf Reichardt ausdrücklich heißt: „Ein Dutzend Districha sind ihm schon gewidmet."

213. An die Obern.

Immer bellt man auf euch; bleibt sitzen! es wünschen die
Beller
Jene Plätze, wo man ruhig das Bellen vernimmt.
(G.)

214. Saalspfaffen.

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb des Menschen zum Bessern!
Wahrlich! du konntest dich nicht schlechter mit Priestern
versehn!
(G.)

215. Verfehlter Beruf.

Schreckensmänner wären sie gern, doch lacht man in
Deutschland
Ihres Grimmes, der nur mäßige Schriften zerfleischt.
(G.)

216. An mehr als Einen

Erst habt ihr die Großen beschmaust, nun wollt ihr sie stürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe gesehn.
(G.)

Reichardt stand am preußischen Hofe in großem Ansehen, bis ihn 1791 Kränklichkeit verhinderte, seine Oper Olympia zur Eröffnung des Carnevals aufzuführen. Daraus entsproß ihm eine solche Quelle von Anfeindungen, daß er um seinen Abschied einkam. Der König verweigerte ihm denselben, erlaubte ihm aber, mit Beibehaltung des Gehaltes, drei Jahre auf seinem Landsitz bei Giebichenstein zu verleben. Bald rief man ihn wieder an den Hof, weil dort große Feierlichkeiten stattfinden sollten, nach deren Beendigung sich Reichardt abermals zurückzog und die Composition einer neuen Oper ablehnte. Im Jahre 1792 reiste er nach Paris und gab dann „Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Frankreich 1792" heraus, welche rasch verbreitet und viel gelesen wurden. Man entdeckte in dem Buche demokratische Ansichten, darum gab ihm der König seine Entlassung; er ging 1794 nach Hamburg, redigirte dort das Journal „Frankreich" und kaufte sich ein Landgut in Holstein. Allein man rief ihn noch vor Ende des Jahres zurück und ertheilte ihm die Stelle eines königl. Salinendirektors in Halle, wo er seinen Wohnsitz zu Giebichenstein wieder einnehmen konnte. Hieraus geht hervor, daß die Anklage im obigen Xenion durchaus ungerechtfertigt war.

217. Das Requisit.

Lange werden wir euch noch ärgern, und werden euch sagen:
Rothe Kappen! euch fehlt nur noch das Glöckchen zum Putz.
(G.)

218. Verdienst.

Hast du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutschen,
Fritz Nicolai! sehr viel hast du dabei doch verdient.
(Sch.)

Als Buchhändler und Verleger. — Düntzer meint, dieß Xenion diene zur Einleitung des folgenden; man erkennt leicht, daß es Schiller zum Verfasser hat.

219. Umwälzung.

Nein, das ist doch arg! da läuft auch selbst noch der Cantor
Von der Orgel, und ach! pfuscht auf den Klaven des Staats.

(G.)

220. Der Halbvogel.

Fliegen möchte der Strauß, allein er rudert vergeblich,
Ungeschickt rühret der Fuß immer den leidigen Sand.

Sch.

221. Der letzte Versuch.

Vieles hast du geschrieben, der Deutsche woll't es nicht lesen;
Gehn die Journale nicht ab, dann ist auch alles vorbei.

Sch.

222. Kunstgriff.

Schreib' die Journale nur anonym, so kannst du mit vollen
Backen deine Musik loben, es merkt es kein Mensch.

Sch.

223. Dem Großsprecher.

Oefters nahmst du das Maul schon so voll und konntest nichts wirken;
Auch jetzt wirkest du nichts, nimm nur das Maul nicht so voll.

G.

224. Motto's.

Setze nur immer Motto's auf deine Journale, sie zeigen
Alle die Tugenden an, die man an dir nicht bemerkt.
Sch.

Jedes Monatsstück des Journals „Deutschland" trug ein anderes Motto auf dem Titel.

225. Sein Handgriff.

Auszuziehen versteh' ich, und zu beschmutzen die Schriften;
Dadurch mach' ich sie mein, und ihr bezahlet sie mir.
G.

Die Artikel der Horen, aus welchen Reichardt Auszüge gab, sind Fichte's Abhandlung: „Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit" (Deutschland Bd. 1. S. 64—69) und Woltmann's: „Beitrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters" (ebend. S. 74—86).

226. Die Mitarbeiter.

Wie sie die Glieder verrenken, die Armen! Aber nach dieser
Pfeife zu tanzen, es ist auch, beim Apollo! kein Spaß.
Sch.

227. Unmögliche Vergeltung.

Deine Collegen verschreist und plünderst du! Dich zu verschreien,
Ist nicht nöthig, und nichts ist auch zu plündern an dir.
Sch.

228. Das züchtige Herz.

Gern erlassen wir dir die moralische Delikatesse,
Wenn du die zehen Gebot' nur so nothdürftig befolgst.
Sch.

229. Abſcheu.

Heuchler, ferne von mir! beſonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubſt Falſchheit zu decken und Liſt.

Sch.

Hier endigt die mächtige Xenienſalve wider Reichardt. Als man ſich über die Anordnung der Diſtichen dahin geeinigt hatte, daß die ſatyriſchen unter der Rubrik „Xenien“ zuſammengeſtellt werden ſollten, ſchrieb Schiller am 1. Auguſt 1796: „Auch die Hiebe auf Reichardt wollen wir unter dem Haufen zerſtreuen und nicht, wie erſt geſchehen war, an die Spitze ſtellen. Von der einen Seite war die Ehre und von der andern die Beleidigung zu groß, die wir ihm durch dieſe Auszeichnung anthaten.“

230. Der Hauſirer.

Ja, das fehlte nur noch zu der Entwicklung der Sache,
Daß als Krämer ſich nun Kr**er nach Frankreich begibt.

Sch.

231. Deutſchlands Revanche an Frankreich.

Manchen Lakay ſchon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung.
Gut! Wir ſpediren euch hier Kr**** als Mann von Verdienſt.

Sch.

Die beiden vorſtehenden Xenien gehen auf Karl Friedrich Cramer, geb. 1752, geſt. 1807. Er war Profeſſor in Kiel, mußte jedoch, wegen ſeiner Begeiſterung für die franzöſiſche Revolution, dieſe Stelle 1794 niederlegen. Nun ging er nach Paris, wo der „Citoyen Cramer“ eine Druckerei und Buchhandlung eröffnete. Sein Haus wurde dort der Sammelplatz vieler berühmten Perſönlichkeiten, und das Reichardt'ſche Journal „Frankreich“ lieferte intereſſante Bruchſtücke aus Cramer's Tagebuch.

232. Der Patriot.

Daß Verfassung sich überall bilde! Wie sehr ist's zu wünschen;
Aber ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfassungen nicht.

G.

233. Die drei Stände.

Sagt, wo steht in Deutschland der Sanscülott? In der Mitte;
Unten und oben besitzt Jeglicher, was ihm behagt.

G.

234. Die Hauptsache.

Jedem das Seine! Und jedem Regierer den Rechtsinn,
Das ist zu wünschen; doch ihr, beides verschafft ihr uns nicht.

G.

235. Anacharsis der Zweite.

Anacharsis dem Ersten nahmt ihr den Kopf weg; der Zweite
Wandert nun ohne Kopf klüglich, Pariser! zu euch.

Sch.

Johann Baptiste, Baron v. Cloots, 1755 zu Kleve geboren, wurde in Paris erzogen und durchreiste einen Theil Europa's unter dem Namen Anacharsis Cloots. Kaum begann die Revolution, so kehrte er nach Frankreich zurück, warf seinen Adel weg und nannte sich den „Sprecher des Menschengeschlechts." Als solcher forderte er den Nationalconvent auf, die Segnungen der Revolution über alle Völker zu verbreiten, und gab 12,000 Livres zu einem Krieg wider die Könige. Endlich wurde er selbst angeklagt, das Revolutionstribunal verurtheilte ihn, und er starb 1794 auf der Guillotine mit größter Kaltblütigkeit. — Anacharsis der Zweite ist Cramer.

236. Historische Quellen.

Augen leiht dir der Blinde, zu dem, was in Frankreich geschiehet,
Ohren der Taube; du bist, Deutschland, vortrefflich bedient.

G.

Die literarischen Spießruthen glaubten, das Xenion gelte den Zeitschriften, die über Frankreichs Revolution berichteten, und in Folge dessen citirt die Danziger Ausgabe mehrere Journaltitel. Wenn aber Schütz in seiner lakonischen Weise sagt: „Büsch und Ebeling in Hamburg," so scheint er wohl das Wahre getroffen zu haben. — Johann Georg Büsch, geb. 1728, widmete sich, trotz seiner schwachen Augen, mit großem Eifer den Wissenschaften und erhielt 1787 eine Professur am Gymnasium in Hamburg. Dort gründete er später mit Wurm eine Handelsakademie, welche sich zu der berühmtesten in Europa erhob; auch Alexander von Humboldt hat einige Zeit auf derselben studirt. Büsch gab mehrere treffliche Werke über merkantilische Gegenstände und über Zeitgeschichte heraus; im obigen Xenion möchte wohl besonders sein „Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel. Hamburg 1796 f." gemeint seyn. Er starb 1800, nachdem sein Augenleiden fast zur Blindheit geworden war. — Bei Wurm's Abgang trat Christoph Daniel Ebeling, geb. 1741, gest. 1817, an dessen Stelle. In Gemeinschaft mit Büsch schrieb er eine „Handlungsbibliothek," machte sich durch ausgezeichnete geographische und historische Arbeiten bekannt, auch war er ein thätiger Theilnehmer an Nicolai's „Allgem. deutscher Bibliothek" und an der „Neuen Hamburger Zeitung." Dreißig Jahre lang litt Ebeling an Harthörigkeit, welche sich im höhern Alter bis zur Taubheit steigerte. Siehe X. 55.

237. Der Almanach als Bienenkorb.

Lieblichen Honig gab er dem Freund, doch nahet sich täppisch
Der Philister, um's Ohr sauf' ihm der stechende Schwarm!

Sch.

238. Etymologie.

Ominös iſt dein Name, er ſpricht dein ganzes Verdienſt aus;
Gerne verſchafftest du, ging' es, dem Pöbel den Sieg.

Sch.

Nicolai. Bekanntlich iſt der griechiſche Name Nicolaos aus den Wörtern „Sieg" und „Volk" zuſammengeſetzt. Es braucht wohl kaum erſt angemerkt zu werden, daß es ein Pöbel im Reiche des Geſchmackes iſt, von welchem der Verfaſſer redet.

239. Ausnahme.

Warum tadelſt du manchen nicht öffentlich? Weil er ein Freund iſt;
Wie mein eigenes Herz tadl' ich im Stillen den Freund.

G.

240. Die Inſekten.

Warum ſchiltſt du den Einen ſo hundertfach? Weil das Geſchmeiße,
Rührt ſich der Wedel nicht ſtets, immer dich leckt und dich ſticht.

G.

241. Einladung.

Glaubſt du denn nicht, man könnte die ſchwache Seite dir zeigen?
Thu' es mit Laune, mit Geiſt, Freund! und wir lachen zuerſt.

G.

242. Warnung.

Unſrer liegen noch tauſend im Hinterhalt; daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.

G.

Man brachte dieß Distichon mit X. 177 in Verbindung und faßte die verkehrte Meinung, daß hier von Spießruthen die Rede sey, wonach Jenisch denn auch seine Gegenschrift betitelte.

243. An die Philister.

Freut euch des Schmetterlings nicht; der Bösewicht zeugt euch die Raupe,
Die euch den herrlichen Kohl fast aus der Schüssel verzehrt.

G.

244. Hausrecht.

Keinem Gärtner verdenk' ich's, daß er die Sperlinge scheuchet;
Doch nur Gärtner ist er, jene gebar die Natur.

(G.)

„Mit diesem Xenion hört Charlotte v. Schiller leider auf, durch die Buchstaben Sch. oder G. die einzelnen Xenien entweder ihrem Gatten oder Goethen zuzuschreiben." Hoffmeister.

245. Currus virum miratur inanes.

Wie sie knallen, die Peitschen! Hilf Himmel! Journale! Kalender!
Wagen an Wagen! Wie viel Staub und wie wenig Gepäck!

(Sch.)

Ein Verbindungsdistichon, das jedenfalls von Schiller herrührt. Die Ueberschrift ist dem sechsten Buche der Aeneide (V. 651) entnommen, welches er benutzte, um die Nekromantie zu parodiren; auch verrathen die Verse durch ihren muntern Gang und Klang denselben Ursprung wie die ersten Xenien.

246. Kalender der Musen und Grazien.

Musen und Grazien! oft habt ihr euch schrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie selbst die Perücke gebracht.

(G.).

Friedrich Wilhelm August Schmidt, geb. 1764, geſt. 1838, lebte als Prediger zu Werneuchen in der Mark Brandenburg und gab den „Kalender der Muſen und Grazien. Berlin 1796—97“ heraus. Der Xenienalmanach enthielt auch Goethe's bekanntes Gedicht: „Muſen und Grazien in der Mark,“ worin Schmidt's Poeſien, mit ihrem platten Naturalismus, ſo ergötzlich perſifflirt werden. Vergl. die Anmerk. zu X. 304.

247. Taſchenbuch.

Viele Läden und Häuſer ſind offen in ſüdlichen Ländern,
Und man ſieht das Gewerb, aber die Armuth zugleich.
(G.)

Wegen der Worte: „in ſüdlichen Ländern,“ deuteten die Ausleger dieß Xenion auf ſüddeutſche Taſchenbücher. Aber ich finde darin nur ein allgemeines Bild und eine Reminiscenz aus Goethe's italieniſcher Reiſe, denn die Verſe ſind ganz im Geſchmack der venetianiſchen Epigramme.

248. Voſzens Muſenalmanach.

Immer zu, redlicher Voß! Beim neuen Kalender
Nenne der Deutſche dich doch, der dich im Jahre vergißt.
(G.)

„Muſenalmanach, herausgegeben von Joh. Heinr. Voß 1776 bis 1800.“ Vergl. X. 75 und 130.

249. Schiller's Muſenalmanach von 1796.

Du erhebeſt uns erſt zu Idealen und ſtürzeſt
Gleich zur Natur uns zurück; glaubſt du, wir danken dir das?
(G.)

Den Schluß des Almanachs für 1796 bildeten Goethe's Epigramme aus Venedig. Dieſe gaben mancherlei Anſtoß und Schiller ſchrieb dem Freunde am 23. Juli: „Von Baggeſen ſpukt

ein Epigramm auf meinen Musenalmanach, worin die Epigramme übel wegkommen sollen. Die Pointe ist, daß, nachdem man erst idealische Figuren an dem Leser vorübergehen lassen, endlich ein venetianischer Nachttopf über ihn ausgeleert werde." (s. X. 128.) — Jens Baggesen, geb. 1764, gest. 1826, als dänischer und deutscher Schriftsteller bekannt, war ein glühender Verehrer Schiller's. Sein Eifer hatte diesem das Jahrgehalt erwirkt, welches ihm 1791 von Dänemark her auf so edle und zarte Weise angetragen wurde. Baggesen's poetische Werke in deutscher Sprache, Bd. 2. S. 261 f., enthalten ein Gedicht auf den Musenalmanach für 1796, welches Schiller hoch erhebt, während Goethe's Epigramme darin gar keine Erwähnung finden. Die oben erwähnte Satyre ist wohl verloren gegangen, doch citirt Nicolai (Anhang zu Schiller's Musenalmanach S. 96), ohne den Verfasser zu nennen, die halbe Verszeile:

„den vollen Venediger Nachttopf."

Goethe erwiederte auf Schiller's Mittheilung: „das Auto da Fe der Stolberge (s. Anmerk. zu X. 125) und Baggesen's Epigramm sollten ihnen übel bekommen;" darum darf man ihm vorstehendes Distichon mit ziemlicher Sicherheit zuschreiben.

250. Das Paket.

Mit der Eule gesiegelt? Da kann Minerva nicht weit seyn!
Ich erbreche, da fällt „von und für Deutschland" heraus.
(G.)

„Journal von und für Deutschland," herausgegeben von dem Freiherrn v. Bibra zu Fulda. Dasselbe erschien von 1785 bis 1792, war also schon seit vier Jahren vom Schauplatz abgetreten, als ihm dieß Gastgeschenk dargebracht wurde. Sämmtliche gegen Zeitschriften gerichtete Epigramme, die nun folgen, haben — mit Ausnahme von X. 251 — Goethe zum Verfasser und sind als die Stamm-Xenien zu betrachten. Sein erster Einfall im December 1795 ging nur dahin: auf alle einzelnen Zeitschriften Epigramme zu machen, und er schickte bald darauf eine Anzahl Probe-Distichen an Schiller. (Briefw. I. 278 und 288.)

251. Das Journal Deutschland.

Alles beginnt der Deutsche mit Feierlichkeit, und so zieht auch
Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann voran.
(Sch.)

Der Sinn dieses Epigramms will nicht recht passen, denn Reichardt gab sein Journal „Deutschland“ anonym heraus und Goethe erfuhr erst durch Schiller den Namen des Redakteurs. Wir haben gesehen (Anmerk. zu X. 229), daß die Dichter beabsichtigten, Reichardt's vernichtendes Urtheil an die Spitze des Ganzen zu stellen. Für diesen Zweck war X. 251 wohl gedichtet, doch als man den Vorsatz aufgab, wurde es mit einiger Abänderung seinem „deutschen Journal“ angepaßt. Siehe die Note zu X. 260.

252. Reichsanzeiger.

Edles Organ, durch welches das deutsche Reich mit sich selbst spricht,
Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es heraus.
(G.)

„Allgemeiner deutscher Reichsanzeiger von R. Z. Becker“ (X. 71), worin allerhand wunderliche Fragen und Antworten einen Hauptbestandtheil bildeten. Am 22. Nov. 1797 theilte Goethe dem Freunde einen Brief mit, der sich auf längst vergessene Dinge bezog, und nannte denselben „ein ächtes Zeugniß bornirter Deutschheit.“ Sarkastisch bemerkte er dabei: „Welch ein glückliches National-Aperçü war nicht der Reichsanzeiger!“. (Vergl. die Anmerk. zu X. 309.)

253. A. d. Ph.

Woche für Woche ziehet der Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock, Jakob, der Kutscher, regiert.
(G.)

„Annalen der Philosophie," herausgegeben von Heinr. Ludw. Jakob (X. 54). In dieser Zeitschrift waren die Horen heftig verfolgt worden und Humboldt schrieb den 20. Nov. 1795 an Schiller: „Die Recension in den Annalen müssen Sie schlechterdings lesen, sie übertrifft an Unverschämtheit und Plattheit Alles, was man je gesehen hat. Indeß sind einige Einfälle nicht übel, und die Wendung des Ganzen hämisch genug."

254. A. d. B.

Zehnmal gelesʼne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.
(G.)

„Allgemeine deutsche Bibliothek" (X. 73).

255. A. d. Z.

Auf dem Umschlag sieht man die Charitinnen, doch leider
Kehrt uns Aglaja den Theil, den ich nicht nennen darf, zu.
(G.)

„Archiv der Zeit und ihres Geschmackes." Der Herausgeber Friedr. Ludw. Wilhelm Meyer, geb. 1759, war früher Professor in Göttingen gewesen, hatte nun aber seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt, wo er sich ganz der Literatur und Poesie widmete. Das Archiv enthielt im Märzheft 1795 einen absprechenden Aufsatz: „über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen," wogegen Goethe mit der schneidend scharfen Replik: „Literarischer Sansculottismus" im sechsten Stücke der Horen auftrat. Nun zog Meyer rasch die Fühlhörner ein und ließ eine sehr nachgiebige Erwiederung abdrucken. Goethe schrieb damals (14. Sept. 1795) an Schiller: „Der gezüchtigte Thersit krümmt sich, wie ich höre, ganz erbärmlich; bittet ab und fleht nur, daß man ihn leben lasse."

256. Deutsche Monatschrift.

Deutsch in Künsten heißt mittelmäßig! und bist du,
Deutscher Monat, vielleicht auch so ein deutsches Produkt?
(G.)

„Neue deutsche Monatsschrift," herausgegeben von Friedrich v. Gentz. Dieser berühmte Publicist war 1764 zu Breslau geboren; er lebte damals als Kriegsrath in Berlin, übte einen großen Einfluß auf die politischen Ereignisse, welche Deutschland nun bald bewegen sollten, und starb 1832 als k. k. Hofrath in Wien. Schiller stand durch Humboldt's Vermittelung in freundschaftlicher Beziehung zu ihm und Goethe berichtete im September 1795: außer dem pater peccavi des literarischen Sanscülotten (s. Anmerk. zu X. 255) sey für die Horen noch ein günstiger Stern erschienen, denn Gentz habe in seiner Monatsschrift vor den Briefen über ästhetische Erziehung große Reverenz gemacht. Schiller dankte ihm für die tröstlichen Nachrichten und war neugierig auf das Journalstück, worin „sein Lob" stehen sollte. Dasselbe findet sich dort bei Gelegenheit eines Artikels über den Einfluß der Entdeckung von Amerika auf den Wohlstand und die Cultur des Menschengeschlechts. Es wird darin von den schädlichen Folgen gesprochen, wenn man, statt Schritte zu machen, Sprünge thun und die Reife übereilen will. In einer Note sind Schiller's Briefe (s. Anmerk. zu X. 31) mit dem Zusatz citirt: „Diese erhabenen Aufsätze liefern, obgleich der politische Gesichtspunkt ihnen nur Nebensache war, den Text zu allem, was sich Großes und Treffliches über diesen Gegenstand sagen läßt."

257. G. d. Z.

Dich, o Dämon! erwart' ich, und deine herrschenden Launen,
Aber im härenen Sack schleppt sich ein Kobold dahin.
(G.)

„Genius der Zeit, 1794—1803," herausgegeben von August Adolph Friedrich v. Hennings, geb. 1746, gest. 1826; er war zur Zeit dänischer Kammerherr und Ober-Commerz-Intendant in Schleswig-Holstein. Goethe besaß eine besondere Abneigung wider dieß Journal, wozu vielleicht auch dessen freisinnige Tendenz beitrug; und in seinem Briefe an Heinrich Meyer, der damals Italien besuchte, heißt es (17. Juli 1794): „Danken Sie Gott, daß

Sie dem Raphael und anderen guten Geistern, welche Gott den Herrn aus reiner Brust loben, gegenüber sitzen und das Spucken des garstigen Gespenstes, das man Genius der Zeit nennt, wie ich hoffe, nicht verspüren." — Mit Rücksicht auf X. 257—261, schrieb Schiller dem Freunde am 29. Decbr. 1795: „Die Xenien, die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser."

258. Urania.

Deinen heiligen Namen kann nichts entweihen, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald, der frömmelnde, schreibt.
(G.)

Johann Ludwig Ewald, geb. 1748, war zur Zeit, als Goethe das Verhältniß mit Lilli hatte, Prediger in Offenbach und gehörte zum vertrauten Kreise des Dichters (Goethe's Werke, Bd. 22. S. 302 ff.). Später wurde er durch Lavater u. A. auf das Gebiet der Schwärmerei geführt; von der Kanzel herab erklärte er 1778 seine vormalige rationelle Auffassung des Christenthums für eine Verirrung und erhielt bald darauf die Generalsuperintendentur zu Detmold. In den Jahren 1793—95 erschien die „Urania," welche ein mystisches Lied von Goethe, im Charakter der Bekenntnisse einer schönen Seele veröffentlichte. Es ist „Sehnsucht" betitelt und Ewald besaß das Manuscript wahrscheinlich noch aus der Zeit seines Freundschaftsbundes mit Goethe (vergl. Bl. f. d. liter. Unterh. 1847 Nr. 2). Hoffmeister und Düntzer glauben das Xenion sey von Schiller, doch kann ich ihre Meinung nicht theilen. Es gehört zum Cyklus der „Götter und Göttinnen," daß Goethe gerade die früheren Genossen, welche sich der Frömmelei ergeben hatten, z. B. Jung-Stilling, Lavater, die Stolberg's, am empfindlichsten strafte. Hier kam noch hinzu, daß Ewald den demokratischen Grundsätzen huldigte und den Adel aufforderte, unbilligen Vorrechten freiwillig zu entsagen. Er selbst hielt Goethe für den Verfasser des Epigramms; zwar beklagte

er ſich ſchwer darüber, aber dennoch bewahrte er dem Jugendfreunde bis an ſeinen Tod (1822) die aufrichtigſte Liebe und Bewunderung.

259. Merkur

Wieland zeigt ſich nur ſelten, doch ſucht man gern die Geſellſchaft,
Wo ſich Wieland auch nur ſelten, der Seltene, zeigt.
(G.)

Wieland's „Teutſcher Merkur 1773—1810." Die literariſchen Spießruthen machen hierzu die beißende Anmerkung: „In einigen Exemplaren ſteht in dem Pentameter das malitiöſe Komma hinter auch, und fehlt hinter ſelten."

260. Horen. Erſter Jahrgang.

Einige wandeln zu ernſt, die andern ſchreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält.
(G.)

Zu ernſt wandelten im Jahrgang 1795 der Horen der Leſewelt namentlich Schiller's Briefe über äſthetiſche Erziehung, und zu verwegen ſchritten ihr Goethe's römiſche Elegien. Das vierte Stück, worin dieſe Beiträge vereint auftraten, pflegte Goethe ſelbſt „den Centaur" zu nennen, weil ſeine muthwilligen Dichtungen und Schiller's tiefſinnige Philoſophie einen ſo ſcharfen Contraſt bildeten (Körner, III. 242). — In den Blättern für literariſche Unterhaltung 1836, Nr. 286 heißt es: „Es iſt wohl noch unvergeſſen, daß Schiller außer andern ſehr herben Xenien auf den Kapellmeiſter Reichardt auch eine auf deſſen längſt verhalltes Journal „Deutſchland" machte (X. 251). Wer Luſt hat, mag dieſe Xenie ſelbſt auf Schiller's Ankündigung der Horen wenden, denn in der That, feierlicher iſt noch kein Journal angekündigt worden, als jenes."

261. Minerva.

Trocken biſt du und ernſt, doch immer die würdige Göttin,
Und ſo leiheſt du auch gerne den Namen dem Heft.
(G.)

Die Zeitſchrift „Minerva“ wurde in den Jahren 1792—1812 von Johann Wilhelm v. Archenholz redigirt. Derſelbe, früher preußiſcher Offizier, war wegen ſeines leidenſchaftlichen Spiels kaſſirt worden und hatte dann bedeutende Reiſen gemacht. Ohne eigentlich gelehrte Kenntniſſe, wußte er ſich als politiſcher Journaliſt und Hiſtoriker einen Namen zu erwerben, auch gehörte er — worauf die literariſchen Spießruthen Gewicht legen — zu den Mitarbeitern der Horen.

262. Journal des Luxus und der Moden.

Du beſtrafeſt die Mode, beſtrafeſt den Luxus, und beide
Weißt du zu fördern, du biſt ewig des Beifalls gewiß.
(G.)

Der Herausgeber, Friedrich Juſtin Bertuch, geb. 1747, geſt. 1822, ein unternehmender Mann, lebte als herzoglicher Legationsrath in Weimar und Schiller war ihm ſchon 1787 nahe getreten. Am 30. Januar 1796, während die Xenienbichtung ſich im vollen Gange befand, ſchickte Goethe dem Freunde ein Heft des Bertuch'ſchen Journals, weil daſſelbe eine Abhandlung über Martial's Xenien enthielt. „Der Verfaſſer denkt wohl nicht“ — ſchrieb Goethe dabei — „daß ihm auch eins für's nächſte Jahr zubereitet werde. Wie arm und ungeſchickt doch im Grunde dieſe Menſchen ſind! nur zwei ſolcher Gedichtchen, und noch dazu ſo ſchlecht überſetzt, zur Probe zu geben! Es iſt aber, als wenn alles Geiſtreiche dieſen feuerfarbenen Einband flöhe.“

263. Dieſer Muſenalmanach.

Nun erwartet denn auch, für ſeine herzlichen Gaben,
Liebe Collegen! von euch unſer Kalender den Dank.
(Sch.)

264. Der Wolf'ſche Homer.

Sieben Städte zankten ſich d'rum, ihn geboren zu haben;
Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme ſich jede ihr Stück.
(Sch.)

Friedrich Auguſt Wolf, der berühmte Philologe, hatte 1795 den erſten Theil ſeiner „Prolegomena zum Homer" erſcheinen laſſen, worin er kritiſch nachzuweiſen verſucht, daß die Ilias und Odyſſee nicht das Werk eines Einzelnen, ſondern aus den Geſängen verſchiedener Rhapſoden zuſammengefügt ſind. Beide Dichter intereſſirten ſich von vorn herein lebhaft für dieß Buch. Goethe war ſchwankend; bald verwarf er Wolf's Hypotheſe, bald neigte er ſich zu ihr hin. Aber Schiller wollte ſie niemals gelten laſſen; er ſchrieb: der Gedanke an eine rhapſodiſche Aneinanderreihung und an einen verſchiedenen Urſprung jener Gedichte müſſe dem, der ſie genau kenne, barbariſch vorkommen, denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und ſeiner Theile ſey eine ſeiner wirkſamſten Schönheiten. (Briefwechſel mit Goethe, IV. 170.)

265. M***.

Weil du doch alles beſchreibſt, ſo beſchreib' uns zu gutem Beſchluſſe
Auch die Maſchine noch, Freund, die dich ſo fertig bedient.
(Sch.)

Nach den literariſchen Spießruthen wäre Auguſt Gottlieb Meißner (geb. 1753, geſt. 1807 in Fulda) gemeint, ein Polyhiſtor, deſſen Romane ihrer Zeit mit großer Vorliebe geleſen wurden. Es ſcheint indeß kaum, als ob hier von einem belletriſtiſchen Autor die Rede ſey, und man entſcheidet ſich lieber für Schütz, der auf Chriſtoph Meiners hindeutet. Dieſer letztere, geb. 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln, geſt. 1810 als Profeſſor in Göttingen, hat eine namhafte Anzahl von Werken über die verſchiedenartigſten Wiſſenſchaften verfaßt. Er beſaß neben außerordentlichem Fleiß in hohem Grade das Talent zu excerpiren und die Auszüge in neue Bücher umzuſtempeln.

266. Herr Leonhard M**.

Deinen Namen leſ' ich auf hundert Schriften, und dennoch
Iſt es dein Name nur, Freund! den man in allen vermißt.

(Sch.)

Leonhard Meiſter, geb. 1741, geſt. 1811, war zur Zeit des Xenienkampfes Pfarrer in Zürich. Er hat eine ſtarke Reihe von Büchern geſchrieben; am bekannteſten ſind die „Charakteriſtiken deutſcher Dichter. Zürich 1785—1793" und die „Meiſteriana. Winterthur 1811."

267. Pantheon der Deutſchen. 1. B.

Deutſchlands größte Männer und kleinſte ſind hier verſammelt;
Jene gaben den Stoff, dieſe die Worte des Buchs.

(Sch.)

Der erſte Band des „Pantheons der Deutſchen" erſchien 1794 in Chemnitz. Derſelbe enthält eine Charakteriſtik Luther's von Ernſt Carl Wieland, Profeſſor in Leipzig, und eine Schilderung Friedrich's des Großen von Dr. Heinrich Würtz in Altona.

268. Boruſſias.

Sieben Jahre nur währet der Krieg, von welchem du ſingeſt?
Sieben Jahrhunderte, Freund! währt mir dein Heldengedicht.

(Sch.)

„Boruſſias (ein Epos) in zwölf Geſängen. Berlin 1794 2 Bde." Der ungenannte Verfaſſer war Daniel Jeniſch, vergl. X. 153.

269. Guter Rath.

Accipe facundi Culicem, studiose, Maronis,
Ne, nugis positis, arma virumque canas.

(Sch.)

Das Diſtichon iſt aus Martial, XIV. 269. — Jeniſch, der unter dem Namen „Gottſchalk Necker“ mancherlei Satyren geſchrieben hatte, empfängt hier das launige Epos „Culex“ von Virgil. Darin ſchildert der Dichter, wie die Mücke durch ihren Tod einen ſchlummernden Hirten vor dem Stich der Schlange bewahrt. Jeniſch wird alſo ſpottweiſe mit Virgil verglichen, welcher bald kleine poetiſche Gebilde, bald große Heldengeſänge erſchuf.

270. Reinecke Fuchs.

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieſes geſungen?
Wie iſt das möglich? Der Stoff iſt ja von geſtern und heut.

(Sch.)

Goethe's Reineke Fuchs erſchien 1794 und Schiller ſchrieb damals an Körner: das Gedicht behage ihm ungemein, beſonders um des homeriſchen Tones willen, der darin beachtet ſey (vergl. auch den Briefw. mit Humboldt S. 408 f.). Schon früher, als ihn die Ueberſetzung des Euripides beſchäftigte, hatte er den Grundgedanken ausgeſprochen, dem wir im obigen Xenion begegnen. „Dieſer Dichter,“ ſagte Schiller: „gibt mir noch viel Vergnügen, und ein großer Theil davon kommt auf ſein Alterthum. Den Menſchen ſich ewig ſelbſt gleich zu finden, dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Colliſionen der Leidenſchaften, dieſelbe Sprache der Leidenſchaften.“ (Carol. v. Wolzogen, Schiller's Leben I. 237).

271. Menſchenhaß und Reue.

Menſchenhaß? Nein, davon verſpürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt.

(Sch.)

Ein bekanntes Schauſpiel von Auguſt v. Kotzebue. Schiller ſah das Stück zuerſt 1788 in Weimar und ſagte ſchon damals den bedeutenden Erfolg voraus, den dieß Drama beim großen Publikum haben werde.

272. Schink's Fauſt.

Fauſt hat ſich leider ſchon oft in Deutſchland dem Teufel ergeben;
Doch ſo proſaiſch noch nie ſchloß er den ſchrecklichen Bund.
(G.)

Johann Friedrich Schink, geb. zu Magdeburg 1755, geſt. 1835 als Bibliothekar der Herzogin von Sagan. Er war ein tüchtiger Dramaturg und ſeine Beurtheilungen der Schiller'ſchen Trauerſpiele verdienen Aufmerkſamkeit. Die Danziger Ausgabe bezieht das Xenion auf Schink's „Johann Fauſt, eine dramatiſche Phantaſie. Berlin 1804, 2 Thle.," und um die chronologiſche Differenz auszugleichen, ſoll dieß Buch eine zweite Auflage ſeyn. Dem iſt aber nicht ſo, ſondern wir beſitzen noch zwei frühere Bearbeitungen der Fauſtſage von Schink: „Der neue Fauſt, ein Duodrama," und „Doctor Fauſt's Bund mit der Hölle." Das letztere Stück ſteht im Archiv der Zeit (X. 255), Jahrgang 1796, und es iſt, wie der Titel zeigt, hier gemeint. Wahrſcheinlich floß das Epigramm aus Goethe's Feder, weßhalb auch die literariſchen Spießruthen auf „Stoffneid" anſpielen.

273. An Madame B** und ihre Schweſtern.

Jetzt noch biſt du Sibylle, bald wirſt du Parze, doch fürcht' ich
Hört ihr alle zuletzt gräßlich als Furien auf.
(Sch.)

In den literariſchen Spießruthen heißt es: „Mad. B—r, jetzt Mad. S—l in Jena, und Schütz beſtätigt, daß hier Mad. Böhmer, ſpäter mit A. W. Schlegel vermählt, gemeint ſey. Wir werden von dieſer beſondern Frau ausführlicher ſprechen müſſen, da es an gedruckten Quellen fehlt, die über ſie berichten. Sie war eine Tochter des berühmten Orientaliſten Michaelis in Göttingen und hatte eine höchſt ausgezeichnete Bildung empfangen; ſelbſt die klaſſiſchen Sprachen waren ihr nicht fremd. Ein

Trieb nach Unabhängigkeit und Freiheit entwickelte sich früh in ihrem fast männlichen Geist. Im Jahre 1793 erschien sie zu Mainz als Gattin des Doctor Böhmer, eines eifrigen Clubbisten und Adjutanten des Generals Cüstine. Etwa zur Zeit, als der Xenienalmanach herauskam, muß sie Schlegel geheirathet haben, denn Böttiger (Leben, S. 133) traf das Ehepaar schon am 18. Decbr. 1796 bei Herder. Rasch gewann sie eine geistige Herrschaft über ihren Mann; sie äußerte sich, wo Literatur oder Politik berührt wurde, mit größter Entschiedenheit und suchte ihre Urtheile überall geltend zu machen. Eine glühende Bewunderung der französischen Revolution erfüllte sie, und den Waffen der Republik prophezeihte sie glänzende Siege, worauf wohl die „Sibylle" im obigen Xenion zu deuten ist. Auch Körner fand die nach Emancipation strebende Dame gar nicht anziehend und schrieb im Juni 1797: „Schlegel ist neuerlich durch seine Frau und durch die fatale Recensentenexistenz verdorben worden." Aber ein reicher, lebendiger Geist kann ihr nicht bestritten werden; die „Beiträge zur Kritik der neuesten Literatur," im ersten Stück des Athenäums S. 141 ff., sind von ihr, wenn gleich Schlegel einiges hinzugethan haben mag. Das gute Vernehmen der beiden Eheleute währte indeß nicht lang; Schelling kam ins Haus und es entstand ein ähnliches Verhältniß, wie zwischen Therese Forster und Huber. Dorothea Veit, geborne Mendelssohn, nachmals die Gattin Friedrich Schlegels, berichtete schon im Juni 1800 aus Jena, daß ihr der ganze Zustand sehr unbehaglich sey, wobei auch August Wilhelm einen Theil der Schuld trug. Jetzt erkrankte dessen Stieftochter, Auguste Böhmer; Schelling behandelte sie nach der Brown'schen Methode und sie starb 1801 im Bade Bocklet. Schlegel, der das holde Kind väterlich geliebt hatte, widmete ihr in dem Musenalmanach auf 1802 ein rührendes „Todtenopfer." Bald nachher löste sich öffentlich das Band, welches im Stillen schon längst zerrissen war; er trennte sich von seiner Frau, und diese verheirathete sich an Schelling. Sie erreichte kein hohes Alter, und alle, welche sie kannten, haben mehr die Vorzüge ihres Geistes, als ihres Herzens zu rühmen gewußt.

274. Almanſaris und Amanda.

Warum verzeiht mir Amanda den Scherz, und Almanſaris tobet?
Jene iſt tugendhaft, Freund! dieſe beweiſet, ſie ſey's.
(Sch.)

Almanſaris und Amanda: poetiſche Geſtalten aus Wieland's Oberon. Almanſaris iſt wohl die Heldin des vorigen Diſtichons, wogegen Schiller in Amanda die vollendete Weiblichkeit dargeſtellt hat (ſ. Xenien für weibliche Gäſte, Nr. 663—668). Ob unter dieſem Namen eine wirkliche Perſon verborgen war, läßt ſich nicht ermitteln. Zwar bemerken die literariſchen Spießruthen: „Amanda, Madame Schütz?" doch das iſt bloße Spötterei, denn Schiller gab im Auguſt 1787 ſeinem Freunde Körner folgendes Bild von der Genannten: „Die Profeſſor Schütz iſt ein triviales, ſonſt ſehr lebhaftes Weib, das unausſprechlich gern gefallen will und ſich durch die auffallendſten, übel angebrachten Kleidertrachten lächerlich macht."

275. B * *.

Wäre Natur und Genie von allen Menſchen verehret,
Sag', was bliebe, Phantaſt, dann für ein Publikum dir?
(Sch.)

Nach den literariſchen Spießruthen würde der Held dieſes Xenions Wilhelm Becker in Dresden (X. 130) ſeyn. Da demſelben jedoch eine allzukühne Phantaſie durchaus nicht zum Vorwurf gemacht werden konnte, ſo hat ſich Jeniſch wohl nur von der Nachbarſchaft des folgenden Diſtichons irre leiten laſſen. Weit mehr Glaubwürdigkeit verdient Schütz, der das Epigramm auf Auguſt Friedrich Bernhardi, geb. 1768; bezieht. Dieſer hatte im jugendlichen Alter Ludwig Tieck kennen gelernt und vermählte ſich mit deſſen Schweſter Sophie. Anfangs ſchrieb Bernhardi Theaterkritiken für die deutſche Monatsſchrift (X. 256),

dann ließ er novelliſtiſche und dramatiſche Phantaſieſtücke erſcheinen. Auf die letzteren iſt es hier abgeſehen, ſie wurden bald nachher geſammelt und führen den Titel: „Bambocciaden, 1797—1800, 3 Thle.“ Später widmete er ſich hauptſächlich der Sprachwiſſenſchaft, erhielt eine Anſtellung als Gymnaſialdirektor und Conſiſtorialrath in Berlin und ſtarb dort 1820.

276. Erholungen. Zweites Stück.

Daß ihr ſeht, wie genau wir den Titel des Buches erfüllen,
Wird zur Erholung hiermit euch die Vernichtung gereicht.
(Sch.)

„Erholungen, herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Leipzig 1796—1810.“ Das zweite Stück enthielt: „die Vernichtung, eine Viſion von Jean Paul Friedrich Richter.“ Hoffmeiſter glaubte, dieß Xenion Goethen zuſchreiben zu müſſen, doch iſt ſein Irrthum weiter unten beim „Chineſen in Rom“ (Nr. 420 bis 424) hinreichend dargethan und ich finde hier im Gegentheil Schiller's epigrammatiſchen Styl ſehr charakteriſtiſch ausgeprägt.

277. Moderecenſion.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft, ſo biſt du fürwahr Krämern und Kindern ein Gott.
G.

Goethe nahm dieß Diſtichon in ſeine „vier Jahreszeiten“ (Herbſt, 65) auf.

278. Dem Zudringlichen.

Ein vor allemal willſt du ein ewiges Leben mir ſchaffen?
Mach' im zeitlichen doch mir nicht die Weile ſo lang.
(G.)

In den literariſchen Spießruthen ſteht: „Goethe's Panegyriſt. Friedr. Schlegel.“ Schütz, die Danziger Ausgabe und Hoffmeiſter wiederholten dieſe Deutung, weil ſie den leicht erkennbaren

Sarcasmus für baare Münze nahmen. Hier kann indeß nur von der Seligmacherei des Grafen Friedrich Leopold Stolberg die Rede seyn, welche sich besonders gegen Goethe sehr zudringlich zeigte und das Xenion steht, in Verbindung mit dem folgenden. Düntzer hat es noch einmal versucht, dieß Epigramm auf Friedrich Schlegel zu beziehen, weil derselbe nicht bloß in Reichardt's Deutschland eine überschwengliche Charakteristik Goethe's lieferte, sondern auch in der Abhandlung „Ueber das Studium der griechischen Poesie" sagte: „Goethe's Poesie sey die Morgenröthe ächter Kunst und reiner Schönheit ꝛc." Hiergegen müssen einige Einwände erhoben werden. Zunächst sind die Charakteristik im Journal Deutschland (Stück II., S. 258 ff.) und die bezeichnete Stelle der Abhandlung nicht verschieden von einander, da die erstere nur ein mitgetheiltes Fragment aus der letztern war. Dasselbe wurde anfangs unter A. W. Schlegel's Namen gedruckt und im dritten Stücke (S. 428) folgte dann die Berichtigung: „das Fragment Goethe ist nicht von A. W., sondern von Friedrich Schlegel." Außerdem enthält es durchaus kein absolutes Lob, denn der Verfasser urtheilte über Goethe: „Er steht in der Mitte zwischen dem Interessanten und dem Schönen: zwischen dem Manierirten und dem Objektiven. Es darf uns daher nicht befremden, daß in einigen wenigen Werken seine eigne Individualität noch zu laut wird, daß er in vielen andern sich nach Laune metamorphosirt und fremde Manier annimmt. Dieß sind gleichsam übrig gebliebene Erinnerungen an die Epoche des Charakteristischen und Individuellen (vergl. die Anmerk. zu X. 324). Und doch weiß er, so weit dieß möglich ist, selbst in die Manier eine Art von Objectivität zu bringen. So gefällt er sich auch zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hie und da so dünne und gleichgültig wird, als ginge er ernstlich damit um — wie es ein leeres Denken ohne Inhalt gibt — ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen. In diesen Werken ist der Trieb des Schönen gleichsam müßig; sie sind ein reines Produkt des Darstellungstriebes allein." Uebrigens lag es nicht in Goethe's Charakter, jemand mit bittern Epigrammen zu verfolgen, und zwar

aus keinem andern Grunde, als weil er ihm Weihrauch gestreut hatte.

279. Höchster Zweck der Kunst.

Schade für's schöne Talent des herrlichen Künstlers! O hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Krucifix uns gemacht.
(G.)

Friedrich Leopold Stolberg. — Hoffmeister sagt: das Xenion ist ganz nach Nr. 16 gemacht und ist also, wie dieses, von Goethe.

280. Zum Geburtstag.

Möge dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.
(G.)

Zur Zeit, als Schiller die ursprüngliche Idee der Xenien aufgeben wollte, sprach Goethe sich besorgt über den Eindruck der einzelnen Satyren aus. Jener beruhigte ihn indeß und schrieb u. a.: „Wieland soll mit der zierlichen Jungfrau (X. 76) wegkommen," woraus klar hervorgeht, daß demselben noch mehr und schärfere Gastgeschenke zugedacht waren. Bei der Restitution des ersten Planes sind diese wohl wieder eingeschaltet worden, denn ich erkenne die ganze Reihefolge 280—284 für Epigramme auf Wieland. Bei dem obigen Distichon hat Schütz zuerst Wieland angedeutet, dessen „langathmige Prosa" Jean Paul recht eigentlich das Organ der Ironie nennt, während Adelung sie einem Satz Schachteln vergleicht, wo immer eine in der andern steckt.

281. Unter vier Augen.

Viele rühmen, sie habe Verstand; ich glaub's, für den Einen,
Den sie jedesmal liebt, hat sie auch wirklich Verstand.
(G.)

Da die literariſchen Spießruthen dieß Diſtichon unerklärt laſſen, ſo ſchwiegen auch alle übrigen Gloſſatoren. Auf eine Dame gehen die Verſe gewiß nicht, da ihnen ſonſt an dieſer Stelle jeder Zuſammenhang fehlen würde, und ich bin überzeugt, daß ſie gegen Wieland gerichtet ſind. Zwar erſchienen die „Geſpräche unter vier Augen“ zuerſt im Jahrgang 1798 des deutſchen Merkur, allein wie leicht konnte Goethe den Titel des entſtehenden Werkes erfahren haben, während Jeniſch noch nichts davon ahnte. Nach meiner Anſicht ſteht dieß Epigramm in naher Verbindung mit X. 76; das „Sie“ bezieht ſich hier abermals auf Wieland, deſſen Wankelmuth und Launenhaftigkeit auch Goethe zuweilen beläſtigten. Wachsmuth hat das Verhältniß der beiden Dichter treulich geſchildert: „Reizbar wie ein Kind zum Zorne, aber eben ſo verſöhnlich, huldigte Wieland mit voller Hingebung dem Heros der Genialität. Sein Zorn kam nie aus dem Herzen, in ſeiner Seele löste auch das Bitterſte ſich leicht zur Harmonie der gutmüthigſten Humanität auf. Jedoch ſeine Empfindungen wechſelten leicht und oft; daher war auch ſeine Eingenommenheit für Goethe nicht von Dauer, und je nach der vorherrſchenden Gemüthsſtimmung, ſeine Herzensergießungen über Goethe bald unmuthig, bald liebevoll; Grundton bleibt aber immer der der Zuneigung, und dieſer dringt zuweilen mitten aus dem Lärm des Scheltens hervor“ (Weimars Muſenhof, S. 45). — Die Geſpräche unter vier Augen ſind ein politiſcher Dialog, worin Wieland ſich das Ideal eines Monarchen erfindet, wie ihn die Wirklichkeit wohl niemals geſehen hat. Zur Zeit, als der Merkur das ſeltſame Opus veröffentlichte, ſchrieb Goethe (22. Mai 1798) an Schiller: „Eine der luſtigſten Begebenheiten unſeres Zeitalters kann ich vorläufig nicht verſchweigen. Wielanden iſt durch ein heimlich demokratiſches Gericht verboten worden, die Fortſetzung ſeiner Geſpräche im Merkur drucken zu laſſen; das nächſte Stück wird zeigen, ob der gute Alte gehorcht. Der arme Verfaſſer des goldenen Spiegels und des Agathons, der zu ſeiner Zeit Königen und Herren die wunderſamſten Wahrheiten ſagte, der ſich auf die Verfaſſungen ſo trefflich verſtand, als es noch keine gab,

der edle Vorläufer des neuen Reiches muß nun, in den Zeiten der Freiheit, da Herr P[offelt] täglich den bloßen Hintern zum Fenster hinausreckt, da Herr G[entz] mit der liberalſten Zudringlichkeit einem neuen Könige eine unbedingte Preßfreiheit abtrutzt, die Schooßkinder ſeines Alters, die Produkte einer Silberhochzeit, gleich namenloſen Liebeskindern, verheimlichen."

282. Charade.

Nichts als dein Erſtes fehlt dir, ſo wäre dein Zweites genießbar,
Aber dein Ganzes, mein Freund, iſt ohne Salz und Geſchmack.

(G.)

Die literariſchen Spießruthen löſen die Charade doppelt: „Koſegarten; Andere: Fülleborn." Dieſer Note folgend, deuteten alle ſpäteren Ausleger das Xenion auf Georg Guſtav Fülleborn, geb. 1769, geſt. 1803 als Profeſſor zu Breslau. Hiernach würde die Löſung lauten: „Nichts als die Fülle fehlt dir, ſo wäre dein Born genießbar, aber Fülleborn iſt ohne Salz und Geſchmack," doch das erſcheint mir völlig ſinnlos. Ich finde hier nochmals Wieland, und zwar ſein „Sinngedicht zur Geburtsfeier des Herrn Erbprinzen Karl Friedrich zu Sachſen-Weimar 1783." Vielleicht hatte Goethe den Einfall zu dem Epigramm ſchon vor Jahren gehabt, als die bezeichnete Gratulationspoeſie zuerſt ans Licht getreten war, und da dieſelbe nun im 26. Bande von Wieland's ſämmtlichen Werken, welcher gerade zur Zeit der Xenien-dichtung herauskam, wieder abgedruckt wurde, ſo übertrug er das Räthſel in Diſtichenform. Wenigſtens gibt „Sinngedicht" eine genau paſſende Auflöſung der Charade, und für Wieland ſpricht die Zuſammenſtellung mit dem vorhergehenden Xenion.

283. Frage in den Reichsanzeiger W. Meiſter betreffend.

Zu was Ende die welſchen Namen für deutſche Perſonen?
Raubt es nicht allen Genuß an dem vortrefflichen Werk?

(Sch.)

In Becker's Reichsanzeiger findet ſich keine Frage, welche zu dem Epigramm irgend Veranlaſſung hätte geben können (ſ. die Note zu X. 309). Muthmaßlich beruht daſſelbe auf einer mündlichen Aeußerung Wielands, deſſen deutſchen Merkur Schiller auch ſonſt wohl mit dem Reichsanzeiger zu vergleichen pflegte. Als jene Zeitſchrift das Geſpräch über die Xenien brachte, ſchrieb er (7. Febr. 1797) an Goethe: „Es fehlt nichts, als daß es im Reichsanzeiger ſtünde.“ — Hoffmeiſter findet eine Bürgſchaft für Schiller's Autorſchaft in der Wendung „zu was Ende,“ welche ihm geläufig war, während ſie bei Goethe nicht vorkommt.

284. Göſchen an die deutſchen Dichter.

Iſt nur erſt Wieland heraus, ſo kommt's an euch übrigen alle,
Und nach der Location! Habt nur einſtweilen Geduld.
(Sch.)

Georg Joachim Göſchen, geſt. 1830, Buchhändler zu Leipzig und Verleger der großen Prachtausgabe von „Wieland's Werke 1794—1802, 36 Bände und 6 Supplementbände, Preis: 250 Thaler.“ Böttiger erzählt: Schiller habe ſich erboten, eine Vorrede zu dieſer neuen Edition zu ſchreiben. Durch Wieland's Ablehnung ſey er mißlaunig geworden und habe ſich an Goethe angeſchmiegt (liter. Zuſt. I. 181 f.). Derſelbe unzuverläßige Anekdotenſammler berichtet: als Schiller aufgefordert wurde, die große Ausgabe von Wieland's Werken zu recenſiren, ſchlug er es mit dem Bemerken aus: er wiſſe nicht was er, außer den Verdienſten des Verlegers, daran loben könnte (Ebend. I. 149 f.). Uebrigens hatte Schiller ſchon im December 1795 an Göſchen eine Xeniengabe zugedacht; ſ. o. S. 38.

285. Verleger von P** Schriften.

Eine Maſchine beſitz' ich, die ſelber denkt, was ſie drucket;
Obengenanntes Werk zeig' ich zur Probe hier vor.
(Sch.)

„L'homme machine“ in Ernſt Platner's „Philoſophiſchen Aphorismen, Leipzig 1793—1800.“ Hoffmeiſter fügt hinzu: „das

Xenion gehört zu Nr. 64 und 65, und gehört, wie dieſe, ohne Zweifel Schillern an."

286. Joſeph's II. Dictum an die Buchhändler.

Einem Käſehandel verglich er eure Geſchäfte?
Wahrlich! der Kaiſer, man ſieht's, war auf dem Leipziger Markt.
(Sch.)

287. Preisfrage der Akademie nützlicher Wiſſenſchaften.

Wie auf dem Ü fortan der theure Schnörkel zu ſparen?
Auf die Antwort ſind dreißig Dukaten geſetzt.
(G.)

Chriſtian Heinrich Wolke, geb. 1741, geſt. 1825 in Berlin, als Profeſſor und kaiſerl. ruſſiſcher Hofrath. Seine wunderlichen Verbeſſerungen der deutſchen Schreibweiſe ſind hinreichend bekannt. Goethe erklärte: da er ſich von frühe her gewöhnt habe, ſeine Werke Andern in die Feder zu diktiren, ſo ſey es gekommen, daß ihm die Orthographie niemals beſonderes Intereſſe eingeflößt habe. Als Profeſſor Wolke 1812 ſein Hauptwerk herausgab: „Anleit zur deutſchen Geſammtſprache, zur baldigen Erkennung und Verbeſſerung mehrer, zu wenigſt 50,000 fehlerhaft gebildeten deutſchen Wörter, auch zur Abwendung eines großen Zeit- und Geldverluſtes," da ſchrieb der Dichter, ganz im Sinne des obigen Xenions, folgendes Epigramm (Goethe's Werke, VI. 166):

„So ſoll die orthographiſche Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der ſo viel Worte macht,
Er will es an den Buchſtaben ſparen."

288. G. G.

Jeder, ſiehſt du ihn einzeln, iſt leidlich klug und verſtändig;
Sind ſie in corpore, gleich wird ein Dummkopf daraus.
Sch.

„Gelehrte Gesellschaft.“ — Schiller nahm das Distichon in die Gedichte auf, welche er, Leipzig 1801—1803, 2 Thle., herausgab. Dort lautete, vielleicht durch einen Druckfehler, die Ueberschrift: „B. B.;“ in den Werken wurde die erste Form wieder hergestellt.

289. Hörsäle auf gewissen Universitäten.

Prinzen und Grafen sind hier von den übrigen Hörern gesondert;
Wohl! denn trennte der Stand nirgends, er trennte doch hier!

(Sch.)

„So vornehmlich in Göttingen und Jena,“ bemerkt die Danziger Ausgabe. Aber das Xenion scheint speziell gegen Platner's Auditorium gerichtet, denn in den Trogalien (s. Anti-Xenien Nr. XXII.) heißt es, mit Bezug darauf: „Es sitzen im Platner'schen Hörsaal in der vordersten Reih' Grafen und Prinzen allein.“ Hierdurch bekommt das Distichon, wenn man es mit X. 64 zusammenhält, einen ganz anderen Sinn, und Hoffmeister's Note: „der Inhalt weist dieß Epigramm eben so sehr von Goethen ab, als er es Schillern zuspricht,“ paßt dann freilich nicht mehr, aber dennoch ist Schiller wahrscheinlich der Verfasser.

290. Der Virtuose.

Eine hohe Noblesse bedien' ich heut' mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige sich hört.

(G.)

Die Danziger Ausgabe bezieht dieß Xenion — wohl etwas willkürlich — auf den blinden Flötenbläser Ludwig Dülon, geb. 1769, gest. in Würzburg 1806, der damals Kunstreisen durch ganz Deutschland machte.

291. Sachen, so gesucht werden.

Einen Bedienten wünscht man zu haben, der leserlich schreibet
Und orthographisch, jedoch nichts in Bell-Lettres gethan.
(Sch.)

„In unserer Zeit," sagte Schiller zu Fräulein v. Wurmb, „gibt sich jeder Bedienter mit Lectüre ab und schreibt am Ende auch wohl selbst." (Fr. v. Wolzogen, Schiller's Leben II. 210.)

292. Französische Lustspiele von Dyk.

Wir versichern auf Ehre, daß wir einst witzig gewesen,
Sind wir auch hier, wir gestehn's, herzlich geschmacklos und fad.
(Sch.)

„Komisches Theater der Franzosen, für die Deutschen, herausgegeben von M. Johann Gottfried Dyk (X. 45), Leipzig 1777 bis 1786." — Hoffmeister erinnert hierbei an das Epigramm auf Manso's Uebersetzung des befreiten Jerusalem (X. 34).

293. Buchhändler-Anzeige.

Nichts ist dem Menschen so wichtig, als seine Bestimmung zu kennen;
Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir jetzt verkauft.
Sch.

„Ueber die Bestimmung des Menschen," von Johann Joachim Spalding, geb. 1714, gest. 1804 als Oberkonsistorialrath und Probst in Berlin. Die dreizehnte Auflage dieses Buches erschien 1794 bei Weidmann in Leipzig und deren komisch stylisirte Bekanntmachung gab Anlaß zu dem Epigramm. Körner ließ dasselbe in Schiller's Gedichten abdrucken, wo es aber verloren und bedeutungslos dasteht.

294. Auction.

Da die Metaphyſik vor kurzem unbeerbt abging,
Werden die Dinge an ſich morgen sub hasta verkauft.
(Sch.)

Gewiſſe Philoſophen beſtrebten ſich damals, die durch Kant geſtürzte Metaphyſik zurückzurufen, welche die Dinge an ſich, d. h. die abſolute Wahrheit begreifen lehren wollte.

295. Gottesurtheil.

(Zwiſchen einem Göttinger und einem Berliner.)

Oeffnet die Schranken! Bringet zwei Särge! Trompeter geblaſen!
Almanachsritter, heraus gegen den Ritter vom Sporn!
(Sch.)

Der Almanachsritter iſt Karl v. Reinhard, geb. 1763. Er lebte zur Zeit in Göttingen, wo er ſpäter eine Profeſſur erhielt, und gab von 1795—1804 den Göttinger Muſenalmanach heraus. Der Ritter vom Sporn iſt Daniel Jeniſch in Berlin (X. 178). Der Streit zwiſchen dieſen beiden war ſehr verwickelter Natur und wurde mit pomphaften Phraſen geführt. Jeniſch hatte im Juliſtück des Archivs der Zeit von 1795 einen „Verſuch über die Kunſt, ſchlecht zu ſchreiben“ abdrucken laſſen und demſelben als Probe etliche Stanzen aus Reinhard's Gedichten (Göttingen 1794, 2 Bde.) eingeſchaltet. Der Aufſatz erſchien unter dem Namen Gottſchalk Necker's, aber Reinhard kannte deſſen Verfaſſer und ſchrieb einen grimmigen Fehdebrief an Jeniſch, den dieſer durch das Archiv (December 1795 S. 518 f.) der Oeffentlichkeit übergab. Es kam darin die Stelle vor: als Mitarbeiter eines berühmten Recenſenten-Inſtituts dürfe Reinhard hoffen, ſeinen obſcuren Gegner der Verachtung der Deutſchen preis zu geben. Hiergegen trat Reinhard im Intelligenzblatt der Allgem. Literaturzeitung (1796, Nr. 11) mit der Erklärung auf, daß jener Brief

verfälſcht und die bezeichnete Stelle ihm angelogen ſey. Nun erließen die Archivare (März 1796) eine feierliche „Abſage“ an Reinhard, behaupteten nochmals, das Schreiben ſey ächt, und donnerten furchtbar wider den Almanachsritter. Dieſer klagte jetzt auch die Redakteurs als Falſarien an, indem er ernſthaft die Vorlegung des Briefes forderte. Das Archiv brachte hierauf (Mai 1796) eine „Berichtigung“ von Jeniſch; er wollte den Brief erſt vor kurzem einigen Freunden in der Sakriſtei der Nicolaikirche gezeigt, ihn dann aber verlegt oder verloren haben und nur das Couvert von Reinhard's Hand noch beſitzen. Unterzeichnet hat er dieſen Artikel: „Der Berliniſche Geiſtliche, an welchen der Brief quaest. addreſſirt war.“ Nur deſto entſchiedener drang Reinhard in den Beilagen der Göttingiſchen gelehrten Anzeigen (St. 147 und 149) auf Einſendung ſeines Schreibens an das Univerſitätsgericht zu Göttingen, und da Jeniſch es endlich wieder fand, leiſtete er der Forderung Genüge. So ſtand die Sache, als die Xenien gedruckt wurden; hätte Schiller damals den Ausgang ſchon gewußt, dann würde das Epigramm vielleicht anders gelautet haben. Das Gericht ließ nämlich durch Schreibverſtändige den Brief unterſuchen, und deren Urtheil lautete: zwar ſey Reinhard's Handſchrift mit ſichtbarer Bemühung nachgeahmt, aber er habe das inkriminirte Blatt *nicht* geſchrieben. Später wurde noch eine Art von Löſung des ſeltſamen Räthſels beigebracht, die jedoch ſehr unwahrſcheinlich klingt. Ungenannte Leute aus Rumberg bei Berlin ſollen den zerſchnittenen Originalbrief Reinhard's eingeſchickt und zugleich erklärt haben: ſie hätten das Schreiben unerbrochen gefunden, worauf ſie ſich den Spaß gemacht, das falſche Briefblatt ſtatt des ächten an Jeniſch zu überſenden. Obwohl die Archivare dem letzteren bezeugen (Oktober 1796, S. 392), er ſey ein aufgeklärter, kenntnißreicher Gelehrter, welcher ſich der Achtung und des Umgangs verdienſtvoller Männer erfreue, ſo regt ſich, wenn man die ganzen Verhandlungen genau durchgeht, dennoch ein unabweisbarer Verdacht — daß Jeniſch ſelbſt die Fälſchung vorgenommen habe, um dadurch einiges Aufſehen von ſich zu machen.

296. Sachen, so gestohlen werden.

(Immanuel Kant spricht:)

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebisch entwendet;
Leicht sind sie kenntlich, es steht sauber mein J. K. darauf.
(Sch.)

297. Antwort auf obigen Avis.

Wenn nicht alles mich trügt, so hab' ich besagte Begriffe
In Herrn Jakobs zu Hall Schriften vor kurzem gesehn.
(Sch.)

Vergl. die Anmerkung zu X. 54. Mit voller Sicherheit dürfen wir Schiller als den Verfasser der Xenien 294—297 gelten lassen.

298. Schauspielerin.

Furiose Geliebten sind meine Forcen im Schauspiel,
Und in der Comödie glänz' ich als Branntweinfrau.
(G.)

Die literarischen Spießruthen bemerken im ironischen Sinne: „Ein unbekanntes Mitglied vielleicht des Weimar'schen Theaters." Die Danziger Ausgabe sagt: „Es soll ein Mitglied der Sekonda'schen Gesellschaft in Leipzig damit gemeint gewesen seyn." Zwar läßt sich die Quelle nicht namhaft machen, woraus diese Notiz geschöpft ist, aber sie scheint wohl einen historischen Grund zu haben. Im „Theaterkalender, Mannheim 1796," findet sich ein Bericht über die genannte Truppe, welche abwechselnd in Dresden, Leipzig und Prag zu spielen pflegte. Unter den Schauspielerinnen steht obenan: „Madame Sophie Albrecht erste Liebhaberin in Trauer-, Schau- und Lustspielen, Damen von Stande und naive Mädchen." Sophie Albrecht war 1757 in Erfurt geboren; zwei Bände Schauspiele und Gedichte von ihr erschienen 1781—85, und sie starb 1838 zu Hamburg in drückender Armuth. Schiller hatte sie während seines Aufenthaltes in Leipzig (1785) persönlich kennen gelernt und er benutzte das Spiel dieser vielgepriesenen

Aktrice, um daran zu entwickeln, daß mittelmäßige Künstler den Charakter ihrer Rolle immer nur subjektiv auffassen. „Wenn Madame Albrecht eine Ophelia spielte," schreibt er, „so erblickte man nicht die reine Natur des Darzustellenden (die Person der Ophelia), sondern eine willkürliche Idee der Schauspielerin. Sie hatte sich nämlich einen subjektiven Grundsatz — eine Maxime — gemacht, den Schmerz, den Wahnsinn, den edlen Anstand gerade so vorzustellen, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieser Vorstellung Objektivität zukommt, oder nicht. Sie hatte also nur Manier, keinen Styl gezeigt" (Briefw. mit Körner III. 118 f.). — Hält man alle diese einzelnen Punkte zusammen, so möchte man glauben, das Xenion sey aus Schiller's Feder geflossen, aber wie es dasteht, gibt sich darin Goethe's epigrammatischer Ausdruck deutlich kund und wir müssen ihn als den Verfasser anerkennen.

299. Professor Historiarum.

Breiter wird immer die Welt und immer mehr Neues geschiehet;
Ach! die Geschichte wird stets länger und kürzer das Brod.
(Sch.)

Die literarischen Spießruthen glauben, hier sey „Schiller selbst" gemeint und sie geben zu verstehen, Goethe habe für X. 92 Rache genommen. Sämmtliche Ausleger folgen diesem Irrlicht, ohne zu bedenken, daß Schiller niemals Professor der Geschichte war, und daß er seit 1791 überhaupt gar nicht mehr Kollegia las. Das Distichon geht höchst wahrscheinlich auf den Professor Heinrich in Jena mit dem Schiller einen Zusammenstoß hatte, den er in seinem Brief an Körner (vom 10. November 1789) beschreibt: „Hier schicke ich dir die Antrittsrede, die mir hier nichts als Händel gemacht hat. Ich nenne mich in aller Unschuld darin einen Professor der Geschichte, weil mir (wie du leicht denken kannst) nicht bekannt war, daß ich dadurch mit Einem, der eine Nominalprofessur der Geschichte hat, colidiren könnte. Dieß ist Heinrich, der darüber Lärm geblasen hat. Sie ließen es mich

durch Grüßbach wiſſen, daß ich der Sache abhelfen möchte, welches leicht angeht, da ſie neu aufgelegt wird und alſo der Profeſſor der Geſchichte in einen Profeſſor der Philoſophie verwandelt werden kann. Iſt dieß aber nicht erbärmlich? Und der Akademiediener, der ſie aus dem Buchladen fordert, iſt ſo inſolent — da man ſie ihm nicht gibt, weil ſie ſchon verſendet war — den angeklebten Titel von der Thüre wegzureißen. Mit ſolchen Menſchen habe ich zu thun."

300. Recenſion.

Sehet, wie artig der Froſch nicht hüpft! doch ſind' ich die hintern
Füße um vieles zu lang, ſo wie die vordern zu kurz.
(G.)

Die literariſchen Spießruthen ſagen: „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und Langbein; ſ. X. 306." Die Bibl. d. ſch. Wiſſenſchaften brachte (Bd. 58, S. 285 ff.) eine Recenſion über Schillers Muſenalmanach auf 1796, welche anfangs erklärt, daß derſelbe „eine rühmliche Ausnahme unter ſeinen Genoſſen mache, und ihn lobend willkommen heißt. Dann aber werden die einzelnen Beiträge zergliedert, wobei der Tadel fortdauernd ſteigt, ſo daß endlich faſt alle verworfen werden. Das Xenion ſchildert alſo wohl dieſe ganze Gattung von Beurtheilungen, welche mit Lobſprüchen beginnen und ſich in Herbheit auflöſen. Jene Hindeutung auf Langbein (ſ. die Anmerkung zu X. 306) iſt gewiß nur eine platte Witzelei; ich möchte dagegen an X. 179 erinnern, wo gleichfalls die Werke des Dichters, die ſich auf dem kritiſchen Anatomirtiſche befinden, einem Froſche verglichen werden. Beide Epigramme ſind ohne Zweifel von Goethe, der ſich damals lebhaft mit der Anatomie kaltblütiger Thiere beſchäftigte. Hierbei gewann er dieß eigenthümliche Bild, denn die Lebenszähigkeit der Fröſche iſt außerordentlich, und Naumann ſagt: „Will man ſich überzeugen, daß noch lange nicht alles Leben aus dem geköpften, enthäuteten, aller Eingeweide beraubten Froſche heraus iſt, ſo darf man ihn nur mit

etwas Salz beſtreuen, und man wird erſtaunen, welche Sprünge er noch zu machen im Stande iſt.“ (Taxidermie, S. 105.)

301. Literariſcher Adreßkalender.

Jeder treibe ſein Handwerk; doch immer ſteh' es geſchrieben:
Dies iſt das Handwerk, und der treibet das Handwerk geſchickt.

(Sch.)

Hoffmeiſter meint, die Xenien 301 bis 308 tragen durchaus das Schiller'ſche Geiſtesſiegel, und ſchließen ſich auch zu einem Ganzen an „die Jeremiaden,“ die Schiller als ſein Eigenthum anerkannte. Dieſe Hypotheſe iſt ſehr glaubwürdig, doch wußte weder Hoffmeiſter, noch ein anderer Commentator, worauf die Epigramme eigentlich zielen. Man half ſich mit einer allgemeinen Deutung auf verſchiedene Journale, welche gegen die Horen ins Feld gerückt waren, aber man ſchoß bei dem wahren Ziel vorbei, und ich will verſuchen, daſſelbe nachzuweiſen.

302. Neueſte Kritikproben.

Nicht viel fehlt dir, ein Meiſter nach meinen Begriffen zu heißen,
Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt phantaſirſt.

(Sch.)

Reichardt's Journal Deutſchland hatte im dritten Stück (1796) eine kritiſche Zuſammenſtellung dreier Muſenalmanache gebracht: des Voßiſchen, des Schillerſchen und des Kalenders der Muſen und Grazien (von Friedr. Wilh. Aug. Schmidt). Dies Dreiblatt wurde durch folgende Sätze charakteriſirt: I. Ernſt und rein. II. Schön und frei. III. Angenehm und gut. Einige Monate ſpäter, im ſechsten Stück, S. 348 ff., enthielt daſſelbe Journal einen Brief von Friedrich Schlegel an den Herausgeber, „Schiller's Muſenalmanach betreffend,“ wodurch der letztere zwar eigentlich vertheidigt werden ſollte, worin aber unſer Dichter gar bittere Dinge zu hören bekam. So heißt es von dem Gedicht, die Ideale:

„Schiller's Unvollendung entſpringt zum Theil aus der Unendlichkeit ſeines Ziels. Es iſt ihm unmöglich, ſich ſelbſt zu beſchränken und unverrückt einem endlichen Ziele zu nähern. Mit einer, ich möchte faſt ſagen, erhabenen Unmäßigkeit drängt ſich ſein raſtlos kämpfender Geiſt immer vorwärts. Er kann nie vollenden, aber er iſt auch in ſeinen Abirrungen groß (S. 356)." — „Schiller's Poeſie übertrifft nicht ſelten an philoſophiſchem Gehalte ſehr hochgeſchätzte wiſſenſchaftliche Werke, und in ſeinen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Verſuchen bewundert man nicht allein den Schwung des Dichters, die Wendungen des geübten Redners, ſondern auch den Scharfſinn des tiefen Denkers, die Kraft und Würde des Menſchen. Die einmal zerrüttete Geſundheit der Einbildungskraft iſt unheilbar, aber im ganzen Umfange ſeines Weſens kann Schiller nur ſteigen, und iſt ſicher vor der Flachheit, in die auch der größte Künſtler, der nur das iſt, auf fremdem Gebiete, in Augenblicken herzloſer Abſpannung, oder muthwilliger Vernachläſſigung, in der Zwiſchenzeit von jugendlicher Blüthe zu männlicher Reife, oder im Herbſte ſeines geiſtigen Lebens verſinken kann (S. 359)."

303. Eine zweite.

Lieblich und zart ſind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du biſt froſtig von Herzen und matt.
(Sch.)

Die Bibl. d. ſch. Wiſſenſchaften theilte in der bei X. 300 erwähnten Kritik eine Stelle aus dem Goethe'ſchen Gedichte „der Beſuch" mit, und äußerte darüber (a. a. O. S. 288): „Man kann in der That weder feiner noch zarter fühlen, noch das Gefühlte glücklicher wiedergeben. Jeder Ausdruck iſt gewählt und gewogen, und jeder der wahre oder vielmehr der einzige." Aber von derſelben Dichtung heißt es zugleich: „Sollten wir dies liebliche Gemälde mit wenigen Worten charakteriſiren, ſo würden wir auf ſelbiges anwenden, was Winkelmann von den Grazien in dem Palaſte Ruspoli rühmt. Ihre Miene, ſagt er, deutet

weder auf Fröhlichkeit noch auf Ernſt, aber ſie iſt der Ausdruck einer ſtillen Zufriedenheit, dergleichen der jugendlichen Unſchuld eigen zu ſeyn pflegt."

304. Eine dritte.

Du nur biſt mir der würdige Dichter! es kommt dir auf eine Platitude nicht an, nur um natürlich zu ſeyn.

(Sch.)

Jene vergleichende Beurtheilung der drei Muſenalmanache im Journal Deutſchland, deren bei X. 302 gedacht worden, ſtellte Goethe's venetianiſche Epigramme und die triviale Naturpoeſie des Paſtors Schmidt in Werneuchen (X. 246) einander gegenüber. Man ſollte es nicht für denkbar halten, aber es iſt dennoch wahr, die kritiſche Wage neigte ſich nach der Seite des letzteren. Es wird nicht überflüſſig ſeyn, die Hauptſtelle (S. 408 — 9) hier mitzutheilen: „Das glänzende Meer und der venetianiſche Pfuhl; das Meer- und Gondelleben; italieniſche Klugheit und Schelmerei; der heilige Pilgrim und der Pfaffen-liſtiges Getreibe; Proceſſionen und Volksbalgereien; italieniſche Pracht und Bettelei; die Großen der Erde und ihr ſchlechtgetriebenes Handwerk; Demagogen, Freiheitsapoſtel und Schwärmer aller Art; Volk und Pöbel; Franzoſen und franzöſiſche Revolution; herrliche Schätze der Kunſt und Gaukler und Seiltänzerinnen; Huren und Hurenhäuſer; Liebe und Liebelei; gute Geſellſchaft und die vier widrigſten Dinge auf Erden: das Kreuz und alte Weiber, Menſchen und Hunde wie eins... Alles durchwürzt mit ſüßer Erinnerung ans Liebchen im Norden, mit ernſten und launigen, auch bitterböſen Rückblicken auf ſich ſelbſt, auf Newton und Syſtemmacherei, auf Dichter, auf Deutſchland und die deutſche Sprache, auf die Menſchheit überall. Welch' eine ungeheure Welt! und das alles eingeſchloſſen in reine antike Formen. — Unſer ſittlicher, ländlicher Dichter ſingt ſein liebes Dorf, das ihn geboren werden ſah, ſimple kunſtloſe Naturſcenen, durchwürzt mit Verachtung der großen Welt und ihrer Eitelkeit. Unverſchönerte, wilde, ländliche, gemeine

Natur ist seine Göttin. Er singt seiner ersten Liebe Freuden und Leiden, seine Sehnsucht nach einer ewigen Verbindung mit seiner lieben auserwählten Henriette; nur ihre Verzögerung bringt ihm Leiden, nichts anderes trübt seinen Frohsinn, auch der rauhe Winter nicht; er singt den beglückenden Besitz seiner Henriette, ihre gemeinsamen stillen häuslichen Freuden; sein Hühnerhof, seine Grasebank, seine Bohnenlaube ist ihm eine Welt voll herrlichen Genusses. Seinen lieben Jungen auf dem Arm wiegen, mit ihm einen Ehrensprung thun, sein Weibchen im Kahne führen ... das ist ihm mehr als alle Karnevalslustbarkeiten." ꝛc. — Wer möchte daran zweifeln, daß es diese komische Recension war, der wir Goethe's reizendes Gedicht: „Musen und Grazien in der Mark" verdanken.

305. Schillers Würde der Frauen.

Vorn herein liest sich das Lied nicht zum besten, ich les' es von hinten,
Strophe für Strophe, und so nimmt es ganz artig sich aus.
(Sch.)

Ueber Schiller's Würde der Frauen gibt Friedrich Schlegel, in seinem Briefe an den Herausgeber des Journals Deutschland, folgendes Urtheil ab: „Strenge genommen, kann diese Schrift nicht für ein Gedicht gelten: weder der Stoff noch die Einheit sind poetisch. Doch gewinnt sie, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechselt und das Ganze strophenweise rückwärts liest. Auch hier ist die Darstellung idealisirt; nur in verkehrter Richtung, nicht aufwärts, sondern abwärts, ziemlich tief unter die Wahrheit hinab. Männer, wie diese, müßten an Händen und Beinen gebunden werden; solchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut."

306. Pegasus, von eben demselben.

Meine zarte Natur schokirt das grelle Gemälde,
Aber, von Langbein gemalt, mag ich den Teufel recht gern.
(Sch.)

Schlegel sagt a. a. O. S. 352 — 53: „Fast könnte es scheinen, daß Schiller in der schönen Zeit seiner ersten Blüthe die ihm angemessene Tonart und Rhythmen unbefangener zu wählen und glücklicher zu treffen wußte. Würde er sich damals wohl ein Gedicht wie Pegasus verziehen haben? Ohne ursprüngliche Fähigkeit, und eine wie von selbst überschäumende Fülle sprudelnden Witzes, können komische und burleske Gedichte nicht interessiren, und ohne Grazie und Urbanität müssen sie beleidigen. Die Meisterzüge im Einzelnen, wie die erste Erscheinung des Apollo, söhnen mit der Grellheit des Ganzen nicht aus. — In Langbein's Legende fehlt es wenigstens nicht an munterer Laune, welche man nur hier und da von einigen Gemeinheiten befreien möchte.' Der Musenalmanach für 1796 enthielt nämlich Schiller's „Pegasus in der Dienstbarkeit" und einen Beitrag von Langbein: „Der Kirchenbau zu Aachen" betitelt. Den Inhalt dieses Stücks bildet die bekannte Sage, wie der Teufel eine Kirche baut, unter der Bedingung, das erste Wesen, welches die Schwelle überschreiten würde, solle sein eigen seyn, und wie man ihn zuletzt betrügt, indem man einen Wolf durch die Kirchthür jagt.

307. Das ungleiche Verhältniß.

Unsre Poeten sind seicht, doch das Unglück ließ' sich vertuschen,
Hätten die Kritiker nicht, ach! so entsetzlich viel Geist.
(Sch.)

308. Neugier.

Etwas wünscht' ich zu sehn: ich wünschte einmal von den Freunden,
Die das Schwache so schnell finden, das Gute zu sehn!
(Sch.)

Im Sommer 1796, kurz nach dem Erscheinen der vorerwähnten Recension, wollte Friedrich Schlegel von Dresden nach Jena kommen; das Gewissen schlug ihm ein wenig, und er ließ sich durch Körner anmelden. Unterm 22. Juli schreibt dieser an

Schiller: „In dem Journale Deutschland steht eine Recension unter seinem Namen von Deinem Almanach. Er hat sie schon längst gemacht, und Michaelis hat sie ihm untergebracht. Sie enthält gute Bemerkungen; aber der Ton ist hier und da zu hart und anmaßend. Jetzt ist ihm bange, daß Du etwas von dieser Recension erfahren, und ihn wegen einiger Stellen mißverstehen möchtest. Ich habe ihn zu beruhigen gesucht. Du kannst fast keinen wärmeren Verehrer haben, als ihn, und wo er aus einem andern Tone zu sprechen scheint, so ist's bloß Recensentencostüm, oder das Bedürfniß, seinen Richterberuf durch strenge Forderungen zu beglaubigen." Nachdem Körner die Xenien gelesen hatte, äußerte er in seinem Briefe vom 5. October: „Daß Du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden; nur gib ihn nicht ganz auf. In seinen Fehlern ist doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. An Kopf fehlt es ihm nicht, und da verzeihe ich selbst Unbescheidenheit. Klarheit, Ordnung und Geschmack kann er vielleicht noch erwerben." Vergl. 320 — 329.

309. Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!
Sch.

Der privilegirte Reichsanzeiger, herausgegeben von Becker; s. X. 71 und 252. Man darf aber nicht etwa glauben, der Stoff dieser Jeremiaden stamme wirklich aus dem Reichsanzeiger. Weil die wunderlichen Inserate desselben sprüchwörtlich geworden waren, so ließ Schiller die barocken Aeußerungen der Tageskritik unter seiner bekannten Firma auftreten. (S. X. 283 und die Anmerkung.) Unterm 18. December 1798 schreibt Schiller an Göthe: „Garve, hör' ich, soll jetzt auch gestorben seyn. Wieder Einer aus dem goldenen Weltalter der Literatur weniger! wird uns Wieland sagen." (Vergl. die Anmerk. zu X. 283.)

310. Böſe Zeiten.

Philoſophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menſchenverſtand kommt man durch's Leben nicht mehr.

Sch.

Das ſechste Stück des Journals Deutſchland brachte, S. 393 ff., eine Abhandlung von Friedrich Schlegel (vergl. die Anmerk. zu X. 320), worin es heißt: die Grenzen der Wiſſenſchaft und der Kunſt, des Wahren und Schönen ſind ſo verwirrt, daß ſogar die Ueberzeugung von der Unwandelbarkeit jener ewigen Gränzen faſt allgemein wankend geworden iſt. Die Philoſophie poetiſirt und die Poeſie philoſophirt. Die Geſchichte wird als Dichtung, dieſe aber als Geſchichte behandelt."

311. Scandal.

Aus der Aeſthetik, wohin ſie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt ſie, den läſtigen Gaſt, in die Politik hinein.

Sch.

312. Das Publikum im Gedränge.

Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, ſo ſind wir Platt, und geniren wir uns, nennt man uns abgeſchmackt gar.

Sch.

313. Das goldne Alter.

Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm' doch wieder, o komm', witzige Einfalt, zurück.

Sch.

Luſtſpiele von Weiße, Dyk u. A.

314. Comödie.

Komm' Comödie wieder, du ehrbare Wochenviſite,
Siegmund, du ſüßer Amant, Maskarill, ſpaßhafter Knecht.

Sch.

Siegmund in Gellert's Luſtſpiel: „die zärtlichen Schweſtern“ (1745); Maskarill in Leſſing's Luſtſpiel: „der Schatz“ (1750).

315. Alte deutſche Tragödie.

Trauerſpiele voll Salz, voll epigrammatiſcher Nadeln,
Und du Menuetſchritt unſers geborgten Cothurns.
Sch.

Johann Elias Schlegel's (geb. 1718, geſt. 1749) „Trojanerinnen“, „Dido“, „Canut“, ꝛc. Johann Friedrich v. Cronegk's (geb. 1731, geſt. 1758) „Olint und Sophronia“, „Kodrus“ und ähnliche Trauerſpiele.

316. Roman.

Philoſoph'ſcher Roman, du Gliedermann, der ſo geduldig
Stillhält, wenn die Natur gegen den Schneider ſich wehrt.
Sch.

Es ſchien damals, als beabſichtige man, den leblos kalten, philoſophiſchen Roman, im Style von Haller, Duſch, Sintenis u. A. wieder zurückzuführen. Die literariſchen Spießruthen bemerken bei obigem Xenion: „Feßler und ſeine Apologie; Bouterweck's eleuſiniſche Geheimniſſe.“ Mit dieſer Andeutung hat es folgende Bewandtniß: Der bekannte Geiſtliche und Freimaurer, Ignaz Aurelius Feßler (geb. 1756 in Ungarn, geſt. 1839 als Generalſuperintendent zu Petersburg) ließ in das Archiv der Zeit, 1796, März, S. 242 ff. einen großen Artikel einrücken: „An die äſthetiſchen Kunſtrichter der Deutſchen.“ Derſelbe eiferte außerordentlich gegen diejenigen, welche den philoſophiſch-geſchichtlichen Roman nicht aufkommen laſſen wollten. Zwar ſey der Ritterroman in ſeiner trivialen Geſtalt verwerflich, aber hiſtoriſche Gemälde würden immer dankenswerth bleiben, wenn ſie dahin ſtrebten, die Lücken der Geſchichte durch pſychologiſche Combination auszufüllen und lehrreiche Charakterbilder ihrer Helden zu entwerfen. Feßler hatte ſelbſt etliche derartige Geſchichtsromane geſchrieben („Marc Aurel,“ 1791; „Ariſtides und Themiſtokles“, 1792),

denen es an breiten moralphiloſophiſchen Floskeln nicht mangelte. — Von Friedrich Bouterweck (geb. 1766, geſt. 1828, als Profeſſor in Göttingen) erſchien 1795: „Paulus Septimius oder das letzte Geheimniß des eleuſiniſchen Prieſters in zehn Nächten.“ Den Zweck dieſes Buches gibt der Verfaſſer in der Zueignung an: „Sein Inhalt iſt eine populäre, das heißt, für jedermann, wer Luſt und Freude am Denken hat, verſtändliche Auflöſung des großen Räthſels, das die Vernunft mit der Frage: was iſt Wahrheit? zu allen Zeiten aufgeworfen hat. Was die Kantiſche Kritik der reinen Vernunft für die wiſſenſchaftliche Speculation iſt, das iſt die Lehre des eleuſiniſchen Prieſters für den zum freien, aber zuſammenhängenden Denken gewöhnten Menſchenverſtand.“ Solchem Unweſen, wodurch Poeſie und Philoſophie Zwitterdinge werden mußten, wollte Schiller in X. 316 entgegenwirken.

317. Deutliche Proſa.

Alte Proſa, komm' wieder, die alles ſo ehrlich herausſagt,
Was ſie ſich denkt und gedacht, und was der Leſer ſich denkt.

Sch.

Vergl. Tab. vot. 538.

318. Chorus.

Alles in Deuſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit.

Sch.

Schiller ordnete die Xenien 309 — 318, durch Hinweglaſſung der Ueberſchriften, zu einem Ganzen, und nahm dieſelben in ſeine Gedichte auf.

319. Gelehrte Zeitungen.

Wie die Nummern des Lotto, ſo zieht man hier die Autoren,
Wie ſie kommen, nur daß niemand dabei was gewinnt.

(G.)

320. Die zwei Fieber.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlaſſen,
Bricht in der Grăcomanie gar noch ein hitziges aus.
Sch.

321. Griechheit.

Griechheit, was war ſie? Verſtand und Maaß und Klarheit!
drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh ihr von Griechheit
uns ſprecht.
Sch.

322. Warnung.

Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verſtande,
Bitt' ich, daß ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird!
Sch.

Die drei vorſtehenden Diſtichen finden ſich unter dem Titel: „Griechheit", in Schiller's Gedichten wieder. Auch das folgende gehört zu dieſer Gruppe.

323. Uebertreibung und Einſeitigkeit.

Daß der Deutſche doch alles zu einem Aeußerſten treibet,
Für Natur und Vernunft ſelbſt, für die nüchterne, ſchwärmt.
(Sch.)

Da Jeniſch der vorſtehenden und, nun folgenden Xeniengruppe nur witzelnde Anmerkungen gab, ſo wußten die neuern Erklärer nicht recht, worauf hier eigentlich gezielt ſey. Düntzer citirt zwar die betreffenden Stellen aus Friedrich Schlegel's Abhandlung: „Ueber das Studium der griechiſchen Sprache", im fünften Bande von deſſen Werken, allein der wahre Zuſammenhang iſt auch ihm unbekannt geblieben. Jene Abhandlung eröffnete die Schrift: „Die Griechen und Römer, hiſtoriſche und kritiſche Verſuche über das claſſiſche Alterthum, von Friedrich Schlegel. 1. Band. Neuſtrelitz 1797." Dies Buch erſchien indeß erſt zu Michaelis 1796;

die Xenienbichter hatten es alſo noch nicht geſehen, und ihre Epigramme beziehen ſich auf einen Auszug, welchen Reichardt im Journal Deutſchland, St. 6, S. 393 ff., zur Empfehlung des Ganzen mittheilte. Manche Sätze, die Düntzer anführt, ſind ſpäter umgeſtaltet worden, und paſſen jetzt weniger zu den Diſtichen, als in ihrer urſprünglichen Form. X. 320 — 323 geißeln die Grundzüge der Abhandlung, worin Schlegel die griechiſche Poeſie mit dithyrambiſcher Uebertreibung preist: „Bei den Griechen allein war die Kunſt von dem Zwange des Bedürfniſſes und der Herrſchaft des Verſtandes immer gleich frei; und vom erſten Anfange griechiſcher Bildung bis zum letzten Augenblick, wo noch ein Hauch von ächtem Griechſinn lebte, waren den Griechen ſchöne Spiele heilig. Dieſe Heiligkeit ſchöner Spiele und dieſe Freiheit der darſtellenden Kunſt ſind die eigentlichen Kennzeichen ächter Griechheit. Allen Barbaren hingegen iſt die Schönheit an ſich ſelbſt nicht gut genug. Schon auf der erſten Stufe der Bildung, und noch unter der Vormundſchaft der Natur, umfaßte die griechiſche Poeſie in gleichmäßiger Vollſtändigkeit, im glücklichſten Gleichgewicht und ohne einſeitige Richtung oder übertriebene Abweichung das Ganze der menſchlichen Natur. Ihr goldenes Zeitalter erreichte den höchſten Grad der Idealität und der Schönheit, welche in irgend einer natürlichen Lage möglich iſt. Die Geſchichte der griechiſchen Dichtkunſt iſt eine allgemeine Naturgeſchichte der Dichtkunſt, eine vollkommene und geſetzgebende Anſchauung.“ (a. a. O. St. 6, S. 410 ff.) „Die griechiſche Kunſt hat wirklich den höchſten Gipfel der Vollkommenheit erreicht, der Genuß der Werke ihres goldenen Zeitalters iſt vollſtändig und ſelbſtgenugſam (ſ. X. 309): ſie ſind das Urbild der Kunſt und des Geſchmacks.“ (S. 412.) Dagegen wird die moderne Kunſt voll Einſeitigkeit herabgeſetzt: „Im ſtrengſten Sinne des Worts hat auch nicht ein einziges modernes Kunſtwerk, geſchweige denn ein ganzes Zeitalter der Poeſie, den Gipfel äſthetiſcher Vollendung erreicht.“ (S. 409.) „Die metaphyſiſchen Unterſuchungen einiger wenigen Denker über das Schöne hatten nicht den mindeſten Einfluß auf die Bildung des Geſchmacks und der Kunſt. Die praktiſche

Theorie der Poeſie aber war bis jetzt nicht viel mehr als der Sinn deſſen, was man verkehrt genug ausübte; gleichſam der abgezogene Sinn des falſchen Geſchmacks, der Geiſt der unglücklichen Geſchichte" (S. 394). Die Anſpielung auf Schiller in der letzten Stelle iſt nicht leicht zu verkennen.

324. Neueſte Behauptung.

Völlig charakterlos iſt die Poeſie der Modernen,
Denn ſie verſtehen bloß charakteriſtiſch zu ſeyn.

(Sch.)

Schlegel ſagt: „Charakterloſigkeit ſcheint der einzige Charakter der modernen Poeſie, Verwirrung das Gemeinſame ihrer Maſſe, Geſetzloſigkeit der Geiſt ihrer Geſchichte, und Skepticismus das Reſultat ihrer Theorie" (S. 395). Aber er verwickelt ſich dann in ein ſeltſames Dilemma, indem er das Charakteriſtiſche als eigenthümlichſtes Kennzeichen der neuern Kunſt hervorhebt: „Nichts kann die Künſtlichkeit der modernen äſthetiſchen Bildung beſſer erläutern und beſtätigen, als das große Uebergewicht des Individuellen, Charakteriſtiſchen und Philoſophiſchen in der ganzen Maſſe der modernen Poeſie" (S. 399).

325. Griechiſche und moderne Tragödie.

Unſre Tragödie ſpricht zum Verſtand, drum zerreißt ſie das Herz ſo;
Jene ſetzt in Affekt, darum beruhigt ſie ſo!

(Sch.)

Die literariſchen Spießruthen bemerken hierzu: „Friedrich Schlegel in ſeinem Buche, die Griechen und Römer. Dieß Buch iſt aber ſpäter erſchienen, als die Xenien? — Thut nichts." Vergl. die Note zu X. 323. — Schlegel ſtellt in ſeiner Schrift den Grundſatz auf: „Die trefflichſten Gedichte der Neuern vereinigten nicht ſelten das Gemüth nur, um es ſchmerzlicher wieder zu zerreißen." Dieſe Stelle war jedoch im Journal Deutſchland nicht abgedruckt, und möglicherweiſe beſaß Schiller die Aushängebogen von Schlegel's Buch, denn daſſelbe erſchien bei Michaelis in Neuſtrelitz

dem Verleger des vorjährigen Musenalmanachs. Vielleicht genügte ihm aber auch das Mitgetheilte, um sich selbst den weitern Zusammenhang daraus abzuleiten. A. a. O., S. 397, vergleicht Schlegel die griechische und moderne Bildung; er sagt: „Dort ist der Verstand auch bei der größten Ausbildung höchstens nur der Handlanger und Dolmetscher der Neigung, der gesammte zusammengesetzte Trieb aber der unumschränkte Gesetzgeber und Führer der Bildung. Hier ist die bewegende, ausübende Kraft zwar auch der Trieb, die lenkende, gesetzgebende Macht hingegen der Verstand: gleichsam ein oberstes lenkendes Principium, welches die blinde Kraft leitet und führt, ihre Richtung determinirt, und nach Willkür die einzelnen Theile trennt und verknüpft."

326. Entgegengesetzte Wirkung.

Wir Modernen, wir gehn erschüttert, gerührt aus dem Schauspiel;
Mit erleichterter Brust hüpfte der Grieche heraus.
(Sch.)

Gleich zu Anfang der Abhandlung äußert Schlegel: „Volle Befriedigung, die sich nur in dem vollständigen Genuß findet, wo jede erregte Erwartung erfüllt, auch die kleinste Unruhe aufgelöst wird, wo alle Sehnsucht schweigt, diese fehlt der Poesie unsers Zeitalters" (S. 393). Späterhin sucht er die Unterschiede des antiken und modernen Drama's zu entwickeln: „Aber selbst die reichhaltigste philosophische Charakteristik ist doch nur eine einzelne Merkwürdigkeit für den Verstand, eine bedingte Erkenntniß, das Stück eines Ganzen, welches die strebende Vernunft nicht befriedigt (vergl. X. 323). Der Instinkt der Vernunft strebt stets nach in sich selbst vollendeter Vollständigkeit, und schreitet unaufhörlich vom Bedingten zum Unbedingten fort. Das Bedürfniß des Unbedingten und die Vollständigkeit ist der Ursprung und Grund der zweiten Art der didaktischen Gattung. Dieß ist die eigentliche philosophische Poesie, welche nicht nur den Verstand, sondern auch die Vernunft interessirt. Ihre eigene

natürliche Entwicklung und Fortschreitung führt die charakteristische Poesie zur philosophischen Tragödie, dem vollkommenen Gegensatze der ästhetischen Tragödie. Diese ist die Vollendung der schönen Poesie, besteht aus lauter lyrischen Elementen, und ihr endliches Resultat ist die höchste Harmonie. Jene ist das höchste Kunstwerk der didaktischen Poesie, besteht aus lauter charakteristischen Elementen, und ihr endliches Resultat ist die höchste Disharmonie" (S. 401).

327. Die höchste Harmonie.

Oedipus reißt die Augen sich aus, Jocasta erhenkt sich,
Beide schuldlos; das Stück hat sich harmonisch gelöst.
(Sch.)

Dieser Schluß des „Oedipus Tyrannos" von Sophokles wird als Contrast dem Schlegel'schen Urtheil gegenübergehalten: „Sophokles, gewaltig im Rührenden wie im Schrecklichen, ist dennoch nie gräßlich. Wunderbar groß ist seine Ueberlegenheit über den Stoff, seine glückliche Auswahl desselben, seine weise Benutzung der gegebenen Umrisse. Unter so vielen, vielleicht zahllosen möglichen Auflösungen immer sicher die beste zu treffen, nie von der zarten Grenze zu weichen, und selbst unter den entwickeltsten Schranken, mit geschickter Fügung in das Nothwendige, seine völlige Freiheit zu behaupten, das ist das Meisterstück der künstlichen Weisheit ꝛc. Der Schluß des ganzen Werks gewährt endlich jederzeit die vollste Befriedigung." (A. a. O. S. 414 und 415.)

328. Aufgelöstes Räthsel.

Endlich ist es heraus, warum uns Hamlet so anzieht;
Weil er, merket es wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.
(Sch.)

Indem Schlegel zu Shakespeare übergeht, benutzt er dessen Hamlet, um seine Ansichten von der philosophischen Tragödie darzulegen: „Man verkennt den Hamlet oft so sehr, daß man

ihn ſtückweiſe lobt. Eine ziemlich inconſequente Toleranz, wenn das Ganze wirklich ſo unzuſammenhängend, ſo ſinnlos iſt, als man ſtillſchweigend vorausſetzt! Ueberhaupt iſt in Shakeſpeare's Dramen der Zuſammenhang ſelbſt zwar ſo einfach und klar, daß er offnen und unbefangnen Sinnen ſichtbar und von ſelbſt einleuchtet. Der Grund des Zuſammenhanges aber liegt oft ſo tief verborgen, die unſichtbaren Bande, die Beziehungen ſind ſo fein, daß auch die ſcharfſinnigſte kritiſche Analyſe mißglücken muß, wenn es an Takt fehlt, wenn man falſche Erwartungen mitbringt, oder von irrigen Grundſätzen ausgeht. Im Hamlet entwickeln ſich alle einzelnen Theile nothwendig aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, und wirken wiederum auf ihn zurück. Nichts iſt fremd, überflüſſig oder zufällig in dieſem Meiſterſtück künſtleriſcher Weisheit. Es gibt vielleicht keine vollkommenere Darſtellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenſtand der philoſophiſchen Tragödie iſt, als ein ſo grenzenloſes Mißverhältniß der denkenden und thätigen Kraft, wie in Hamlet's Charakter. Der Totaleindruck dieſer Tragödie iſt ein Maximum der Verzweiflung" (S. 401 ff.). Düntzer gedenkt noch einer Note, worin Schlegel die Urtheile über Hamlet und Wilhelm Meiſter berührt, und er meint: „das Xenion könnte von Goethe ſeyn." Aber im Journal Deutſchland fehlt jene Note, und das Gaſtgeſchenk iſt, wie die ganze Epigrammenkette, zu welcher es gehört, unzweifelhaft von Schiller.

329. Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
Laut zu ſagen; ſogleich ſtellt man ſie euch auf den Kopf.
Sch.

Körner ließ das Diſtichon in Schiller's Werken abdrucken. Es geht ebenfalls auf Friedrich Schlegel, weil derſelbe den Geſprächen über Hamlet, die im Wilhelm Meiſter vorkommen, durch ſeine obige Bemerkung einen ganz verkehrten Sinn untergelegt hatte.

330. Geſchwindſchreiber.

Was ſie geſtern gelernt, das wollen ſie heute ſchon lehren;
Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!
Sch.

331. Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meiſter und kann ſich nimmer genug thun;
Dem genialen Geſchlecht wird es im Traume beſcheert.
Sch.

X. 330 und 331, in Ein Epigramm zuſammengezogen, finden ſich, unter der Aufſchrift: „Die Sonntagskinder", in Schiller's Gedichten. Auch hier iſt wieder Friedrich Schlegel gemeint, der damals erſt vierundzwanzig Jahre zählte, und ſchon 1793 mit einem Aufſatz: „Ueber die griechiſchen Dichterſchulen" in der Berliner Monatsſchrift aufgetreten war.

332. Xenien.

Muſe, wo führſt du uns hin? Was, gar zu den Manen hinunter?
Haſt du vergeſſen, daß wir nur Monodiſtichen ſind?
(Sch.)

333. Muſe.

Deſto beſſer! Geflügelt, wie ihr, dünnleibig und luftig,
Seele mehr als Gebein, wiſcht ihr als Schatten hindurch.
(Sch.)

Schiller ſchreibt an Goethe (31. Januar 1795): er habe den Homer zur Hand genommen, und in der Nekromantie eine prächtige Quelle entdeckt, „um die verſtorbenen Autoren, und hie und da auch die lebenden zu plagen." Man darf alſo mit Sicherheit annehmen, daß die nun folgenden Xenien zum großen Theil von Schiller ſind, um ſo mehr, da ſich auch in Geiſt und Styl derſelben ſeine Autorſchaft faſt überall kundgibt.

334. Acheronta movebo.

Hölle, jetzt nimm dich in Acht, es kommt ein Reisebeschreiber,
Und die Publicität deckt auch den Acheron auf.
(Sch.)

Nicolai's Reisebeschreibung (X. 184 ff.). Im siebenten Buch der Aeneide, V. 312, heißt es:

»Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.«

335. Sterilemque tibi, Proserpina, vaccam.

Hekate! Keusche! dir schlacht' ich die Kunst zu lieben von Manso,
Jungfer noch ist sie, sie hat nie was von Liebe gewußt.
(Sch.)

Manso's „Kunst zu lieben" (X. 35 ff.). Die Ueberschrift ist aus dem 251. Verse des sechsten Buches der Aeneide:
„Dir, Proserpina, würgt' er die Kuh, unfruchtbar und fehllos.

336. Elpenor.

Muß ich dich hier schon treffen, Elpenor? du bist mir gewaltig
Vorgelaufen! und wie? Gar mit gebroch'nem Genick?
(Sch.)

Elpenor's Tod wird in der Odyssee, XI. 62 ff. erzählt:
„Als auf der Kirke Palast ich zu ruh'n mich geleget, vergaß ich,
Wieder hinabzusteigen, zur langen Treppe mich wendend;
Sondern gerade vom Dach enttaumelt' ich, daß mir der Nacken
Aus dem Gelenk abbrach, und der Geist zum Als hinabfuhr."

337. Unglückliche Eilfertigkeit.

Ach! wie sie Freiheit schrieen und Gleichheit, geschwind wollt' ich folgen,
Und weil die Trepp' mir zu lang däuchte, so sprang ich vom Dach.
(Sch.)

Die X. 336 und 337 beziehen sich auf Eulogius Schneider, geb. 1756. Er war Priester und Dichter; der Kurfürst von Köln hatte ihn nach Bonn berufen, doch die französische Revolution trieb ihn, das Vaterland zu verlassen. Bald darauf wurde er Kommissär bei der Elsaß-Armee, und durchzog, von der Guillotine begleitet, die Umgegend Straßburgs. Sein Hochmuth erregte endlich das Mißtrauen des Nationalconvents, derselbe ließ ihn verhaften, und sein Haupt fiel 1794 auf dem Blutgerüst.

338. Achilles.

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.
(Sch.)

Gotthold Ephraim Lessing.

339. Trost.

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill. Es lebet dein Name
In der Bibliothek schöner Scientien hoch.
(Sch.)

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften (X. 45).

340. Seine Antwort.

Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermsten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänsegeschlechts Führer seyn, wie du erzählst.
(Sch.)

Hoffmeister macht zu X. 338 die Anmerkung: „Dieß Monodistichon ist von Goethe, indem Schiller Lessingen nie so unbedingt huldigen und zu dessen Lebzeiten mit ihm in keiner Beziehung stehen konnte, da Schiller damals erst aus der Karlsschule getreten war, als Lessing starb. Dagegen wissen wir, wie Goethe seines Lobes voll ist, und wie sehr er bedauert, daß er es, als er von

den Jahren 1765 bis 1768 in Leipzig ſtudirte, aus einer „augenblicklichen Albernheit“ verſäumt hatte, „dieſen ſo vorzüglichen und von ihm auf's Höchſte geſchätzten Mann“ perſönlich kennen zu lernen (Goethe's Werke, Bd. 25, S. 179).“ Man muß dieſe Combination mehr geiſtreich als treffend nennen, denn Hoffmeiſter nahm die Sache viel zu ſubjektiv und vergaß ganz, daß es ſich hier um Epigramme handelt. Leſſing ſteht nur als Kontraſt den Mitarbeitern der Bibliothek gegenüber; die drei Xenien gehören zuſammen, ſie ſind aus Einem Stück, und verrathen in jedem Wort Schiller's ſarkaſtiſchen Styl. Die parodirte Stelle iſt dem elften Buche der Odyſſee (V. 382 ff.) entnommen, welches Schiller bekanntlich zu den Satyren benutzte, und ſie lautet dort:

„Dir aber, Achilleus,
Gleicht in der Vorzeit keiner an Seligkeit, noch in der Zukunft.
Denn dich Lebenden einſt verehrten wir gleich den Göttern,
Argos Söhn', und jetzo gebieteſt du mächtig den Geiſtern,
Wohnend allhier. Drum laß dich den Tod nicht reuen, Achilleus.“
Alſo ich ſelbſt; und ſogleich antwortet er, ſolches erwiedernd:
„Nicht mir rede vom Tod ein Troſtwort, edler Odyſſeus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner beſtellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlſtand,
Als die ſämmtliche Schaar der geſchwundenen Todten beherrſchen.“

341. Frage.

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Literatur beide noch walten, und wie?
(Sch.)

342. Antwort.

Freilich walten ſie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.
(Sch.)

Der Schauſpieldichter Johann Elias Schlegel (X. 315) fragt nach ſeinen Neffen Auguſt Wilhelm Schlegel, damals Privatlehrer in Jena, und Friedrich Schlegel in Berlin. Vier Wochen

nach dem Erſcheinen des Almanachs hatte A. W. Schlegel die „jungen Nepoten“ noch nicht heraus, und erkundigte ſich, zu Schiller's Ergötzen wiederholt darnach (Briefe an Goethe, vom 28. Oktober 1796). Die Homer'ſchen Verſe, welche dieſer Parodie unterlegt ſind, ſchließen ſich unmittelbar an die eben citirten an:

„Auf, von dem trefflichen Sohn erzähle mir jetzo die Wahrheit: Ob er zum Krieg mitzog in den Vorkampf, oder ob nicht ſo?“

Weil Achilles hier ſeine Frage fortſetzt, ſo glaubt Viehoff, auch in X. 341 möchte Leſſing der Fragende ſeyn, als deſſen Nachfolger in der Kritik die beiden Schlegel bezeichnet würden, aber dieß iſt jedenfalls eine irrthümliche Anſicht.

343. Frage.

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmeſt,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern ſich lieſt?
(Sch.)

344. Antwort.

Ach, ihm mangelt leider die ſpannende Kraft und die Schnelle,
Die einſt des G*** herrliche Saiten belebt.
(Sch.)

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geb. 1719, geſt. 1803. Er dichtete früher: „Preußiſche Kriegslieder in dem Feldzuge 1756 bis 57. Von einem Grenadier. Halberſtadt 1758.“ Odyſſee, XI. 494 ff.

„Sage mir auch, was von Peleus, dem Tadelloſen, du hörteſt: Ob er annoch ehrvoll bei den Myrmidonen gebietet?“

Dieſe Worte gehören gleichfalls noch zur Frage des Achill.

345. Ajax.

Ajax, Telamon's Sohn! So mußteſt du auch nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Recenſion?
(Sch.)

Gottfried Auguſt Bürger war durch Schiller's bekannte Recenſion ſeiner Gedichte höchlich erbittert worden. Er ſtarb 1794. Um ſeine Achtung für den Todten auszudrücken, läßt ihn Schiller hier als Ajax erſcheinen, zu welchem Odyſſeus (XI. 553 ff.) folgende Worte ſpricht:

„Ajas, Telamon's Sohn, des Untadlichen, mußteſt du nie denn,
Auch nicht todt, mir vergeſſen den Unmuth wegen der Rüſtung?"

Uebereinſtimmend heißt es in einer Randgloſſe zu dem Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung: „Die guten Freunde haben es ſehr übel genommen, was ein Recenſent in der allgemeinen Literaturzeitung vor etlichen Jahren an den Bürger'ſchen Gedichten getadelt hat; und der Ingrimm, womit ſie wider dieſen Stachel lecken, ſcheint zu erkennen zu geben, daß ſie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darin irren ſie ſich ſehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgeſtattet war, aber verſäumt hatte, durch eigene Kultur jenes ſeltene Geſchenk auszubilden. Ein ſolches Individuum durfte und mußte man unter den höchſten Maßſtab der Kunſt ſtellen, weil es Kraft in ſich hatte, demſelben, ſobald es ernſtlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grauſam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das ſie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweiſen."

346. Tantalus.

Jahre lang ſteh' ich ſo hier, zur Hippokrene gebücket,
Lechzend vor Durſt; doch der Quell, will ich ihn koſten, zerrinnt.

(Sch.)

Johann Chriſtoph Gottſched, geb. 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen, geſt. in Leipzig 1766, als Profeſſor der Philoſophie und Dichtkünſt, der Logik und Metaphyſik, Decemvir der Univerſität, Senior der philoſophiſchen Fakultät und

des großen Fürstenkollegiums, wie auch mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Die Qual des Tantalus schildert Homer im elften Buche der Odyssee, V. 582 ff., und das obige Epigramm verräth denselben Ursprung wie X. 45.

347. Phlegyasque miserrimus omnes admonet.

O, ich Thor! Ich rasender Thor! Und rasend ein jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!
(Sch.)

Johann Georg Adam Forster, geb. 1754, machte als achtzehnjähriger Jüngling Cook's zweite Entdeckungsreise mit, und wurde später Oberbibliothekar des Kurfürsten von Mainz. Im reinsten Enthusiasmus überließ er sich den Eindrücken der französischen Revolution, und man gab damals, aber mit Unrecht, seiner Gattin schuld, ihn absichtlich aufgereizt zu haben (vergl. die Anmerk. zu X. 150). Forster ging 1793 als Bevollmächtigter der republikanisch gesinnten Mainzer nach Paris, um den Anschluß an Frankreich zu vermitteln. Dort sah er sich in allen Hoffnungen getäuscht; die Preußen eroberten Mainz, er verlor seine Habe, seine Bücher, seine Handschriften. Gram und Unglücksfälle beugten ihn tief, doch schon im Jahre 1794 schloß der Tod das Auge dieses edlen, seltenen Mannes. Als Therese Huber den Briefwechsel Forster's herausgab (1829), schrieb sie in der Einleitung: „Wer reiner ist als er, der hebe den ersten Stein auf." Aber Gervinus sagt trefflich: „Vielmehr müßte der erste Stein aufgehoben werden gegen den, der sich reiner dünkte als er." Die Ueberschrift des Xenions ist aus dem sechsten Buch der Aeneide (V. 618 ff.), wo die Stelle im Zusammenhang lautet:

„Und Phlegyas warnet im Elend
All' umher und bezeugt sie mit lautem Ruf durch die Schatten:
Lernet gewarnet recht thun und nicht mißachten die Götter!"

348. Die dreifarbige Cocarde.

Wer iſt der Wüthende da, der durch die Hölle ſo brüllet,
Und mit grimmiger Fauſt ſich die Kokarde zerzaust?
(Sch.)

Ebenfalls Georg Forſter. Goethe ſchrieb an Sömmering unterm 17. Februar 1794: „So hat der arme Forſter denn doch auch ſeine Irrthümer mit dem Leben büßen müſſen, wenn er ſchon einem gewaltſamen Tode entging. Ich habe ihn herzlich bedauert.“ Es ſind alſo die letzten beiden Epigramme ohne Zweifel von Schiller, und ſie verdanken ihre Entſtehung demſelben Einfluß, wie X. 149 und 150. Hoffmeiſter fügt hinzu: „Uebrigens iſt die herzloſe Bitterkeit auffallend, mit welcher Schiller hier und ſonſt (z. B. Xenion 230, 231, 235) politiſche Fehlgriffe geißelt, denen er, hätte die franzöſiſche Revolution im Anfang der achtziger Jahre begonnen, ohne Zweifel ſelbſt anheimgefallen wäre.“

349. Agamemnon.

Bürger Odyſſeus! Wohl dir! Beſcheiden iſt deine Gemahlin,
Strickt dir Strümpfe, und ſteckt keine drei Farben dir an!
(G.)

Friedrich Gottlieb Klopſtock, der Meſſiaden-Sänger, war ein glühender Anhänger der Revolution, und feierte ſie in begeiſterten Oden. Der Miniſter Roland überſchickte ihm ein Dekret, das ihn zum franzöſiſchen Bürger ernannte, aber von der andern Seite wollte man ihm die Penſion entziehen, welche er aus Dänemark empfing. Klopſtock's Gattin, eine verwittwete Frau von Winthem, hielt ihn ab, die ſchärfſten der Freiheitslieder drucken zu laſſen, und bei den Greuelthaten des Nationalconvents erkaltete zuletzt ſeine Theilnahme für Frankreichs Erhebung.

350. Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme.

Köpfe ſchaffet euch an, ihr Liebden! Thut es bei Zeiten!
Wer nicht hat, er verliert auch was er hat, noch dazu!
(G.)

Porphyrogeneta: „der im Purpur Geborene“, hieß ein byzantinischer Prinz, wenn sein Vater schon auf dem Throne saß, als er das Licht erblickte. Später bezeichnete das Wort jedes Mitglied einer Herrscherfamilie, darum deutete man dieß Xenion auf den Herzog von Orleans, Egalité (geb. 1747), welcher, von Robespierre zum Tode verurtheilt, 1793 auf der Guillotine starb.

351. Sisyphus.

Auch noch hier nicht zur Ruh', du Unglückse'ger, noch immer
Rollst du bergauf, wie einst, da du regiertest, den Stein!
(G.)

Christian Adolf Klotz, geb. 1738, gest. 1771, als königl. preußischer Geheimrath und Professor in Halle. Er hielt sich für einen unerreichten Kenner des klassischen Alterthums, und behauptete sich lange auf dem Hochsitz der gelehrten Kritik. Aber Lessing zog in den „Briefen antiquarischen Inhalts“ wider ihn zu Felde, und stürzte ihn von dem usurpirten Platze herab. Sisyphus und seine Strafarbeit im Schattenreiche erzählt Homer, Odyssee XI. 593 — 600.

352. Sulzer.

Hüben über den Urnen, wie anders ist's als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt.
(G.)

Johann Georg Sulzer, geb. 1720, gest. 1779, als Professor an der Ritterakademie in Berlin, schrieb fünf Abhandlungen: „Ueber die Unsterblichkeit, als ein Gegenstand der Physik betrachtet.“ Vergl. X. 88.

353. Haller.

Ach! Wie schrumpfen allhier die dicken Bände zusammen!
Einige werden belohnt, aber die meisten verzieh'n.
(G.)

Albrecht v. Haller, geb. 1708, geſt. 1777 als Mitglied des geheimen Rathes zu Bern. Hier ſind wohl vorzugsweiſe die Schriften gemeint, welche er gegen Voltaire richtete: „Briefe über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung. Bern 1772,“ und „Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeiſter wider die Offenbarung. Bern 1775—77. 3 Thle.“ Hoffmeiſter hielt das Xenion auf Sulzer für ein Goethe'ſches, beſonders wegen des Ausdrucks: „Hüben über den Urnen“ (vergl. X. 94); dagegen glaubte er in dem Gaſtgeſchenk an Haller die ſchärfere Satyre Schiller's zu erkennen. Aber Düntzer gibt die intereſſante Nachweiſung, daß beide Epigramme eine Stelle aus dem Traum der Portia in Klopſtock's Meſſias (VII. 418 ff.) parodiren. Dort ſchildert Sokrates den Richter der andern Welt:

Sieh, es zählet die Zahl, und die Wagſchal' wägt und das Maß mißt
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchſte
Sich in das Kleine! Wie fliegt ihr Weſen verſtäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt, die meiſten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie ſehr iſt es anders,
Als wir dachten!

„Es iſt höchſt unwahrſcheinlich, ja ganz unglaublich,“ ſchließt Düntzer, „daß die beiden Epigramme, welche unmittelbar aufeinander folgende Verſe derſelben Rede parodiren, verſchiedene Verfaſſer haben ſollten. Erinnern wir uns nun, daß Portia's Traum zu denjenigen Stellen gehört, die Goethe als Knabe mit ſeiner Schweſter um die Wette zu recitiren pflegte (Goethe's Werke, Bd. 20, S. 93), ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß, als Schiller die homeriſche Todtenerſcheinung parodirte, Goethe des Traumes der Portia gedachte und auch dieſen zur Parodie benutzte.“

354. Moſes Mendelsſohn.

Ja! Du ſiehſt mich unſterblich! „Das haſt du uns ja in dem Phädon
Längſt bewieſen.“ — Mein Freund, freue dich, daß du es ſiehſt!
(Sch.)

Moſes Mendelsſohn's „Phädon, oder über Unſterblichkeit der Seele. Berlin 1767.“ — Düntzer macht die Bemerkung: „Auch das folgende Xenion auf Mendelsſohn ſcheint durch den Traum der Portia veranlaßt, in welchem Sokrates dieſe auffordert, ſie möge verlernen ihn zu bewundern, da die Gottheit nicht ſey, wofür er ſie gehalten. Indeſſen kann dieſes Epigramm wohl nach jenen beiden entſtanden und von Schiller ſeyn, der durch Goethe auf jenen Traum der Portia aufmerkſam gemacht worden war.“ Ohne Zweifel iſt Schiller der Verfaſſer des Xenions; er legte der Mendelsſohn'ſchen Philoſophie keinen beſondern Werth bei, und rechnete ihn, in einem Briefe an Körner (v. 25. Januar 1793), kurzweg zur „Schaar der Vollkommenheitsmänner.“ Wenn aber das obige Diſtichon wirklich eine Beziehung auf die angedeutete Stelle des Meſſias (VII. 402 ff.) enthalten ſollte, ſo würde dieſelbe jedenfalls außerordentlich dunkel ſeyn. Die Verſe lauten:

Sokrates, immer hab' ich den Weiſen bewundert, ſein Bildniß
Unaufhörlich betrachtet, ihn ſah ich im Traum. Da nannt' er
Seinen unſterblichen Namen: Ich Sokrates, den du bewunderſt,
Komm' aus den Gegenden über den Gräbern herüber. Verlerne
Mich zu bewundern! Die Gottheit iſt nicht, wofür wir ſie hielten,
Ich in der ſtrengeren Weisheit Schatten, ihr an Altären.

355. Der junge Werther.

„Worauf lauerſt du hier?“ — Ich erwarte den dummen Geſellen,
Der ſich ſo abgeſchmackt über mein Leiden gefreut.
(Sch.)

Als Werther's Leiden die deutſche Literatur in Bewegung ſetzten, verfaßte Friedrich Nicolai eine Spottſchrift: „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Geſpräch. Berlin 1775.“ Darin geht es bunt und dumm genug zu. Albert hat nicht bloß errathen, daß Lotte den Werther bevorzuge, ſondern auch, daß dieſer ſich erſchießen wolle. Er ladet deßhalb die Piſtolen mit Hühnerblut,

Werther bleibt am Leben und heirathet seine Lotte, welche ihn nach zehn Monaten zur unaussprechlichsten Freude mit einem Sohn beschenkt. Hierauf folgen die „Leiden des Mannes:“ Lotte wird im Wochenbett gefährlich krank, eine Amme inficirt den Säugling und dieser die Mutter, während sie ihn liebkost. Das Kind stirbt, Werther verarmt, seine Gattin wirft sich an einen jungen Geniemenschen weg. Qual, Jammer und Elend; Lotte kehrt zu ihrem Vater heim. In den „Freuden des Mannes“ vereint Albert die Getrennten wieder; es geht nun besser, und nach langen mühevollen Jahren kann sich Werther ein kleines Bauergut kaufen. Da legt ein verdrehtes Genie auf der Bergeshöhe über ihrem Häuschen einen romantischen Wasserfall an; Werther will solche Nachbarschaft meiden, schlägt seine Besitzung los, und kauft eine andere, wo er denn endlich mit Lotten und acht Kindern ein recht vergnügtes Leben führt. — Düntzer sagt (Zu Goethe's Jubelfeier, S. 195): „In den Xenien geschieht des Angriffes von Nicolai in einer Weise Erwähnung, daß man fast vermuthen sollte, damals habe Goethe die Art desselben nicht deutlich vorgeschwebt und er sich nur an den Titel von Nicolai's Schrift gehalten; aber diese Xenie dürfte eher von Schiller seyn, welcher Nicolai's Schrift wohl nur dem Namen nach kannte.“

356. L***

„Edler Schatten, du zürnst?“ — Ja, über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein läßet in Frieden nicht ruhn.
(Sch.)

„Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse. Berlin 1793—95. 3 Thle.“ Herausgegeben von seinem Bruder, Karl Gotthelf Lessing, geb. 1740, gest. 1812 als Münzdirektor zu Breslau.

357. Dioskuren.

Einen wenigstens hofft' ich von euch hier unten zu finden,
Aber beide seyd ihr sterblich, drum lebt ihr zugleich.
(Sch.)

Die Grafen Chriſtian und Fried. Leop. Stolberg. — Von den Dioskuren beſaß nur Pollux die Unſterblichkeit, doch erlaubte ihm Zeus, dieſelbe mit ſeinem Bruder Kaſtor zu theilen. So ruhten denn beide die eine Hälfte der Tage bei einander im Grabe, während ſie die andere im Olymp zubrachten.

358. Unvermuthete Zuſammenkunft.

Sage, Freund, wie find' ich dich hier in des Todes Behauſung,
Ließ ich doch friſch und geſund dich in Berlin noch zurück?
(Sch.)

359. Der Leichnam.

Ach! das iſt nur mein Leib, der in Almanachen noch umgeht,
Aber es ſchiffte ſchon längſt über den Lethe der Geiſt.
(Sch.)

Karl Friedrich Kamler in Berlin (X. 74 und 106.)

360. Peregrinus Proteus.

Sieheſt du Wieland, ſo ſag' ihm: ich laſſe mich ſchönſtens bedanken,
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.
(G.)

„Geheime Geſchichte des Philoſophen Peregrinus Proteus von C. M. Wieland. Leipzig 1791. 2 Thle." Im deutſchen Merkur, Februar 1797, wo Wieland eine Beurtheilung der Xenien gab, heißt es von dieſem Diſtichon: „Peregrin war ein Schwärmer, ein Narr (wenn die Herren wollen) bis an ſein Ende; aber in ſeinem ganzen Leben iſt auch nicht ein einziger Zug, der ihn zu dem pöbelhaften Ehrentitel Lump qualificirte." Hoffmeiſter ſagt: „Wir erkennen an dem Goethe'ſchen Kraftausdruck

Lump, den Schiller nirgends gebraucht, das Goethe'sche Eigenthum." Zwar liegt hier ein thatsächlicher Irrthum vor, da sich das Wort auch bei Schiller findet, z. B. in seinem Briefe an Körner vom 27. Juni, oder an Goethe vom 2. October 1796, aber dennoch ist Goethe wohl der Autor des Epigramms, das mit X. 361—362 zusammengehört.

361. Lucian von Samosata.

„Nun, Freund, bist du versöhnt mit den Philosophen? Du hast sie
Oben im Leben, das weiß Jupiter! tüchtig geneckt."
(G.)

362. Geständniß.

Rede leiser, mein Freund. Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geschwätz oft auch die Klugen geplagt.
(G.)

„Lucian's von Samosata sämmtliche Werke. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen von C. M. Wieland. Leipzig 1788—89. 6 Thle." Schiller lernte, bei seinem ersten Aufenthalt in Weimar, das Werk aus dem Manuscript kennen, und schrieb am 19. December 1787 an Körner: „Von Wieland's Lucian habe ich schon viel gelesen, und kann dir die gerechtesten Erwartungen von diesem Buche geben. Ich habe nicht geglaubt, daß in Lucian so herrliche Wahrheit steckt. Man kann von dem heutigen Paris und unsern großen Städten nicht schönere und treffendere Tableaux finden, als Lucian, ohne es zu meinen, davon gemacht hat. C'est tout comme chez nous." Bei solchem Urtheil von Schiller darf man ihm die Xenien 361—362 gewiß nicht zurechnen.

363. Alcibiades.

Kommst du aus Deutschland? Sieh mich doch an, ob ich wirklich ein solcher
Hasenfuß bin, als bei euch man in Gemälden mich zeigt?
(G.)

Der Grieche Alcibiades war ein beliebter Held für hiſtoriſche Romane. Zuerſt benutzte den Stoff Auguſt Gottlieb Meißner, geb. 1753, geſt. 1807 als Konſiſtorialrath und Schuldirektor zu Fulda. Von ſeinem „Alcibiades“ erſchien 1785—88 zu Leipzig die zweite Auflage in vier Theilen. Bald darauf folgte: „Der deutſche Alcibiades. Leipzig 1790. 3 Thle.“ von Karl Gottlob Kramer, einem berüchtigten Romanſchreiber, geb. 1758, geſt. 1817 als Forſtrath an der Akademie zu Dreißigacker bei Meiningen.

364. Martial.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräſente?
Ißt man denn, mit Vergunſt, ſpaniſchen Pfeffer bei euch?
(G.)

Xenia hießen bei den Griechen und Römern die Geſchenke, welche der Wirth ſeinen Gäſten gab. So nannte auch Marcus Valerius Martialis (geb. im Jahre 43, geſt. 101 nach Chr. Geb.) das dreizehnte Buch ſeiner Sinngedichte, weil deren Ueberſchriften Erforderniſſe eines Gaſtmahls bezeichnen, und unter dieſen Symbolen Lob oder Tadel austheilten.

365. Xenien.

Nicht doch! Aber es ſchwächten die vielen wäſſ'rigen Speiſen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.
(G.)

„Hat denſelben Sinn, wie Xenion 115, welches von Goethe iſt. So möchten ihm denn auch dieſes und das vorhergehende, ſo wie überhaupt der Name Xenien, zuzuſprechen ſeyn.“ (Anmerkung von Hofmeiſter.)

366. Rhapſoden.

Wer von euch iſt der Sänger der Ilias? Weil's ihm ſo gut ſchmeckt,
Iſt hier von Heynen ein Pack Göttinger Würſte für ihn.
Sch.

Christian Gottlob Heyne, Professor in Göttingen, geb. 1729, gest. 1812, bekämpfte in mehreren Streitschriften Wolf's Hypothese über die Entstehung der Homerischen Gesänge (X. 264). — In seinen Gedichten hat Schiller dies und die beiden folgenden Xenien, unter dem Titel: „die Homeriden," zusammengefügt.

367. Viele Stimmen.

„Mir her, ich sang der Könige Zwist!" — „Ich die Schlacht bei den Schiffen! —"
„Mir die Würste! Ich sang, was auf dem Ida geschah." —
Sch.

368. Rechnungsfehler.

Friede! Zerreißt mich nur nicht! Die Würste werden nicht reichen,
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen versehn.
Sch.

369. Einer aus dem Chor

(fängt an zu recitiren).

„Wahrlich, nichts Lustigers weiß ich, als wenn die Tische recht voll sind
Von Gebacknem und Fleisch, und wenn der Schenke nicht säumt —"
(Sch.)

Dem Anfang des neunten Gesanges der Odyssee nachgebildet, worin Odysseus seine Irrfahrten beschreibt.

370. Vorschlag zur Güte.

Theilt euch wie Brüder! Es sind der Würste gerade zwei Dutzend,
Und wer Astyanax sang, nehme noch diese von mir.
(Sch.)

Wolf's Prolegomena zum Homer sprechen nur von drei oder vier Rhapsoden, welche ihre Dichtungen planmäßig an einander gereiht hätten. In Xenion 264 steigert Schiller diese Zahl auf sieben, und hier läßt er sie sogar auf zwei Dutzend anwachsen, denn die Ilias besteht aus vierundzwanzig Rhapsodien, und der Sänger jeder einzelnen soll eine Göttinger Wurst erhalten. — „Astyanax," der einzige Sohn Hektor's und der Andromache. Das liebliche Familienbild mit dem Kinde kommt im sechsten Gesang der Ilias (V. 400 ff.) vor.

371. Philosophen.

Gut, daß ich euch, ihr Herren, in pleno beisammen hier finde,
Denn das Eine, was noth, treibt mich herunter zu euch.
Sch.

Die Xenien 371—389 hat Schiller in seine Gedichtsammlung aufgenommen.

372. Aristoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund. Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle, und sind längst schon von allem belehrt.
Sch.

373. Dringend.

Desto besser! So gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Leibe,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.
Sch.

374. Einer aus dem Haufen.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich;
Ist das Eine nur wahr, ist es das Andre gewiß.
Sch.

René Descartes (Cartesius), geb. 1596 zu la Haye in der Grafſchaft Touraine in Frankreich, geſt. 1650 zu Stockholm, am Hofe der Königin Chriſtine.

375. Ich.

Denk' ich, ſo bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch denken?
Manchmal war ich, und hab' wirklich an gar nichts gedacht!

Sch.

376. Ein zweiter.

Weil es Dinge doch giebt, ſo giebt es ein Ding aller Dinge;
In dem Ding aller Ding' ſchwimmen wir, wie wir ſo ſind.

Sch.

Baruch (Benedict) Spinoza, geb. 1632 zu Amſterdam, geſt. 1677 in ſeiner Vaterſtadt.

377. Ein Dritter.

Juſt das Gegentheil ſprech' ich. Es giebt kein Ding, als mich ſelber!
Alles Andre, in mir ſteigt es als Blaſe nur auf.

Sch.

Georg Berkeley, geb. 1684 zu Kilcrin in Irland, geſt. 1753 zu Oxford, als Biſchof von Cloyne.

378. Ein Vierter.

Zweierlei Dinge laß ich paſſiren: die Welt und die Seele;
Keins weiß vom andern, und doch ſind ſie beide nur Eins.

Sch.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz, geb. 1646 zu Leipzig, geſt. 1716 zu Hannover.

379. Ein Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts, und weiß auch nichts von der Seele;
Beide erſcheinen mir nur, aber ſie ſind doch kein Schein.
Sch.

Immanuel Kant, wurde 1724 zu Königsberg geboren und ſtarb 1804 ebendaſelbſt, ohne ſich jemals weiter als ſieben Meilen von dieſer Stadt entfernt zu haben.

380. Ein Sechster.

Ich bin ich, und ſetze mich ſelbſt; und ſetz' ich mich ſelber
Als nicht geſetzt, nun gut! ſetz' ich ein Nicht-Ich dazu.
Sch.

Johann Gottlieb Fichte, geb. 1762, war damals Profeſſor in Jena und ſtarb 1814 in Berlin. Ueber ſein Verhältniß zu Schiller giebt der Briefwechſel dieſer beiden (herausgegeben von J. H. Fichte. Berlin 1847) werthvollen Aufſchluß.

381. Ein Siebenter.

Vorſtellung wenigſtens iſt, ein Vorgeſtelltes iſt alſo,
Ein Vorſtellendes auch, macht, mit der Vorſtellung, drei.
Sch.

„Verſuch einer neuen Theorie des menſchlichen Vorſtellungsvermögens, von Karl Leonhard Reinhold. Prag 1795." Der Verfaſſer, geb. 1758, war von 1787 bis 1794 Docent der Philoſophie in Jena, und ſtarb 1823 als Profeſſor in Kiel. Schiller hatte ihn 1787 perſönlich kennen gelernt, und entwarf damals (29. Auguſt) an Körner ein ſehr lebendiges Bild von ihm: „Reinhold hat ein verſtändiges Geſicht, aber ſein Anſehen iſt blaß und kränklich; ſeine Augen, möchte ich ſagen, ſuchen Sympathie. Erſt mit dem Oktober fangen ſeine Vorleſungen an,

welche Kant's Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften zum Inhalte haben. Gegen Reinhold biſt du ein Verächter Kant's; denn er behauptet, daß dieſer nach hundert Jahren die Reputation von Jeſus Chriſtus haben müſſe. Aber ich muß geſtehen, daß er mit Verſtand davon ſprach, und mich ſchon dahin gebracht hat, mit Kant's kleinen Aufſätzen in der Berliner Monatsſchrift anzufangen. Reinhold iſt katholiſch und Noviz des Jeſuitenordens geweſen, deſſen Aufhebung ſein ganzes jetziges Schickſal gemacht hat. Ein Mädchen, das er heirathen wollte, raubte ihn dem geiſtlichen Stande, und nachher ſchwur er ſeinen Glauben ab. Jetzt haßt er den Katholicismus ſo herzlich, als nur ein Philoſoph. Blumauer brachte ihn in Wielands Bekanntſchaft, dem er bald gefiel, dem er in Kurzem zum Bedürfniß wurde, vornehmlich auch durch den Beitrag ſeiner Feder. Sophie (Wielands älteſte Tochter, Reinholds jetzige Frau) damals ein äußerſt raſches, reizbares Weſen, verliebte ſich in ihn, und dieſe Leidenſchaft machte aus dieſem ſprudelnden Geſchöpfe ein recht liebes und ſanftmüthiges Weib." — Durch Reinhold war Schiller alſo zuerſt in die Kantiſche Philoſophie eingeführt worden, und deſſen Schilderung an Baggeſen hatte ihm 1791 die däniſche Penſion erwirkt. Dennoch wollte ſich zwiſchen beiden kein volles, inniges Verhältniß geſtalten, und bis zu ſeinem Abgang von Jena klagte Reinhold über Schillers Kaltſinn gegen ihn. „Ich weiß nun," ſagt er, „daß mich Schiller zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann, zwar nicht verachtet, aber auch nicht ſchätzt. — Schiller ſchreibt keine Zeile, die von mir ungenoſſen bliebe, und ich kein Buch, daß er genießen und irgend bedeutend finden könnte." (S. Reinholds Briefe an Baggeſen, vom 28. März 92 und vom 8. März 93.)

382. Ich.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen;
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was ſetzt.

Sch.

383. Ein Achter.

Auf theoretiſchem Feld iſt weiter nichts mehr zu finden,
Aber der praktiſche Satz gilt doch: Du kannſt, denn du ſollſt!

Sch.

Karl Chriſtian Erhard Schmid, geb. 1761, geſt. 1813 als Profeſſor der Theologie und Kirchenrath in Jena. Das Xenion geht auf ſein Buch: „Verſuch einer Moralphiloſophie. Jena 1790.“; daſſelbe erſchien früher als Kant's „Tugendlehre,“ und es fand, wegen der darin herrſchenden Klarheit, eine raſche Verbreitung. Schiller fing bekanntlich erſt 1791 an, die Werke des Königsberger Philoſophen gründlich zu ſtudiren; einige Zeit vorher (18. Juni 1790) wünſchte er Körnern Glück zur Kantiſchen Lektüre, die er in Jena „zum Sattwerden“ preiſen höre. Dann fügte er die Frage hinzu: „Haſt du Reinholds Kant'ſche Briefe (die neue Auflage) und die Moralphiloſophie von dem hieſigen Adjunkt Schmid geleſen? Sie ſoll ganz vortrefflich ſeyn.“ Derſelbe Schmid hatte am 22. Februar 1790, in einer Dorfkirche bei Jena, Schiller's Trauung vollzogen; ſ. Briefw. mit Körner, II. 171.

384. Ich.

Dacht' ich's doch! Wiſſen ſie nichts Vernünftiges mehr zu erwiedern,
Schieben ſie's Einem geſchwind in das Gewiſſen hinein.

Sch.

385. David Hume.

Rede nicht mit dem Volk, der Kant hat ſie alle verwirret;
Mich frag', ich bin mir ſelbſt auch in der Hölle noch gleich.

Sch.

David Hume, der bekannte ſkeptiſche Philoſoph, geb. zu Edinburg 1711, geſt. ebendaſelbſt 1776.

386. Rechtsfrage.

Jahre lang ſchon bedien' ich mich meiner Naſe zum Riechen,
Hab' ich denn wirklich an ſie auch ein erweisliches Recht?

Sch.

387. Pufendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erſte Poſſeſſion ſcheint
Für dich zu ſprechen, und ſo brauche ſie immerhin fort.

Sch.

Samuel von Pufendorf, ein berühmter Lehrer des Naturrechts, geb. 1632 zu Dorf-Chemnitz im Erzgebirge, geſt. 1694 als Hiſtoriograph und Geheimer Rath in Berlin.

388. Gewiſſensſcrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und ſo wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Sch.

390. Decisum.

Da iſt kein anderer Rath, du mußt ſuchen, ſie zu verachten,
Und mit Abſcheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

Sch.

Kant's „Tugendlehre" hatte den Begriff der Pflicht mit übermäßiger Härte und Strenge entwickelt. Sie ſtellte den Satz auf: wirklich tugendhaft ſei nur derjenige, welcher, trotz innerer Abneigung, ſeine Pflicht dennoch vollbringe. Schiller's ganzes Weſen ſträubte ſich wider dieſen rigoriſtiſchen Grundſatz, und wir werden ſpäter bei den Tabulis votivis (480 ff.) ſehen, wie heftig er dagegen Partei ergriff.

390. Herkules.

Endlich erblickt' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine Ueberſetzung! Er ſelbſt leider war nicht mehr zu ſehn.

Sch.

Der „Herkules" iſt Shakſpeare, den man in der proſaiſchen Ueberſetzung von Wieland und Eſchenburg (Zürich 1762—82. 13 Bde.) kaum noch wiedererkannte. Zur Zeit der Xenienbichtung hatte A. W. Schlegel eben ſeine metriſche Bearbeitung begonnen; Schiller's Horen, 1796. Stück II, und Reichardt's Deutſchland, Stück V, enthielten Proben aus Romeo und Julia. Damals ſchrieb Schiller an ihn: „Ueber die ganze Unternehmung, den Shakſpeare zu überſetzen, werden wir wohl mündlich am beſten ſprechen können. Der Gedanke iſt ſehr glücklich, und der Himmel lohne es Ihnen, daß Sie uns von dem traurigen Eſchenburg befreien wollen. Mit dieſem ſind Sie glimpflicher umgegangen, als er's bei ſeiner lächerlichen Anmaßung als Kritiker und Aeſthetiker verdient. Man ſollte dieſe Erzphiliſter, die doch Menſchen zu ſeyn ſich einbilden, nicht ſo gut traktiren. Käme es auf ſie und ihre Hohlköpfe an, ſie würden alles Genialiſche in Grundsboden zertreten und zerſtören." (Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, S. 14. — Im eilften Geſang der Odyſſee, V. 601 ff., heißt es:

„Jenem zunächſt erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles,
Sein Gebild; denn er ſelber, im Kreis der unſterblichen Götter,
Freut ſich der göttlichen Wonn', und umarmt die blühende Hebe."

Die Diſtichen 390—412 finden ſich, mit Hinweglaſſung aller einzelnen Ueberſchriften, unter dem Titel: „Shakeſpeare's Schatten," in Schiller's Gedichtſammlung.

391. Herakliden.

Ringsum ſchrie, wie Vögelgeſchrei, das Geſchrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

Sch.

Ueber Shakeſpeare ſchrieben damals namentlich: Eſchenburg (X. 85), Böttiger (X. 155), Schink (X. 272), Friedrich Schlegel (X. 328) u. A. Die parodirte Stelle zur Odyſſee, XI. 605—6, lautet:

„Dieſen umſcholl von Todten Geräuſch rings, wie von Gevögel, Wild durch einander geſcheucht."

392. „Pure Manier."

Schauerlich ſtand das Ungethüm da. Geſpannt war der Bogen,
Und der Pfeil' auf der Senn' traf noch beſtändig das Herz.

Sch.

In der Abhandlung: „Ueber das Studium der griechiſchen Poeſie," ſagt Friedr. Schlegel von Shakeſpeare: „Seine Darſtellung iſt nie objektiv, ſondern durchgängig manierirt. Unter Manier verſtehe ich in der Kunſt eine individuelle Richtung des Geiſtes und eine individuelle Stimmung der Sinnlichkeit, welche ſich in Darſtellungen, die idealiſch ſeyn ſollen, äußern." (Journal Deutſchland, VI. 403.) — Die benutzten Verſe des Homer ſchließen ſich an die eben citirten an:

„Er ſelbſt, der düſtern Nacht gleich, Stand, den Bogen entblößt, und hielt den Pfeil auf der Senne, Schrecklichen Blicks umſchauend, dem ſtets Abſchnellenden ähnlich."

393. Er.

Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wageſt du jetzo,
Zu den Verſtorbenen ſelbſt niederzuſteigen ins Grab?

Sch.

Achill ſpricht in der Unterwelt zu Odyſſeus (XI. 374—376):

„Wie, Unglücklicher, wagſt du noch größere That zu vollenden? Welch ein Muth, zum Aïs herabzuſteigen, wo Todte Wohnen beſinnungslos, die Gebild' ausruhender Menſchen!"

394. Ich.

Wegen Tireſias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den guten Geſchmack fände, der nicht mehr zu ſehn.

Sch.

„Tireſias" iſt Leſſing, und Odyſſeus erwiedert dem Achill (XI. 379—380):

„Wegen Tireſias kam ich aus Noth her, ob er mir Rathſchluß Oeffnete, heimzukehren in Ithaka's felſiges Eiland."

395. Er.

Glauben ſie nicht der Natur und den alten Griechen, ſo holſt du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.

Sch.

396. Ich.

O, die Natur, die zeigt auf unſern Bühnen ſich wieder
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

Sch.

Die literar. Spießruthen gedenken hierbei des Zauberſpiels: „Die neuen Arkadier" (Weimar 1796), worin die Erdgeborenen nackt aus Kürbiſſen hervorkriechen. Aber dies ſoll wohl ein Seitenhieb auf Goethe ſeyn, weil deſſen Schwager Vulpius das Stück, nach Schikaneder's „Spiegel von Arkadien," unter dem obigen Titel für die Bühne bearbeitet hatte. Viehoff erinnert an Schiller's Worte in dem Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung: „Kläglich läßt ſich der Affekt auf unſern tragiſchen Bühnen hören, welcher, anſtatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geiſtloſen und unedlen Ausdruck der wirklichen erreicht; ſo daß uns nach einem ſolchen Thränenmahle gerade zu Muth iſt, als wenn wir einen Beſuch in Spitälern abgelegt, oder Salzmann's menſchliches Elend (X. 148) geleſen hätten."

397. Er.

Wie? ſo iſt wirklich bei euch der alte Kothurnus zu ſehen,
Den zu holen ich ſelbſt ſtieg in des Tartarus Nacht?
Sch.

398. Ich.

Nichts mehr von dieſem tragiſchen Spuck. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharniſchter Geiſt über die Bretter hinweg.
Sch.

„Dein geharniſchter Geiſt:“ der Geiſt des alten Hamlet.

399. Er.

Auch gut! Philoſophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der ſchwarze Affekt.
Sch.

400. Ich.

Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.
Sch.

401. Er.

Alſo ſieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernſten Gang, welchen Melpomene geht?
Sch.

402. Ich.

Keins von beiden! Uns kann nur das Chriſtlichmoraliſche rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich iſt.
Sch.

403. Er.

Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Anton, kein Orest, keine Andromacha mehr?

Sch.

404. Ich.

Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähndriche, Secretairs oder Husarenmajors.

Sch.

Am 31. Juli 1796, als Schiller die Xenien redigirte, schrieb er an Goethe: „Um Iffland nicht wehe zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakespeare lauter Schröder'sche und Kotzebue'sche Stücke bezeichnen. Sie sind wohl so gütig, und lassen mir vom Spiritus das Personal aus fünf oder sechs Kotzebue'schen Stücken abschreiben, daß ich darauf anspielen kann." Aber auch Iffland wurde in den Kreis gezogen, und um jeder Mißdeutung vorzubeugen, scheint Schiller sich selbst nicht ganz verschont zu haben.

405. Er.

Aber ich bitte dich, Freund! was kann denn dieser Misère
Großes begegnen, was kann Großes durch sie denn geschehn?

Sch.

406. Ich.

Was? Sie machen Cabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

Sch.

Sie machen Cabale: in Schiller's „Cabale und Liebe;" sie leihen auf Pfänder: in Iffland's „Hagestolzen;" sie stecken silberne Löffel ein: in Schröder's „Fähndrich;" wagen den Pranger und mehr: in Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht" und Kotzebue's „Kind der Liebe."

407. Er.

Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantiſche Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt?

Sch.

408. Ich.

Das ſind Grillen! Uns ſelbſt und unſre guten Bekannten,
Unſern Jammer und Noth ſuchen und finden wir hier.

Sch.

409. Er.

Aber das habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe;
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?

Sch.

410. Ich.

Nimm's nicht übel, mein Heros! Das iſt ein verſchiedener Caſus:
Das Geſchick, das iſt blind, und der Poet iſt gerecht.

Sch.

411. Er.

Alſo eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?

Sch.

412. Ich.

Der Poet iſt der Wirth und der letzte Actus die Zeche;
Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.

Sch.

Sind es vielleicht die Xenien 371 — 412, welche Schillern vorschwebten, als er (31. Januar 96) an Goethe schrieb: „Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Comödie in Epigrammen. Was meinen Sie?“

413. Muse zu den Xenien.

Aber jetzt rath' ich euch, geht, sonst kommt noch gar der Gorgone
Fratze, oder ein Band Oden von Haschka heraus.
(Sch.)

Lorenz Leopold Haschka, geb. 1749, war früher im Jesuitenorden, trat aber kurz vor dessen Aufhebung aus, und sein Freund J. B. v. Alxinger trug Sorge, ihm eine unabhängige Existenz zu gründen. Er wurde Professor an der Ritterakademie zu Wien, und starb dort 1827. Sein „Gesang auf Herrn Wurz,“ sammt seinen übrigen Oden, zeichnet sich durch Trivialität und schwülstige Sprache aus. Die literar. Spießruthen sagen, Haschka sei „der wienerische Klopstock, so wie Schikaneder der wienerische Goethe.“

414. An die Freier.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch alle;
Hier ist der Bogen und hier ist auch zum Ringen der Platz.
(Sch.)

„Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch schon zum Theil ausgeführt sind,“ meldete Schiller dem Freunde am 31. Januar 1796. Aber am 18. Juni machte er ihm die Mittheilung: „die Homerischen Parodien habe ich, weil sie sich an das Ganze nicht anschließen wollen, herauswerfen müssen.“ Dadurch ging uns ein Cyklus Schiller'scher Distichen verloren, von denen sich allein das Schlußxenion erhalten hat.

Zu den Xenien gehörig.

415—418. Der Fuchs und der Kranich.

An F. Nicolai.

Den philoſophiſchen Verſtand lud einſt der gemeine zu Tiſche,
Schüſſeln, ſehr breit und flach, ſetzt' er dem Hungrigen vor.
Hungrig verließ die Tafel der Gaſt, nur dürftige Bißlein
Faßte der Schnabel, der Wirth ſchluckte die Speiſen allein.
Den gemeinen Verſtand lud nun der abſtrakte zu Weine,
Einen enghalſigen Krug ſetzt' er dem Durſtigen vor.
„Trink', mein Beſter!" ſo ſprach und mächtig ſchlürfte der Langhals,
Aber vergebens am Rand ſchnuppert das thieriſche Maul.

Schiller.

Hier haben wir eine Gruppe von Diſtichen, welche Schiller aus den Xenien abſonderte, muthmaßlich, um nicht durch Ueberſchriften den Zuſammenhang zu ſtören. Er ließ dieſelbe, mit ſeinem vollen Namen unterzeichnet, im Almanach abdrucken, nahm ſie aber nicht in die Gedichte auf. Körner fällte darüber das Urtheil: „Ein glücklicher Einfall, eine vorhandene Fabel auf dieſe Art zu benutzen. Vielleicht wäre dieſe Methode in den polemiſchen Xenien mehrmals zu brauchen geweſen." (Briefw. mit Körner. III, 370.)

419. Der Kantianer.

Sollte Kantiſche Worte der hohle Schädel nicht faſſen?
Haſt du in hohler Nuß nicht auch Devliſen geſehn?
[Schiller.

Ludwig Heinrich von Jakob in Halle (X. 54). Schiller ſchickte Goethen das Epigramm am 22. Januar 1796, doch hat es weder in den Xenien, noch in der Gedichtſammlung eine Stelle gefunden.

Auch einige andere Epigramme müſſen hier nachgeholt werden. Die Quartausgabe der Goethe'ſchen Werke, Bd. 1. S. 203, enthält eine Reihe von neun „Diſtichen,“ [1] welche augenſcheinlich aus der Xenienzeit ſtammen; drei davon ſtehen im Muſenalmanach unter den Tabulis votivis (ſ. Tab. 468, 476 und 534), ein viertes gehörte zwar ebenfalls in dieſen Cyklus, wurde aber zurückgelaſſen (ſ. Tab. 469). Von den eigentlichen Xenien bringen jene Diſtichen nur X. 150, das Charlotte von Schiller ihrem Gatten zuerkannt hat, dem ſie auch Tab. 534 vindicirt. Hieraus will Düntzer einen Grund gegen die Glaubwürdigkeit der trefflichen Frau entnehmen, doch bin ich nicht im Stande, ihm beipflichten zu können. Gern gebe ich zu, daß die Diſtichen ſich in Goethe's Nachlaß, und „wohl von ſeiner Hand geſchrieben,“ vorfanden. Allein was folgt daraus? Bald beſorgte Schiller, bald Goethe die Sammlung der Xenien, und wie leicht konnte es alſo geſchehen, daß der letztere die neun Epigramme auf ein Blatt Papier verzeichnete! Dies Blatt erhielt ſich durch Zufall, während ſonſt die xenialiſchen Manuſcripte vernichtet wurden; es kam den Ordnern des Goethe'ſchen Nachlaſſes zu Händen, und ſie ließen es in der Quartausgabe abdrucken. Später zeigte ſich ihnen, daß dieſe Doppelverſe nicht zuverläſſig alle von Goethe herrühren, darum blieben ſie aus der Edition in 40 Bänden weg. So erklärt ſich die Sache ganz einfach, und ich glaube, Düntzer würde ſchwerlich die Behauptung vertheidigen

[1] Auffallend iſt es, daß dieſe „Diſtichen“ in dem ſonſt ſo vollſtändigen Inhaltsverzeichniß fehlen.

wollen: der Dichter ſelbſt habe die neun, ordnungslos zuſammengewürfelte Diſtichen für den Druck beſtimmt. Düntzer kannte die Bedeutung des X. 150 nicht, die ich oben in der Anmerkung ausführlich nachgewieſen habe, ſonſt wäre er gewiß von Schiller's Autorſchaft überzeugt geweſen. Da nun aber jene Nachleſe Ein Epigramm enthält, deſſen Verfaſſer nicht Goethe war, mit welchem Recht wollte man die übrigen unbedingt für ſein Eigenthum gelten laſſen? — Außer den oben erwähnten fünf Sinngedichten, bringen uns die „Diſtichen" vier neue Xenien, welche ſich ganz dem Kreis der polemiſchen Gaſtgeſchenke anſchließen, und die hier nicht fehlen dürfen.

420. [Apollo.]

Saiten rühret Apoll, doch er ſpannt auch den tödtenden Bogen,
Wie er die Hirten entzückt, ſtreckt er den Python in Staub.

(G.)

Vielleicht ſollte dieß Epigramm die „Götter und Göttinnen" eröffnen, welche Goethe am 29. December 1795 Schillern mittheilte. (S. die Anmerk. zu X. 257) Es rührt ohne Zweifel von Goethe her, denn unverkennbar iſt die Uebereinſtimmung mit den Worten aus ſeinem Gedicht: „Deutſcher Parnaß:"

„Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch."

421. [Friſches Futter.]

Bald iſt die Menge geſättigt vom demokratiſchen Futter,
Und ich wette, du ſteckſt irgend ein anderes auf.

(G.)

Reichardt, der auch früher ſchon der politiſchen Mantelträgerei beſchuldigt wurde (X. 216).

422. [Demüthigung.]

Was in Frankreich vorbei ist, das spielen Deutsche noch immer,
Denn der stolzeste Mann schmeichelt dem Pöbel und kriecht.
(G.)

„Der stolzeste Mann" soll muthmaßlich Lavater seyn; vergl. X. 12. und die Anmerkung.

423. [Versteckte Absicht.]

„Pöbel! wagst du zu sagen; wo ist der Pöbel?" Ihr machtet,
Ging es nach eurem Sinn, gerne die Völker dazu.
(G.)

X. 422 und 423 stehen jetzt in Goethe's „vier Jahreszeiten," Herbst 69 — 70, und wir dürfen diesen als ihren Verfasser anerkennen.

424—428. Der Chinese in Rom.

Einen Chinesen sah ich in Rom, die gesammten Gebäude,
Alter und neuerer Zeit, schienen ihm lästig und schwer.
Ach, so seufzt' er, die Armen! ich hoffe, sie sollen begreifen,
Wie erst Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt;
Daß an Latten und Pappen, und Schnitzwerk und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Siehe, da glaubt' ich im Bilde so manchen Schwärmer zu schauen,
Der sein luftig Gespinnst mit der soliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten, reinen Gesunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, gesund.
Goethe.

Der Chineſe iſt niemand anders, als — Jean Paul Friederich Richter (vergl. X. 41 und 276). Die Diſtichen ſtanden zuerſt im Xenienalmanach, und gingen dann in Goethe's Schriften über. Sie ſind ganz im Sinne der Xenien gedichtet, doch bemerkt man, daß ihre Entſtehung in die Zeit fällt, wo die ſatyriſche Schlachtordnung in einzelne Streifcorps aufgelöst werden ſollte, denn ſie beſtehen nicht aus Monodiſtichen, ſondern hängen untrennbar zuſammen. Der Anlaß zu dieſen Verſen war folgender: Schiller hatte, in ſeinem Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung, Goethe als „den deutſchen Properz" bezeichnet, und Jean Paul ſchrieb, darauf Bezug nehmend, an Knebel: daß man in ſo ſtürmiſchen Zeiten eher eines Tyrtäus, als eines Properz bedürfe. Goethe erfuhr dieß beißende Wort, und wurde dadurch um ſo empfindlicher berührt, weil er ſich die Wahrheit deſſelben wohl nicht ganz verbergen konnte. Mit ſeinem Briefe vom 10. Auguſt 1796 ſendete er das Gedicht an Schiller, und fügte hinzu: „Hier ein kleiner Beitrag; ich habe nichts dagegen, wenn Sie ihn brauchen können, daß mein Name darunter ſtehe. Eigentlich hat eine arrogante Aeußerung des Herrn Richter, in einem Briefe an Knebel, mich in dieſe Diſpoſition geſetzt." — Unbegreiflich iſt es, wie Hoffmeiſter (Nachleſe, III. 174) dieſe Stelle auf X. 276 beziehen mochte, da es doch in Schillers Antwort deutlich heißt: „Der Chineſe ſoll warm in die Druckerei kommen; das iſt die wahre Abfertigung für dieſes Volk."

429. Der griechiſche Genius.

An Meyer, in Italien.

Tauſend Andern verſtummt, die mit täubem Herzen ihn fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geiſt.

Schiller.

Profeſſor Heinrich Meyer (geboren zu Stäfa bei Zürich, geſtorben 1832), ein vertrauter Freund der beiden Dichter (vergl.

Tab. vot. 443). Er war Landſchaftsmaler und Direktor der Zeichnenſchule in Weimar, hielt ſich aber zur Zeit in Italien auf. Schiller ſagt in ſeinem Schreiben an Goethe, vom 2. Januar 1795: „Es iſt etwas ſo äußerſt Seltenes, daß ein Mann wie Meyer Gelegenheit hat, die Kunſt in Italien zu ſtudiren, und daß einer, der dieſe Gelegenheit hat, gerade ein Meyer iſt.“ — Das freundliche Epigramm ſtand zuerſt im Almanach; dann nahm es Schiller in die Gedichtſammlung auf.

430—431. Das Geſchenk.

Ring und Stab! O ſeyd mir auf Rheinweinflaſchen willkommen!
Ja, wer die Schafe ſo tränket, der heißt mir ein Hirt!
Dreimal geſegneter Trank! Dich gewann mir die Muſe, die Muſe
Schickt dich, die Kirche ſelbſt drückte das Siegel dir auf.

Schiller.

Dieſe Diſtichen ſind unzweifelhaft an Theodor Anton Maria von Dalberg gerichtet. Derſelbe war 1744 geboren, und reſidirte damals, als Coadjutor des geiſtlichen Kurfürſten von Mainz, zu Erfurt, von wo er eine lebhafte Verbindung mit Schiller und Goethe unterhielt. Später wurde er Großherzog von Frankfurt, zog ſich aber 1813 ins Privatleben zurück, und wirkte nun, allgemein verehrt, als Erzbiſchof von Regensburg für Künſte und Wiſſenſchaften, bis er im Jahre 1817 ſtarb. Dalberg war ſelbſt Schriftſteller, worauf die Worte „die Muſe ſchickt dich“ zu deuten ſind. (S. die Anmerk. zu Tab. vot. 637.)

482. Der Homeruskopf als Siegel.

Treuer alter Homer! dir vertrau' ich das zarte Geheimniß;
Um der Liebenden Glück wiſſe der Sänger allein.

Schiller.

Goethe's Vorliebe für geſchnittene Steine iſt bekannt genug, und auch Schiller äußerte ein reges Intereſſe für dieſe bewunderns-

würdigen Kunsterzeugnisse. Das obige Sinngedicht hatte, wie schon der erste Anblick lehrt, gewiß noch eine individuelle Beziehung, deßhalb war es ein Mißgriff von Körner, daß er dieß Distichon in Schiller's Werken zu den Votivtafeln gesellte.

433. Der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel,
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.
Schiller.

Dieß Epigramm — welches Körner in die gesammelten Dichtungen einschaltete — war wohl ebenfalls auf ein bestimmtes Kunstwerk bezüglich. Vielleicht stammen die letzten Distichen aus dem großen Plane her, wonach die Xenien einen ganz universellen Charakter behaupten und wonach auch die Künste in ihren Kreis gezogen werden sollten (s. o. S. 31). Darum schien es angemessen, dieselben hier beizufügen, denn sie bilden einen Uebergang von den persönlichen zu den philosophischen Epigrammen, von den Xenien zu den Tabulis votivis.

Votivtafeln.

Wie wenn ein frischer Bursch übermüthig in die weite Welt hinauszieht, und er kehrt dann heim, ein ernster Mann, mit reichen Erfahrungen, mit köstlicher Lebensweisheit ausgerüstet, so kamen Schiller und Goethe von ihrer Xenienwanderung zurück. Sie hatten Dornen gesucht und Früchte gefunden. Die philosophischen Epigramme, „Tabulae votivae“ genannt, sind ein seltner Schatz unserer Literatur, und es ist mit Recht gesagt worden: diese Distichen enthielten eine solche Gedankenfülle, daß man ganze Bücher darüber schreiben könnte. Ihre Kürze, ihre Gedrungenheit macht sie nur noch anziehender; wenn man die Edelsteine, wie Gneiß und Glimmer, in großen Lagen fände, dann wären sie eben keine Edelsteine mehr.

Die Xenienbichtung in ihrer Gesammtheit bildet einen Januskopf; während die satyrischen Epigramme auf die wild genialen Jugendwerke der Dichter zurückschauen, blicken die „würdigen Distichen“ mit mildem Auge auf die klassischen Schöpfungen ihrer reiferen Jahre hin. — Nachdem die Trennung beider Gattungen beschlossen war, band Schiller eine Anzahl ernsthafter Xenien, „aus Goethe's und den seinigen gemischt,“ [1] in Einen Strauß zusammen, damit sich auch hier die Idee der innigsten Verschränkung erfüllen möge. Goethe fand dieses Bouquet sehr anmuthig, und schrieb dem Freunde am 17. August: „Die tabulas votivas bringe ich morgen wieder mit. Ihre Distichen sind außerordentlich schön, und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen.

[1] S. den Brief vom 5. August 1796.

Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter tüchtiger Kerl seyn kann, ohne gerade ein Philister oder ein Matz zu seyn, so müssen Ihre Sprüche das gute Werk vollbringen, indem die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit so viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind."

Zur selben Zeit sendete Schiller einen Trostbrief an Körner, der die Zersplitterung der Xenien außerordentlich bedauerte, und theilte ihm mit, der Plan sey nicht aufgegeben, sondern nur die philosophischen und poetischen würden daraus vereinzelt abgedruckt. „So haben wir — außer mehreren kleinern Ganzen — siebzig, achtzig, die zusammengehören, in einer Folge vereinigt, und uns beide unterschrieben, ohne anzumerken, von welchem unter beiden die einzelnen sind." [1] Aus diesen Worten geht genügend hervor, daß es sich hier nicht um absichtslos durcheinander geworfene Epigramme handelt; der schöne Cyklus war ein sorgsam geordnetes Ganzes, das durchaus in seiner vollen Stetigkeit und Wechselseitigkeit, worauf es basirt, erhalten werden muß.

Wenn schon Goethe's oben mitgetheilte Aeußerung ziemlich klar beweist, daß Schiller's Beitrag zu den Votivtafeln überwiegend war, so spricht der letztere selbst sich darüber noch viel deutlicher aus. Sein Brief an Körner, vom 17. Oktober 1796, enthält, mit Bezug auf die Dichtungen im Almanach, folgende Stelle: „Goethe sind die tabulae votivae, an denen er selbst sehr wenig Antheil hat, das liebste von mir; auch ich halte auf die tabulas votivas am meisten." — Von diesen Zeilen läßt sich keine Sylbe wegleugnen. Er gab dies Zeugniß noch im frischen Bewußtseyn seiner Autorschaft, und doch, als der Almanach bereits erschienen war, so daß nachher nichts mehr hinzugekommen seyn kann.

Hiermit steht die Anzahl der Epigramme im Verhältniß, welche Schiller und Goethe für ihre Gedichtsammlungen auswählten. Von den 103 Votivtafeln des Musenalmanachs nahm Schiller vierzig auf, denen Körner nachträglich noch zwei (Tab. 495 und 557) hinzufügte. Goethe hat nur fünfzehn dieser

[1] Briefwechsel mit Körner, III. 356.

Distichen in seinen „vier Jahreszeiten“ zusammengestellt, und drei davon (Tab. 453. 500. 524) finden sich auch bei Schiller. — Die Gattin des letzteren hat hier ebenfalls ihre Scheidekunst in Anwendung gebracht, aber dießmal mit entschiedenem Unglück. Sie überläßt die größere Hälfte der Votivtafeln (56) an Goethe, und die kleinere (47) an Schiller, wogegen die persönlichen Aussagen der Dichter den offenbarsten Widerspruch bilden. Außerdem sind fünfzehn Epigramme, die Charlotte mit G. unterzeichnet, in Schiller's Gedichten abgedruckt, und sowohl diese, als viele andere, welche sie für Goethe's Eigenthum ausgibt, athmen Schiller's eigensten, innersten Seelenhauch.

Hoffmeister, dem die vertraute Eröffnung in jenem Briefe an Körner noch unbekannt war, fühlte das Mißverhältniß wohl, allein dennoch bemühte er sich, Charlottens Zeugniß aufrecht zu erhalten. Nachdem er seine Zweifel und Bedenken geäußert, fällt er zuletzt ganz in den blinden Glauben zurück, und seine Vertheidigung lautet: Frau von Schiller schrieb die Buchstaben gewiß in ihr Exemplar, als der Almanach eben erst erschienen war; die Angaben können wohl von niemand anders, als von Schiller selbst herrühren, und sie verdienen um so mehr Glauben, je weniger günstig sie diesem sind. Als Schiller, mehrere Jahre später, die Gedichtsammlung veranstaltete, ging er bei der Auswahl in seiner großartigen, kühnen Weise zu Werk, und es kam ihm nicht in den Sinn, den Almanach seiner Gattin hervorzusuchen, um die Auswahl danach zu bestimmen; hat er doch auch viele außerordentlich schöne Epigramme zurückgelassen (z. B. Tab. 454. 505. 510. 511. 521. 534 u. a.), welche ihm dort zuerkannt werden. Freilich muß es Zweifel erregen, daß Charlotte manche Votivtafeln mit Goethe's Chiffre versah, welche Ideen und Stoffe behandeln, die diesem nicht geläufig waren. Indeß hatten damals die beiden Dichter ihre Naturen sehr innig verschränkt, und während Schiller durch den Freund auf die poetische Gestaltung zurückgeführt wurde, gab sich Goethe, durch Schiller's Einfluß, eine Zeit lang der ästhetischen Beschaulichkeit hin. So mag es gekommen seyn, daß Goethe, der sich alles

leicht anzueignen verstand, die Ideen, welche ihm bei seinem Zusammenleben und brieflichen Verkehr aus der Schiller'schen Weltbetrachtung aufsproßten, leicht und bequem in solche epigrammatische Formen goß."

Um die hier aufgestellte Folgerung zu prüfen, wird es besonders wichtig seyn, daß wir sehen, wie und wann die Auswahl entstanden ist, welche beide Dichter für ihre Schriften trafen. Schiller kündigte bereits am Schluß des Musenalmanachs auf 1799 an: zu Michaelis desselben Jahres werde bei Crusius in Leipzig eine Sammlung seiner Gedichte erscheinen, von ihm selbst ausgewählt, verbessert und mit neuen vermehrt. Gleich der erste Band, welcher zu der bemerkten Zeit herauskam, enthielt eine Abtheilung: „Votivtafeln," worin jene vierzig Epigramme der tabulae votivae aufgenommen waren. Daß ein Dichter, der bei klaren Sinnen ist, nach drei Jahren nicht mehr wissen sollte, ob gewisse poetische Erzeugnisse von ihm oder von einem andern herrühren, wird wohl kaum jemand zu behaupten wagen. Schiller brauchte bei der Aufnahme gar keine bestimmte Richtung zu verfolgen, und er würde also ein Plagiat begangen haben, wenn er fünfzehn Goethe'sche Epigramme den seinigen beigemischt hätte. Ein solcher Raub an fremdem Geisteseigenthum widerstrebte nicht nur dem Charakter Schiller's, sondern er müßte um so verwunderlicher erscheinen, da der Dichter viele schöne Produkte von sich aus der Sammlung zurückließ. Wirft wohl ein reicher Mann sein eignes Gold auf die Straße, und steigt bei andern Leuten ein, um dort einen Diebstahl auszuführen?

Goethe's „Jahreszeiten" wurden erst 1800 in ihrer jetzigen Form hergestellt. Die Blumendistichen boten sich zum Frühling dar, der Cyklus „Einer" konnte als Sommer gelten, und die Eisbahn brauchte nur zum Winter umgetauft werden. Schiller wünschte noch einen Herbst eingeschaltet, Goethe benutzte hierzu die tabulas votivas, und er schreibt dem Freunde unterm 22. März 1800: „Ihrem Rath zu Folge habe ich noch einen Herbst zusammengestoppelt, und schicke hier die vier Jahreszeiten zu gefälliger Durchsicht. Vielleicht fällt Ihnen etwas ein, das dem

Ganzen wohl thut, denn was mich betrifft, so finde ich mich in gar keiner poetischen Jahreszeit.“ Darauf erwiederte Schiller: „Es hat mich gefreut, die vier Jahrszeiten nun complet zu finden. Die Auskunft, die Sie getroffen, ist sehr gut, und wenn Sie allenfalls unter die zum Herbste zusammengestellten Distichen noch eins oder das andere einstreuen wollten, das eine leichtfaßliche Beziehung auf die Jahreszeit hätte, so würde nichts mehr zu wünschen seyn. Die Distichen will ich indeß genau ansehen, und mündlich wollen wir uns dann darüber besprechen.“

Goethe hat folglich die Aufgabe gehabt, aus isolirten Doppelversen ein Gedicht zusammenzusetzen, das, wenn es auch kein festgeschlossenes Ganzes zu seyn brauchte, doch immer eine gewisse Continuität anstreben mußte. Was nun für seinen Zweck am meisten passend schien, das nahm er auf, ohne Rücksicht, ob sich einige Distichen des Freundes darunter mischten. Er wußte wohl gar nicht, welche Epigramme Schiller schon ausgewählt hatte, kümmerte sich wahrscheinlich auch wenig darum, und dieser fand keine Ursache, ihn aufmerksam zu machen. So ist denn Schiller jedenfalls Verfasser der doppelt vorkommenden tabulae votivae.

Nach einer langen Reihe von Jahren theilte Zelter an Goethe den Brief einer Schülerin mit, die gern wissen wollte, welch ein Elfe mehrere Epigramme sowohl in Schiller's Gedichte, als in die seinigen hineingetragen habe. [1] Wenn man Goethe's Bezeigen bei dieser Gelegenheit genau beobachtet, so gelangt man zu der Ansicht, er selbst habe erst damals die zwiefache Aufnahme der Distichen erfahren. Mit einer ganz unbegründeten Heftigkeit sprach er sich gegen Eckermann über die leicht verzeihliche, sogar vollkommen gerechtfertigte Frage aus (s. o. S. 75), und suchte einen sybillinischen Vorhang über die Xenienbichtung zu breiten. Eben so scharf lautete seine Antwort an Zelter, doch mischte sich in den Brief die echte, wahre Erklärung der Sachlage ein: „Man kann es auch geradehin als

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, IV. 445 ff. Vergl. das Capitel „Nachklänge“ im zweiten Theil.

einen Zufall betrachten, der bei Freunden, die so viel herüber und hinüber wirken, gar leicht vorkommen konnte."

In Erwägung aller dieser verschiedenen Beweise kommt man zu der unumstößlichen Gewißheit: Charlotte von Schiller's Auseinandersetzung der Votivtafeln entbehrt des eigentlichen Fundamentes, beruht auf vielfachen Irrthümern und kann von der Kritik nicht beachtet werden. Bei den Xenien stimmen ihre Chiffren überall mit Schiller's Auswahl überein; bei den tabulis votivis ist dieß nicht der Fall, und natürlich muß dem Dichter selbst die größere Glaubwürdigkeit eingeräumt bleiben. Hoffmeister gelangte zu seinen Trugschlüssen besonders dadurch, daß er annahm, Frau v. Schiller habe die Epigramme früher bezeichnet, als die Zusammenstellung für die Gedichte geschah. Schon oben, S. 85, wurden die Gründe dargelegt, weßhalb man dieser Hypothese nicht beitreten kann, und man darf sie, wenn man alle einzelnen Umstände vergleicht, für hinreichend widerlegt halten. Ein bedeutender Unterschied in Charlottens Behandlung der beiden großen Gruppen ist leicht zu erkennen, und eben so leicht zu erklären. Die pikanten Xenien hatte ihr Schiller frisch, wie sie entstanden waren, mitgetheilt; sie konnte sich bei den meisten des Verfassers noch wohl erinnern. Wo ihr die Wissenschaft aber mangelte, da setzte sie auch keine Chiffre hinzu. Die Votivtafeln hingegen — philosophische Gnomen, und wenig zur Frauenlektüre geeignet — mochte ihr der Gatte wohl seltner gezeigt haben, auch gab es hierbei keine sichern Anhaltspunkte für das Gedächtniß. Sie ließ darum ihr eignes kritisches Talent, oder richtiger gesagt, ihre Phantasie walten, wodurch denn diese Auseinandertheilung nicht viel mehr als ein Phantasiestück geworden ist.

Wir müssen also für diejenigen tabulas votivas, welche keiner der Dichter aufgenommen hat, selbst als Chorizonten eintreten. Der erste Fingerzeig, der uns zu Hülfe kommt, ist Schiller's Aeußerung: Goethe habe nur sehr wenig Antheil daran. Allein die Sammlung war im Almanach doch immer „G. und S." bezeichnet, auch schrieb Schiller ausdrücklich, „sie

ſey aus Goethe's und den ſeinigen gemiſcht." Ich bin deßhalb mit doppelter Vorſicht zu Werk gegangen, und habe kein Diſtichon, worin Schiller's Autorſchaft nicht ganz deutlich ausgeprägt iſt, demſelben zugeſprochen. — Sobald ſich die einfachen Buchſtaben unter den Epigrammen finden, bedeuten ſie den Namen des Dichters, der ſie in ſeine Schriften aufnahm; ſobald ſie auf Combination beruhen, ſind ſie mit Klammern umſchloſſen.

In Schiller's und Goethe's Werken haben die Votivtafeln eine mannigfache Zerſtückelung und Durchkreuzung erlitten. Es wäre deßhalb ſchon längſt ein vollſtändiger neuer Abdruck des Ganzen wünſchenswerth geweſen, um ſo mehr, da von den ſchönen Epigrammen des Almanachs ein halbes Hundert zurückgeblieben iſt. Außerdem ſtehen die tabulae votivae keineswegs in willkürlicher Reihenfolge, ſondern eine innere Einheit verbindet ſie. Schiller hat es ja ſelbſt erklärt, daß ſie „zuſammen gehören," und wenn die Votivtafeln an ſich gewiſſermaßen ſchon ein Torſo ſind, ſo wäre es vandaliſch, ſie noch mehr zu zerſplittern. Deßhalb erſcheinen ſie hier im ungetrennten Cyklus, und diejenigen, welche ſich weder in Schiller's, noch in Goethe's Werken finden, habe ich, zur leichtern Ueberſicht, mit einem * bezeichnet.

Wie die Xenien wichtig ſind für die Geſchichte der damaligen Literatur, weil ſie einen unmittelbaren Wiederſchein derſelben geben, ſo haben die Votivtafeln, als treue Spiegelbilder, einen hohen Werth für die Culturgeſchichte ihrer Zeit. In den Anmerkungen konnte ich derartige Beziehungen nur leicht andeuten; wohl möglich, daß ſie daher dem Einen zu kurz und trocken erſcheinen, während ſie der Andere völlig überflüſſig nennt. Aber die vorliegende Schrift iſt eben ſo wenig für Gelehrte vom Fach, als für ein Publikum berechnet, dem die Elemente der Literatur und Philoſophie gar zu fern liegen. Darum hielt ich mich faſt nur an das Perſönliche und Gegenſtändliche, ohne durch breite Erläuterungen den eigenen Ideengang des Leſers zu erdrücken. Um aber den feſten Zuſammenhang der Votivtafeln von vornherein nachzuweiſen, will ich die Grundzüge des Inhalts hier mit pragmatiſcher Kürze wiedergeben:

Von der Menschheit in ihrer ganzen Masse ausgehend, welche für das Fortbestehen der Gattung sorgt (434—36), sehen wir daraus einzelne Begabte emporsteigen (437), welche, der Blüthe gleich, ein neues geistiges Leben anzünden (438). Die Unterschiede der gemeinen und der schönen Natur werden in's volle Licht gestellt (439 — 44) und durch individuelle Beispiele belegt (445 — 48). Gegenseitiges Anschließen ergänzt die Kräfte und fördert zum Ziel (449). Wo aber die Muse nicht ist, da fehlt die Befruchtung, da gibt es nur ein starres, ödes Philisterthum (450 — 52). Die Stellung des mühseligen Philisters und des leichtfertigen Schöngeistes, dem Genius gegenüber, findet ihre Würdigung (453—55). Der Genius sucht und findet die Wahrheit auf verschiedenem Wege: außen im Leben, d. h. in der Natur, oder innen im Herzen, d. h. im Idealen (456—57). Weil bloße Schwärmer aber die Ideale nicht fassen können, mangelt ihnen der Sinn für Natur und Leben; eben wie den Philistern die Ideen fehlen, weil sie nicht im Stande sind, die Natur mit entsiegeltem Auge zu durchdringen (458 — 59). Das eigene Herz und das Leben, dieß sind die beiden reinen Urquellen, um Wahrheit daraus zu schöpfen (460 — 62). Wahrheit und Irrthum, mit ihren nützlichen, ihren schädlichen Wirkungen werden gegen einander abgewogen (463 — 67); Naturwissenschaft und Philosophie liefern Beweise für die vorhergehenden Sätze (468 — 78). Auch der wahre Glauben ist, gleich den Wissenschaften, durch die starren Dogmen verschiedener Religionssysteme getrübt und zersplittert worden (479). Während die Jünger der Kantischen Philosophie, um eine „reine Moral" zu erzielen, die Ertödtung des Gefühls durch die Pflicht fordern, verlangen religiöse Schwärmer, daß man dem blinden Glauben die gesunde Vernunft aufopfern solle (480—94). Niemals werden beide die ewige Wahrheit erkennen, die vor dem freien, schönen Gemüth offen daliegt (495 — 96). Das unwandelbare Licht wohnt bei der ewigen Einheit Gottes, und sendet die wechselnde Farbe zu den Menschen hernieder (497). In der Untheilbarkeit des Lichts ist die Wahrheit symbolisirt, in der Mannigfaltigkeit der Farbe gibt

ſich die Schönheit kund (498 — 99). Wenn wir die Schönheit in uns tragen und nach der Wahrheit außer uns ſtreben, wenn wir beide zum Einklang bringen, dann erreichen wir die höchſte Einheit, ohne darum die Individualität aufgeben zu müſſen (500 — 509). Um die Schönheit im poetiſchen Gebilde feſtzuhalten, muß eine Doppelthätigkeit wirkſam ſeyn: die Vernunft muß den Stoff geſtalten, die Phantaſie muß ihm lebendigen Athem einhauchen (510—14). Wohl kann der Verſtand reproduciren, was die Natur ihm vorgezeichnet hat, aber ſelbſtſtändig ſchaffen kann nur der Genius (515 — 16); darum bringt der Nachahmer nimmermehr eigene Schöpfungen hervor (517—18). Die Kennzeichen des Genius werden entwickelt (519—21), die ſich auch in ſeinen Abirrungen darthun (522—25). Die Jünger der Kunſt werden vor den Klippen der Mittelmäßigkeit gewarnt (526), deren anſcheinende Fehlerloſigkeit nur Unfähigkeit verbirgt (527 — 30). Der grübelnde Verſtand erſchafft keine Kunſtwerke, die Zeugungskraft ruht allein in der Natur und im Genius (531 — 33). Zur Stellung des echten Künſtlers übergehend (534 — 35), wird das eigentliche Material des Dichters, die Sprache, beleuchtet (536 — 39). Nun müſſen Leſende und Beurtheilende vor den Schranken erſcheinen; die Verhältniſſe des Dichters zum Publikum und zur Kritik erhalten ihre Würdigung (540 — 52). Er darf ſich durch die Stimmen haltloſer Kunſtſchwätzer nicht bethören laſſen, denn nur aus unermüdlicher Bekämpfung derſelben kann der gute Geſchmack ſich entfalten (553), und im klaſſiſchen Alterthum gibt es eine Fülle von Kraft und Schönheit, um ſich daran zu ſtärken (554 — 57). Auf dieſen reichen Quell wird der Deutſche hingewieſen, doch die Nachahmung der Franzoſen glückte ihm niemals (557). Ernſt und Liebe ſind dem Deutſchen angeſtammte Eigenſchaften, welche ihn herrlich zieren, während ihn ſo vieles andere entſtellt (558).

Tabulae votivae.

434.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.
Sch.

Dieß Diſtichon eröffnet auch die Votivtafeln in Schiller's Werken. — Wenn die Römer, einem Gelübde folgend, in den Tempeln der Götter Dankgeſchenke niedergelegt hatten, ſo hängten ſie Tafeln daneben auf, welche von der empfangenen Wohlthat Nachricht gaben, und dieſe hießen: Tabulae votivae.

435—437. Die verſchiedene Beſtimmung.

Millionen ſorgen dafür, daß die Gattung beſtehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menſchheit ſich fort.
Tauſend Keime zerſtreuet der Herbſt, doch bringet kaum einer
Früchte, zum Element kehren die meiſten zurück.
Aber entfaltet ſich auch nur Einer, der einzige ſtreuet
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.
Sch.

Tab. 435—41 ließ Schiller a. a. O. wieder abdrucken.

438. Das Belebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet ſich neues
In der organiſchen Welt, in der empfindenden an.
Sch.

Schiller's Aufſatz: „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch ſchöner Formen" (1795), enthält eine Stelle, welche zur leichten und ſichern Auffaſſung dieſes Epigramms geeignet iſt. Sie lautet: „Es giebt für die Reſultate des Denkens keinen andern Weg zum Willen und in das Leben, als durch die ſelbſtthätige Bildungskraft. Nichts, als was in uns ſelbſt

ſchon lebendige That iſt, kann es außer uns werden, und es iſt mit Schöpfungen des Geiſtes wie mit organiſchen; nur durch die Blüthe geht die Frucht vor." Durch dieſen Satz wird das obige Diſtichon in innige Verbindung mit Tab. 512 und 514 gebracht.

439. Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährſt der Menſchheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du ſtreuſt Keime der göttlichen aus.
Sch.

440. Unterſchied der Stände.

Auch in der ſittlichen Welt iſt ein Adel; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was ſie thun, ſchöne mit dem, was ſie ſind.
Sch.

Dieß Epigramm ſchließt ſich an X. 9 an, und die dort citirten Worte Schiller's werden auch hier am beſten zur Erläuterung dienen.

441. Das Werthe und Würdige.

Haſt du etwas, ſo gieb es her und ich zahle was recht iſt,
Biſt du etwas, o dann tauſchen die Seelen wir aus.
Sch.

Man vergleiche Tab. 445 — 47, worin zu den hier ausgeſprochenen Sätzen lebendige Repräſentanten vorgeführt werden.

* 442. Der moraliſche und der ſchöne Charakter.

Repräſentant biſt du der ganzen Geiſtergemeine,
Aber das ſchöne Gemüth zählt ſchon allein für ſich ſelbſt.
(Sch.)

Der Gedanke, den dieß Diſtichon ausdrückt, kommt in Tab. 507—9 zur vollſtändigeren Entfaltung.

443. Die moraliſche Kraft.

Kannſt du nicht ſchön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen,
Und als ein Geiſt zu thun, was du als Menſch nicht vermagſt.

Sch.

Tab. 443—47 finden ſich in Schiller's Votivtafeln.

444. Mittheilung.

Aus der ſchlechteſten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken,
Bei der Schönheit allein macht das Gefäß den Gehalt.

Sch.

„Es iſt niemals der Stoff, ſondern die Behandlungsweiſe, was den Dichter und Künſtler macht." (Ueber Matthiſon's Gedichte. 1794.)

445. An *.

Theile mir mit, was du weißt, ich werd' es dankbar empfangen,
Aber du giebſt mir dich ſelbſt, damit verſchone mich, Freund.

Sch.

Hier ſind einige Epigramme von ganz perſönlichem Charakter eingeſchaltet, aber keineswegs zufällig, ſondern als individuelle Beiſpiele für die früheren Lehrſätze. Ihre Deutung bietet Schwierigkeiten dar, doch möchte in Tab. 445 wohl Karl Auguſt Böttiger zu erkennen ſeyn (vergl. X. 155). Die Freunde nahmen zuweilen, beſonders wo es ſich um Alterthumskunde handelte, ſeinen kritiſchen Rath in Anſpruch; darum ſchrieb er auch in Schiller's Album: er habe den Schmuck im Bazar ordnen helfen. Allein Böttiger's Aufdringlichkeit beläſtigte ſie arg, und als derſelbe 1804 nach Dresden berufen wurde, hieß es in

einem Briefe (v. 4. Januar) Schiller's an Körner: „Zu der neuen Acquisition, die Ihr in Böttiger gemacht, gratulire ich — uns! Gott sey Dank, daß wir diesen schlimmen Gast endlich los sind, und möge er Euch gut bekommen."

446. An * *.

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

Sch.

Wenn nicht alles trügt, so ist hier Wieland gemeint. Derselbe hatte in Schiller's Jünglingsjahren einen unwiderstehlichen Zauber auf ihn geübt, und seine Anthologie enthielt ein Epigramm, das von Begeisterung für Wieland glühte. Später, als Schiller's gereifter Kunstgeschmack einen andern Maßstab anlegte, mußte freilich jener Enthusiasmus schwinden, allein die Individualität Wieland's, wie sie sich in dessen Schriften offenbarte, blieb ihm auch dann noch immer eine räthselhaft anziehende Erscheinung, und gern suchte er sie unter der verhüllenden Maske auf. Hiermit und mit dem vorstehenden Distichon analog ist das Urtheil, welches er gegen Körner (Briefw. IV, 28) aussprach: „Wieland ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum mit mehr Recht zählen, als Voltaire und Pope. Er gehört in die löbliche Zeit, wo man die Werke des Witzes und des poetischen Genies für Synonyma hielt. Was einen aber so oft an ihm irre macht, im Guten und Bösen, das ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum echten Dichter, und noch öfters zum alten Weibe und Philister. Er ist ein seltsames Mittelding. Uebrigens fehlt es seinen Produkten gar nicht an herrlichen poetischen und genialischen Momenten, und sein Naturell ist mir noch immer sehr respektabel, wie viel es auch bei seiner Bildung gelitten hat."

447. An * * *.

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Sch.

Dieſe herzlichen Worte ſind wohl an Goethe ſelbſt gerichtet, oder vielleicht auch an Heinrich Meyer (vergl. X. 429). Goethe hatte ihn in Italien kennen gelernt und ſuchte ihn nach Weimar zu ziehen, wo er ihm ein treuer Genoß bei allen künſtleriſchen Beſtrebungen wurde. Seit 1791 wohnte Meyer im Goethe'ſchen Hauſe, und 1795 veranſtalteten ſie beide die erſte Kunſtausſtellung in Weimar. Nun gehörte auch Schiller zu dieſem Bunde; er ſchrieb an Meyer (21. Juli 1797), daß er ſich freue, im nächſten Winter ihn und Goethe wiederzuſehen, um dann „das alte ſchöne Leben der Mittheilung" fortzuſetzen.

448. Das blinde Werkzeug.

Wie beklag' ich es tief, wenn eine herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift.

G.

Aus jedem Worte des Epigramms treten uns die ernſthaften Züge von Herder's Bild entgegen. Seit derſelbe durch Goethe's Einfluß nach Weimar berufen war, hatte er dieſen ganz mit dem hofmeiſternden und ſpöttiſchen Ton, wie früher, behandelt. Niemals fühlte er ſich befriedigt, es gehörte bei ihm zur Gewohnheit über ein verfehltes Leben und über Weimars Zuſtände bitter zu klagen. Eine kühle Würde ſtellte ſich zwiſchen ihn und den Jugendfreund; mitunter herrſchte im Hauſe Herder's ſogar eine wirklich feindſelige Stimmung gegen Goethe. Seine Empfindlichkeit, ſeine Streitſucht machten ihn unfreundlich und ungerecht; als Wilhelm Meiſter erſchienen war, mußte der Verfaſſer die verletzendſten Urtheile von ihm darüber hören. Im Mai 1797

entwarf Schiller an Körner folgende Schilderung: „Herder ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir bloß vor wie ein Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft ist, das ist die feige Schlaffheit bei einem inneren Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affectirt das Mittelmäßige zu protegiren (s. Tab. 527). Goethe hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt. Gegen Kant und die neuesten Philosophen hat er das größte Gift auf dem Herzen; aber er wagt sich nicht recht heraus, weil er sich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen einem in die Waden. Es muß einen indigniren, daß eine so große außerordentliche Kraft für die gute Sache so ganz verloren geht." Die Verhältnisse blieben gestört, bis Herder im Jahre 1801 Goethe's Sohn confirmirte; dieser feierliche Akt „ließ nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge," und allmählig stellte sich das Vertrauen zwischen Herder und Goethe wieder hier. Der letztere hat das obige Distichon in seinen vier Jahreszeiten (Herbst 64) verwendet.

449. Wechselwirkung.

Kinder werfen den Ball an die Wand und fangen ihn wieder,
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

G.

Goethe wiederholt hier den Gedanken, den er in seinem Mährchen allegorisch ausdrückte: „das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen auf einander;" vergl. die Anmerk. zu X. 137. Außerdem hat er das Epigramm bei Zusammenstellung des Herbstes (44) als sein Eigenthum recognoscirt.

450. An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht; aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

Seh.

Schiller nahm dieß und die beiden folgenden Sinngedichte auf.

451. Der Philiſter.

Nimmer belohnt ihn des Baumes Frucht, den er mühſam erziehet;
Nur der Geſchmack genießt, was die Gelehrſamkeit pflanzt.
Sch.

Frau v. Schiller läßt durch ihre Bezeichnung Goethe für denjenigen gelten, welcher ſowohl die Geißelung der Philiſter (ſ. Tab. 452, 455, 459 f.), als der Frömmler (ſ. Tab. 485—88 und 492—94) übernommen hatte. Aber man iſt genöthigt, gerade das Gegentheil anzunehmen, und zwar auf Goethe's Brief vom 17. Auguſt 1796 geſtützt, worin er dem Freunde ſchreibt: „Ihre Diſtichen ſind außerordentlich ſchön und ſie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich iſt, daß die Deutſchen begreifen, daß man ein guter tüchtiger Kerl ſeyn kann, ohne gerade ein Philiſter oder ein Matz zu ſeyn, ſo müſſen Ihre Sprüche das gute Werk vollbringen ꝛc." Dieſe Stelle ſcheint mir deutlich genug zu ſprechen und ſie gewinnt noch mehr an Kraft dadurch, daß Schiller faſt dieſelbe Ideenfolge, welche hier vorkommt, ſchon 1784 entwickelte. Seine Vorleſung: „Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?" enthielt eine Einleitung, welche ſpäterhin fortgelaſſen wurde, die ich aber in meinen Nachträgen, Bd. 2, S. 28 ff. mitgetheilt habe. Dort heißt es: „Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwiſſenſchaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm iſt. Iſt das die Rache der kleinen Geiſter an dem Genie, dem ſie nachzuklimmen verzagen? Rechnen ſie vielleicht ihre Arbeit darum ſo hoch an, weil ſie ihnen ſo ſauer wurde? — Trockenheit, Ameiſenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter dem ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernſt und Tiefſinn geſchätzt, bezahlt und bewundert. Nichts iſt bekannter und nichts gereicht zugleich der geſunden Vernunft mehr zur Schande, als der unverſöhnliche Haß, die ſtolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künſte herunter ſehen — und dieſe Verhältniſſe werden ſich forterben,

bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen." Ganz in diesem Sinne gab Schiller dem vorstehenden Distichon, als er es seinen Votivtafeln beifügte, die Ueberschrift: „der gelehrte Arbeiter."

452. Das ungleiche Schicksal.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische Muse,
Trägst die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schooß.

Sch.

Mnemosyne, die Mutter der Musen, ist zugleich die Göttin des Gedächtnisses und als solche personificirt sie den Nachruhm. In Schiller's Votivtafeln heißt das Epigramm: „die Gunst der Musen."

453. Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

Sch.

Dieß Distichon ist in Schiller's Werke übergegangen und auch Goethe nahm es in den Herbst (Nr. 45) auf. Der Inhalt findet seine Erklärung durch den sechsten Brief über ästhetische Erziehung. Dort zeigt Schiller, daß jeder einzelne Grieche sich zum Repräsentanten seiner Zeit qualificirt habe, wogegen bei uns die Totalität der Gattung bruchstückweise in den Individuen verstreut liegt. „Ich verkenne nicht die Vorzüge," sagt er, „welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?"

* 454. Der ſchöne Geiſt und der Schöngeiſt.

Nur das Leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeiſt,
Aber der ſchöne Geiſt trägt das Gewichtige leicht.
(Sch.)

* 455. Philiſter und Schöngeiſt.

Jener mag gelten, er dient als fleißiger Knecht noch der Wahrheit,
Aber dieſer beſtiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.
(Sch.)

Vergl. die Anmerk. zu Tab. 451.

456—57. Die Uebereinſtimmung.

Wahrheit ſuchen wir beide; du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und ſo findet ſie jeder gewiß.
Iſt das Auge geſund, ſo begegnet es außen dem Schöpfer,
Iſt es das Herz, dann gewiß ſpiegelt es innen die Welt.
Sch.

Dieſe ſchönen Verſe, welche Schiller nachmals wieder abdrucken ließ, ſind unverkennbar an Goethe gerichtet. Sie drücken poetiſch daſſelbe aus, was Schiller dem edlen Mitſtrebenden am 23. Auguſt 1794 in Proſa ſchrieb, als er ihm ein herrliches Gemälde vom Gange ſeines Geiſtes entwarf. Dort heißt es: „Was Sie aber ſchwerlich wiſſen können (weil das Genie ſich immer ſelbſt das größte Geheimniß bleibt), iſt die ſchöne Uebereinſtimmung Ihres philoſophiſchen Inſtinktes mit den reinſten Reſultaten der ſpekulirenden Vernunft. Beim erſten Anblick zwar ſcheint es, als könne es keine größeren Oppoſita geben, als den ſpekulativen Geiſt, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erſte mit keuſchem und treuem Sinn die Erfahrung und ſucht der letzte mit elbſtthätiger, freier Denkkraft das Geſetz, ſo kann es gar nicht

fehlen, daß beide auf halbem Wege einander begegnen werden." Auf obige Tabula Bezug nehmend, äußert W. Aſſmann in ſeiner Schrift: „Goethe's Verdienſte um unſere nationale Entwickelung" (1849): „Wie Schiller, der mehr in der Welt ſeines Innern lebte, ſich durch ſtille Studien der Philoſophie und Geſchichte läuterte, ſo mußte Goethe durch reiche Lebenskenntniß auch in der Außenwelt zur Selbſtbefriedigung kommen."

458—59. Natur und Vernunft.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande die Ideale zu faſſen,
O ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur.
* Wär't ihr, Philiſter, im Stand, die Natur im Großen zu ſehen,
Sicher führte ſie ſelbſt euch zu Ideen empor.

G. (Sch.)

In ſeinen Aphorismen über Kunſt ſagt Goethe (Bd. 2, S. 262), mit vollſter Uebereinſtimmung: „Natur und Idee läßt ſich nicht trennen, ohne daß die Kunſt, ſo wie das Leben zerſtört werde." Er nahm die Anfangszeilen des Epigramms in den Herbſt Nr. 52 auf, und alſo kann die Autorſchaft bei denſelben wohl kaum zweifelhaft ſeyn. Aber Schaefer glaubt, die beiden andern Verſe Schillern zuſchreiben zu müſſen, indem er ſich auf folgende treffende Bemerkung ſtützt: „Von einem ſolchen Parallelismus der Epigramme, wodurch die Grundidee in verſchiedener Auffaſſung variirt wird, finden ſich in den Votivtafeln mehrere Beiſpiele, auch ſcheint dieß uns der wahre Sinn jener oben erwähnten Goetheſchen Aeußerung (ſ. S. 75) zu ſeyn." (Prutz, literarhiſtoriſches Taſchenbuch 1846, S. 451.)

460. Der Schlüſſel.

Willſt du dich ſelbſt erkennen, ſo ſieh, wie die andern es treiben;
Willſt du die andern verſtehn, blick' in dein eigenes Herz.

Sch.

Das Diſtichon ſteht jetzt in Schiller's Votivtafeln.

* 461. Das Subjekt.

Wichtig wohl iſt die Kunſt und ſchwer, ſich ſelbſt zu bewahren,
Aber wichtiger iſt dieſe, ſich ſelbſt zu entfliehn.
(Sch.)

462. Glaubwürdigkeit.

Wem zu glauben iſt, redliche Freunde, das kann ich euch ſagen:
Glaubet dem Leben, es lehrt beſſer als Redner und Buch.
G.

Goethe hat Tab. 462—64 in ſeine „vier Jahreszeiten“ (Herbſt, 53, 55 und 56) verwebt.

463. Was nutzt.

Schädliche Wahrheit, wie zieh' ich ſie vor dem nützlichen Irrthum!
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt.
G.

464. Was ſchadet.

Iſt der Irrthum wohl ſchädlich? Nicht immer, aber das Irren,
Immer iſt's ſchädlich, wie ſehr, ſieht man am Ende des Wegs.
G.

Der Grundgedanke dieſer beiden Epigramme bezieht ſich zunächſt auf jene naturhiſtoriſchen Theoreme, welche Goethe ſo lebhaft beſtritt, und derſelbe kehrt in ſeinen Schriften häufig wieder. So heißt es Bd. 3, S. 296: „Einer neuen Wahrheit iſt nichts ſchädlicher als ein alter Irrthum.“

* 465. Zucht.

Wahrheit iſt niemals ſchädlich, ſie ſtraft — und die Strafe der Mutter
Bildet das ſchwankende Kind, wehret der ſchmeichelnden Magd.

(Sch.)

Schaefer zählt a. a. O. dieß Diſtichon denjenigen bei, welche „unzweifelhaft“ Schiller zum Verfaſſer haben, der alſo das von Goethe angeſchlagene Thema hier auf ſeine Weiſe ausführt.

466. Das Schoßkind.

Fremde Kinder lieben wir nie ſo ſehr als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, iſt uns dem Herzen ſo nah.

G.

Dieſe Zeilen finden ſich jetzt in Goethe's Herbſt, Nr. 57, und der Dichter ſagt an einer andern Stelle (Bd. 3, S. 192): „Die Wahrheit widerſpricht unſerer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem ſehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, daß wir uns für beſchränkt erkennen ſollen, der Irrthum ſchmeichelt uns, wir ſeyen auf ein oder die andere Weiſe unbegrenzt.“

467. Troſt.

Nie verläßt uns der Irrthum, doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

G.

Dieß Diſtichon iſt jetzt dem Herbſt (Nr. 58) eingeſchaltet, doch könnte es wohl von Schiller herrühren und durch Goethe nur aufgenommen worden ſeyn, weil es ſich an das vorhergehende anſchließt.

468. Die Zergliederer.

Spaltet immer das Licht! wie öfters ſtrebt ihr zu trennen,
Was, euch allen zum Trutz, Eins und ein Einziges bleibt.

(G.)

Bezieht sich auf die Anhänger der Newton'schen Theorie, denen Goethe in seinen „Beiträgen zur Optik. Weimar 1791—92, 2 Stücke" heftig opponirt hatte, und der Inhalt steht in naher Verbindung mit X. 164: „Triumph der Schule." Die Tabula befindet sich auch unter den neun „Distichen" der Quartausgabe, wo unmittelbar darauf das Epigramm folgt:

469. [Bloße Wiederholung.]

Neu ist der Einfall doch nicht; man hat ja selber den höchsten
Einzigsten reinsten Begriff Gottes in Theile getheilt.
(G.)

In den tabulis votivis des Musenalmanachs fehlt dieser Doppelvers. Wahrscheinlich wurde derselbe unterdrückt, weil die Beziehung auf das Dogma von der Dreifaltigkeit, welche im vorhergehenden Distichon nur angedeutet ist, hier unverhüllt zur Aussprache kommt.

470. Metaphysiker und Physiker.

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen
ergründen;
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der grausamen Jagd?
Sch.

471. Die Versuche.

Dich zu greifen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit leisem Tritt schreitest du mitten hindurch.
Sch.

Goethe war mißtrauisch gegen naturwissenschaftliche Versuche, weil sie so oft zu Trugschlüssen verlocken. „Ich wage nämlich zu behaupten" — sagt er (Bd. 40, S. 394) — „daß Ein Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja daß nichts gefährlicher sey, als irgend einen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit

dieſer Methode nicht eingeſehen (1793)." — Trotz der Uebereinſtimmung dieſer Zeilen mit Tab. 470—71 tritt uns daraus Schiller's Dichtungsweiſe ſehr lebendig entgegen und die Autorſchaft der beiden Diſtichen kann um ſo weniger zweifelhaft ſeyn, da Schiller ſie unter dem Titel: „die Forſcher," als ein Ganzes in ſeine Votivtafeln aufgenommen hat.

* 472. Die Quellen.

Treffliche Künſte dankt man der Noth und dankt man dem Zufall,
Nur zur Wiſſenſchaft hat keines von beiden geführt.
(Sch.)

Zwar bemerkt Nicolai (Anhang, S. 69) hiezu: „Alſo ward Newton wohl nicht durch den Zufall, daß er einen Apfel vom Baume fallen ſah, zu ſeinem Syſteme von der Schwere geführt?" Aber Viehoff ſagt, anſcheinend ohne jenen Einwurf zu kennen, ſehr richtig: „Nicht der Fall des Apfels, wie die bekannte Anekdote erzählt, ſondern ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft führte Newton zu den bekannten Forſchungen." — Auch Schaefer hält a. a. O. Schiller für den Verfaſſer des Epigramms.

* 473. Empiriker.

Daß ihr den ſicherſten Pfad gewählt, wer möchte das läugnen?
Aber ihr tappet nur blind auf dem gebahnteſten Pfad.
(G.)

* 474. Theoretiker.

Ihr verfahrt nach Geſetzen, auch würdet ihr's ſicherlich treffen,
Wäre der Oberſatz nur, wäre der Unterſatz wahr!
(G.)

* 475. Letzte Zuflucht.

Vornehm ſchaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder,
Aber, ſeyd ihr in Noth, iſt er der delphiſche Gott.
(G.)

* 476. Die Syſteme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er ſo königlich erſt wohnet, den Irrthum heraus.
(G.)

Dieſe Tabula iſt unter den „Diſtichen" in der Quartausgabe von Goethe's Werken, Bd. 1, S. 203 abgedruckt.

477. Die Philoſophien.

Welche wohl bleibt von allen den Philoſophieen? Ich weiß nicht,
Aber die Philoſophie, hoff' ich, ſoll immer beſtehn.
Sch.

Das Epigramm hat in Schiller's Votivtafeln Platz gefunden.

* 478. Die Vielwiſſer.

Aſtronomen ſeyd ihr und kennet viele Geſtirne,
Aber der Horizont decket manch Sternbild euch zu.
(Sch.)

Steht in Verbindung mit X. 180 und Tab. 592 f., weßhalb die dort beigefügten Anmerkungen nachzuleſen ſind.

479. Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt! „Und warum keine?" Aus Religion.
Sch.

Von Schiller wieder aufgenommen. — In der Vorrede zur fünften Auflage von Nicolais Schriften äußert Ludwig Tieck: dieſer Wahlſpruch dürfte wohl überhaupt der Glaube eines jeden freien Mannes ſeyn.

* 480—82. Moraliſche Schwätzer.

Wie ſie mit ihrer reinen Moral uns, die ſchmutzigen, quälen!
Freilich, der groben Natur dürfen ſie gar nichts vertraun!
Bis in die Geiſterwelt müſſen ſie fliehn, dem Thier zu entlaufen,
Menſchlich können ſie ſelbſt auch nicht das Menſchlichſte thun.
Hätten ſie kein Gewiſſen, und ſpräche die Pflicht nicht ſo heilig,
Wahrlich ſie plünderten ſelbſt in der Umarmung die Braut.
(Sch.)

Kant's Moralphiloſophie hielt ſich an den zwei Angelpunkten Vernunft und Sinnlichkeit feſt; durch dieſe wollte ſie alle Erſcheinungen des Menſchenlebens erklären. Aber ſie verirrte ſich auf der einen Seite ins rein Geiſtige und riß das Gebiet ganz von dem animaliſchen los. Die ſchroffen Reſultate, zu denen ſolche Trennung führen mußte, ſind bei X. 388 in der Anmerkung mitgetheilt. Deutlich empfand Schiller, daß hierdurch eine unausgefüllte Kluft entſtand, und er ſtrebte, dieſelbe durch das rein Menſchliche zu überbrücken. Darum ſagt er in der Abhandlung über Anmuth und Würde: „Der Menſch darf nicht nur, ſondern ſoll Luſt und Pflicht in Verbindung bringen; er ſoll ſeiner Vernunft mit Freuden gehorchen.“ So gelangte Schiller zu dem ſchönen, wenn auch philoſophiſch nicht probehaltigen Satz: „Die Tugend iſt nichts anderes als eine Neigung zur Pflicht.“ Und dieſe Grundidee bildet die Säule, um welche ſich der nun folgende Epigrammencyklus wie Blüthenranken empor-zieht.

483—84. Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, und doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, du hassest die Tugend?" — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

Sch.

Diese Distichen finden sich in Schiller's Werken.

* 485—86. Der Strengling und der Frömmling.

Jener fordert durchaus, daß dir das Gute mißfalle,
Dieser will gar, daß du liebst, was dir von Herzen mißfällt.
Muß ich wählen, so sey's in Gottes Namen die Tugend,
Denn ich kann einmal nicht lieben was abgeschmackt ist.

(Sch.)

Die überstrenge Tugendlehre, welche Kant aufgestellt hatte und der widerliche Pietismus eines Lavater, Stolberg, Schlosser ꝛc. Weßhalb ich mich berechtigt glaube, die Epigramme, welche gegen die Frömmler gerichtet sind, vorzugsweise Schillern zuzuschreiben, habe ich oben in der Anmerkung zu Tab. 451 dargethan.

* 487. Theophagen.

Diesen ist alles Genuß. Sie essen Ideen und bringen
In das Himmelreich selbst Messer und Gabel hinauf.

(Sch.)

Viehoff bemerkt: „Der Ausdruck Theophagen (Gottesser) ließe an das Abendmahl-Mysterium denken und das Epigramm an den Schlußvers des vorigen reihen. Allein ein solcher Angriff auf ein besonderes Dogma stände wohl etwas zu isolirt." Vielleicht geht das Distichon auf die platt sinnliche Auffassung der Unsterblichkeit.

* 488. Fratzen.

Fromme, gesunde Natur! wie stellt die Moral dich an Pranger!
Heil'ge Vernunft! wie tief stürzt dich der Schwärmer herab!

(Sch.)

Während Kant's grelle Moralphilosophie die schönsten Regungen des Herzens verdächtigte, wurde die Vernunft von Lavater's Sekte zum Zerrbild gemacht.

* 489—91. Moral der Pflicht und der Liebe.

Jede, wohin sie gehört! Erhabene Seelen nur kleidet
Jene, die andere steht schönen Gemüthern nur an.
Aber Widrigers kenn' ich auch nichts, als wenn sich durch Bande
Zarter geistiger Lieb' Grobes mit Grobem vermählt;
Und verächtlicher nichts, als die Moral der Dämonen
In dem Munde des Volks, dem noch die Menschlichkeit fehlt.

(Sch.)

Dieß Epigramm richtet seinen Stachel gegen die Stimmen der Demokratie, welche von Frankreich herübertönend, in Deutschland bereits einen Widerhall gefunden hatten, der allgemeine Menschenrechte und Menschenliebe verkündigte. Wie sehr Schiller's für die Freiheit geschaffenes Gemüth durch die Pariser Schreckensherrschaft eingeschüchtert war, haben wir schon bei den Xenien gesehen. Vergl. die Anmerk. zu X. 348.

* 492. Der Philosoph und der Schwärmer.

Jener steht auf der Erde, doch schauet das Auge zum Himmel;
Dieser, die Augen im Koth, recket die Beine hinauf.

(G.)

* 493. Das irdiſche Bündel.

Himmelan flögen ſie gern, doch hat auch der Körper ſein Gutes,
Und man packt ihn geſchickt hinter dem Seraph noch auf.
(G.)

* 494. Der wahre Grund.

Was ſie im Himmel wohl ſuchen, das, Freunde, will ich euch ſagen:
Vor der Hand ſuchen ſie nur Schutz vor der hölliſchen Gluth.
(G.)

Die Votivtafeln 492—94 mag wohl Goethe den Frömmlern dargebracht haben.

495. Die Triebfedern.

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eiſernem Stabe;
Freude, führe du mich immer am roſigten Band.
Sch.

Körner nahm dieß Diſtichon nachträglich in Schiller's Werke auf, wo er es aber nicht zu den Votivtafeln ſtellte.

496. An die Myſtiker.

Das iſt eben das wahre Geheimniß, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgiebt, aber von keinem geſehn.
Sch.

Die Tabula findet ſich jetzt in Schiller's Gedichten.

497. Licht und Farbe.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechſelnde, komm' freundlich zum Menſchen herab!
Sch.

Auch dieß liebliche Epigramm nahm Schiller auf und man kann ſich eben ſo wenig entſchließen, jemand anders für deſſen Verfaſſer zu halten, als überhaupt der Gruppe 497—99 einen verſchiedenen Urſprung zuzugeſtehen. Hoffmeiſter deutete dieſelbe (Schiller's Leben, III. 184) in folgender Art: „Das Licht iſt die Wahrheit, und das heitere Reich der Farben, wie man ſchon aus der Klage der Ceres weiß, ein Sinnbild der Schönheit.“ Es könnte aber wohl auch eine poetiſche Mahnung an Goethe's Farbenlehre in dem ſchönen Symbol liegen.

* 498. Wahrheit.

Eine nur iſt ſie für alle, doch ſiehet ſie jeder verſchieden;
Daß es Eines doch bleibt, macht das Verſchiedene wahr.
(Sch.)

Schaefer zählt Tab. 498 und 99 zu den „unzweifelhaft“ Schiller'ſchen.

* 499. Schönheit.

Schönheit iſt ewig nur Eine, doch mannigfach wechſelt das Schöne,
Daß es wechſelt, das macht eben das Eine nur ſchön.
(Sch.)

500. Aufgabe.

Keiner ſey gleich dem Andern, doch gleich ſey Jeder dem Höchſten!
Wie das zu machen? Es ſey Jeder vollendet in ſich.
Sch.

Schiller benutzte den Doppelvers für ſeine Votivtafeln, aber auch Goethe hat ihn in den Herbſt (Nr. 59) eingeſchaltet.

* 501. Bedingung.

Ewig ſtrebſt du umſonſt, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,
Haſt du das Göttliche nicht erſt zu dem Deinen gemacht.
(Sch.)

502. Das eigene Ideal.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen iſt nur, was du fühleſt.
Soll er dein eigen ſeyn, fühle den Gott, den du denkſt.

Sch.

Schiller hat Tab. 502—504 in der Gedichtſammlung wieder abdrucken laſſen.

503—4. Schöne Individualität.

Einig ſollſt du zwar ſeyn, doch Eines nicht mit dem Ganzen.
Durch die Vernunft biſt du eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen iſt deine Vernunft, dein Herz biſt du ſelber.
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

Sch.

* 505. Der Vorzug.

Ueber das Herz zu ſiegen iſt groß, ich verehre den Tapfern,
Aber wer durch ſein Herz ſieget, er gilt mir doch mehr.

(Sch.)

* 506. Der Erzieher.

Bürger erzieht ihr der ſittlichen Welt, wir wollten euch loben,
Stricht ihr ſie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.

(Sch.)

Die Diſtichen 503—506 kämpfen gegen den Kantiſchen Rigorismus und enthalten die Grundzüge der Ideen, welche Schiller in ſeinen Briefen über äſthetiſche Erziehung ſo herrlich entwickelt hat.

507—9. Die Mannigfaltigkeit.

Viele ſind gut und verſtändig, doch zählen für Einen nur Alle,
Denn ſie regiert der Begriff, ach nicht das liebende Herz.
Traurig herrſcht der Begriff, aus tauſendfach ſpielenden Formen
Bringet er dürftig und leer immer nur Eine hervor.
Aber von Leben rauſcht es und Luſt, wo liebend die Schönheit
Herrſchet, das ewige Eins wandelt ſich tauſendfach neu.

Sch.

In Schiller's Votivtafeln.

* 510—11. Das Göttliche.

Wäre ſie unverwelklich, die Schönheit, ihr könnte nichts gleichen,
Nichts, wo die Göttliche blüht, weiß ich der Göttlichen gleich.
Ein Unendliches ahndet, ein Höchſtes ſchafft die Vernunft ſich;
In der ſchönen Geſtalt lebt es dem Herzen, dem Blick.

(Sch.)

Die nun folgenden Epigramme bis 518 hat Charlotte v. Schiller mit G. unterzeichnet. Hoffmeiſter erklärt, es werde ihm ſehr ſchwer, ihr in Bezug auf dieſe pſychologiſch-äſthetiſchen Diſtichen Glauben zu ſchenken, und ich theile vollſtändig ſeine Meinung. Goethe gedenkt der Votivtafeln, als ob ſie faſt ganz Schiller's Werk wären; er rühmt ihn, die großen Verhältniſſe der Natur mit ſo viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargeſtellt zu haben, und Schiller bekennt dem entfernten Freunde: Goethe ſelbſt habe ſehr wenig Antheil daran. Auf ſolche unzweideutige Ausſagen hin dürfen wir wohl dieſe Gedichte, in denen Schiller's innerſtes Leben rauſcht, ihrem wahren Urheber zurückgeben.

* 512. Verſtand.

Bilden wohl kann der Verſtand, doch der todte kann nicht beſeelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.

(Sch.)

* 513. Phantaſie.

Schaffen wohl kann ſie den Stoff, doch die wilde kann nicht geſtalten;
Aus dem Harmoniſchen quillt alles Harmoniſche nur.

(Sch.)

* 514. Dichtungskraft.

Daß dein Leben Geſtalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft ſtets auch die bildende ſeyn.

(Sch.)

515—16. Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verſtand, was da ſchon geweſen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere,
Du nur, Genius, mehrſt in der Natur die Natur.

Sch.

Tab. 515—520 ſind von Schiller aufgenommen.

517—18. Der Nachahmer und der Genius.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verſtändige bilden,
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfſt du, Nachahmer, dich üben;
Selbſt das Gebildete iſt Stoff nur dem denkenden Geiſt.

Sch.

Die Ueberſchrift lautet jetzt in Schiller's Werken nur: „der Nachahmer."

519—20. Genialität.

Wodurch giebt ſich der Genius kund? Wodurch ſich der Schöpfer
Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar iſt der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.
Sch.

Körner ſuchte durch dieß Gedicht, namentlich durch deſſen zweiten Doppelvers, ſein Urtheil über „Wilhelm Meiſter" auszudrücken. Briefw. mit Schiller, III. 388.

* 521. Witz und Verſtand.

Der iſt zu furchtſam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es,
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu ſeyn.
(Sch.)

* 522. Aberwitz und Wahnwitz.

Ueberſpringt ſich der Witz, ſo lachen wir über den Thoren,
Gleitet der Genius aus, iſt er dem Raſenden gleich.
(G.)

* 523. Der Unterſchied.

Lächelnd ſehn wir den Tänzer auf glatter Ebene ſtraucheln,
Aber auf ernſtlichem Seil, wer mag den Schwindelnden ſehn?
(G.)

Die letzten beiden Epigramme ſind gewiß Goethe's Eigenthum; ſie erinnern durch ihren Ausdruck lebhaft an den Cyklus, welcher ſpäter unter dem Titel: „die Eisbahn" (Tab. 602 ff.) abgeſondert wurde.

524. Die ſchwere Verbindung.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieſes verachtet den Zaum.
Sch.

Schiller fügte das Diſtichon ſeinen Votivtafeln bei, und auch Goethe hat es für den Herbſt (Nr. 60) benutzt.

525. Correctheit.

Frei von Tadel zu ſeyn, iſt der niedrigſte Grad und der höchſte,
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.
Sch.

In Schiller's Votivtafeln aufgenommen.

* 526. Lehre an die Kunſtjünger.

Daß du der Fehler ſchlimmſten, die Mittelmäßigkeit, meideſt,
Jüngling, ſo meide doch ja keinen der andern zu früh!
(G.)

* 527. Das Mittelmäßige und das Gute.

Willſt du jenem den Preis verſchaffen, zähle die Fehler,
Willſt du dieſes erhöhn, zähle die Tugenden ab.
(Sch.)

* 528. Das Privilegium.

Blößen giebt nur der Reiche dem Tadel, am Werke der Armuth
Iſt nichts Schlechtes, es iſt Gutes daran nicht zu ſehn.
(G.)

* 529. Die Sicherheit.

Nur das feurige Roß, das muthige, ſtürzt auf der Rennbahn;
Mit bedächtigem Paß ſchreitet der Eſel daher.
(G.)

530. Das Naturgesetz.

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben.
Die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.
Sch.

Das Epigramm knüpft sich an Tab. 525, und Schiller ließ es gleichfalls wieder abdrucken.

531. Vergebliches Geschwätz.

Fortzupflanzen die Welt, sind alle vernünft'gen Discurse
Unvermögend, durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor.
G.

Goethe hat das Distichon in die „vier Jahreszeiten," Herbst 61, aufgenommen.

532—33. Genialische Kraft.

Alle Schöpfung ist Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erschüttert die Welt.
* Pflanzet über die Häuser die leitenden Spitzen und Ketten,
Ueber die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.
G.

Auch von diesem Sinngedicht finden sich die Anfangsverse in Goethe's Jahreszeiten, Herbst 42.

* 534. Delicatesse im Tadel.

Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verschonet?
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt.
(G.)

„Ein Grundsatz," sagt Hoffmeister, „welchen Schiller besonders bei seiner Beurtheilung Bürger's bis zum Uebermaß angewandt hatte." Nun empfangen wir aber durch die Quartausgabe

von Goethe's Werken, Bd. 1. S. 203, eine höchst interessante Variante dieses Distichons, welche also lautet:

Was heißt schonender Tadel? Der deinen Fehler verkleinert?
Zudeckt? Nein, der dich selbst über den Fehler erhebt.

Düntzer macht die Bemerkung: „Wir haben hier ohne Zweifel die älteste Gestalt des Epigramms. Die Aenderung mag von Schiller seyn, aber das Epigramm selbst muß von Goethe seyn, obgleich Charlotte Schiller es mit Sch. bezeichnet." Zwar bin ich ganz mit ihm einverstanden, allein nicht der Abdruck in der Quartausgabe, sondern innere Gründe überzeugen mich, und ich will nur noch auf die sorgfältige Bearbeitung der Distichen hinweisen, wovon uns obige Tabula ein Beispiel gibt.

535. Wahl.

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen, ist schlimm.

Sch.

Schiller, der das Distichon für die Votivtafeln auswählte, gab dieselbe Lehre schon 1791 in seiner Recension über Bürger's Gedichte. Dort heißt es: „Ein Volksdichter für unsere Zeiten hätte also bloß zwischen dem Allerleichtesten und Allerschwersten die Wahl: entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen."

536. Sprache.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.

Sch.

Hier geht Schiller zur Betrachtung der Sprache über und wiederholt einen schönen Gedanken, der früher im Carlos stand, woraus er aber mit der ganzen Scene, zu welcher er gehörte, fortgelassen wurde. Die bezügliche Stelle findet sich mehrfach in Schiller's Briefen, unter andern in einem Schreiben an seine nachherige Gattin Lottchen v. Lengefeld; dort lautet dieselbe:

. . . „Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen ꝛc."

Vergl. Karoline von Wolzogen, Schiller's Leben II. 18. Außerdem: Briefw. mit Körner, I. 55 und mit Humboldt, S. 411.

537. An den Dichter.

Laß die Sprache dir seyn, was der Körper den Liebenden; er nur
Ist's, der die Wesen trennt und der die Wesen vereint.
Sch.

Tab. 536—39 nahm Schiller in seine Gedichtsammlung auf.

538. Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls.
Sch.

Hoffmeister erinnert hierbei, daß Dalberg im Jahre 1796 an Schiller schrieb: Jeder Schriftsteller oder Redner müsse dem Leser, Zuhörer ꝛc. eine gewisse Mitwirkung offen lassen. Der Genuß derselben bestehe namentlich im Bewußtseyn eigener, durch das Kunstwerk geweckter und nun selbst angewandter Kräfte. So gefalle der Dichter und so erkläre er sich Voltaire's Ausspruch: le secret d'ennuyer est celui de tout dire. (Karoline v. Wolzogen, Schiller's Leben, II. 145.) Vergl. X. 317.

539. Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du ſchon Dichter zu ſeyn?

Sch.

Dem Anſchein nach hat Schiller hier die Lanze für Goethe ergriffen. Der letztere ſagte im 29. Epigramm aus Venedig: er habe ſich in Kupferſtich, Oelmalerei und Modelliren verſucht, ohne etwas zu leiſten; nur das Talent „deutſch zu ſchreiben" habe er der Meiſterſchaft nahe gebracht, „und ſo verderb' ich unglücklicher Dichter in dem ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt." Das durfte ein Goethe wohl ausſprechen, der nur allzuoft die hemmende Schranke fühlte, welche die Sprache dem freien, vollen Drange ſeiner Seele entgegenwarf (ſ. Tab. 536); der raſtlos danach rang, die Sprache fortzubilden und neuen Gedanken neue Worte zu ſchaffen. Aber die Kleinmeiſter der Literatur hielten ſich an das Aeußerlichſte jenes Gedichtes und ſchlugen mit plumper Waffe auf den Dichter los; darum brachte Schiller dieſen Dilettanten vielleicht das obige Diſtichon als Antwort dar. Selbſt Klopſtock hatte Goethe mißverſtanden, denn er ließ in's Berliner Archiv der Zeit (November 1796) folgendes Epigramm einrücken:

Die deutſche Sprache an Goethe.

„Goethe, du dauerſt dich, daß du mich ſchreibeſt? Wenn du mich kennteſt,
Wäre dieß dir nicht Gram; Goethe, du dauerſt mich auch."

* 540. Der berufene Richter.

Wer iſt zum Richter beſtellt? Nur der Beſſere? Nein, wem das Gute
Ueber das Beſte noch gilt, der iſt zum Richter beſtellt.

(G.)

Ein Paradoxon, das Goethe im genialen Uebermuth allenfalls hinwerfen, das aber der philosophisch durchgebildete Schiller nimmermehr niederschreiben konnte. Wenn man sich auch „das Gute" hier als in der höchsten Vollendung gedacht vorstellt, so muß es doch natürlich wieder mit dem „Besten" zusammentreffen.

541. Der berufene Leser.

Welchen Leser ich wünsche? den unbefangensten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.
G.

Die Distichen 540—41 sind schon durch ihre Ueberschriften als Seitenstücke bezeichnet und Goethe nahm das letztere in den Herbst Nr. 62 auf.

* 542. An ****.

Du vereinigest jedes Talent, das den Autor vollendet;
O entschließe dich, Freund, nichts als ein Leser zu seyn.
(Sch.)

Ich möchte behaupten, in diesem Epigramm sey Wilhelm v. Humboldt gemeint. Derselbe hatte 1793 seinen Wohnsitz nach Jena verlegt, er gehörte zu den Vertrauten beider Dichter und sie ließen selten etwas drucken, ohne zuvor sein treffendes Urtheil einzuholen. Humboldt besaß die gediegensten Kenntnisse, war besonders im klassischen Alterthum zu Hause und hatte Sprache und Poesie zur Hauptaufgabe seiner Forschungen gemacht. Geist, Geschmack und Scharfsinn erhoben ihn zu einem Kritiker, welcher wahrlich „den Autor vollenden" konnte. Hierauf würde sich der erste Vers des Distichons beziehen. Aber nicht eben so bedeutend war Humboldt's produktive Fähigkeit; deßhalb schrieb Schiller (7. November 1794) an Körner: „Ich fürchte wirklich, er hat zum Schriftstellern kein rechtes Talent und er wird diesen Mangel durch Kunst nicht viel verbessern. Die Qualität des Ideals, das er sich vorsetzt, ist fehlerhaft, darum kann ihm nicht leicht

geholfen werden." Das möchte wohl der Stoff zum zweiten Verſe ſeyn, denn Humboldt hatte die Horen mit Beiträgen beſchenkt, welche Schiller und Goethe nicht billigen konnten. — An den Koadjutor von Dalberg zu denken, iſt weniger Urſache vorhanden. Zwar hatte dieſer Schiller's Redakteurgemüth durch einen „unendlich elenden Aufſatz" in Schrecken geſetzt, doch war demſelben, als er im fünften Stück der Horen erſchien, bereits die Nachricht beigefügt, daß Dalberg's Berufsgeſchäfte ihn verhinderten, ferner Beiträge zu liefern.

* 543. Das Mittel.

Willſt du in Deutſchland wirken als Autor, ſo triff ſie nur tüchtig,
Denn zum Beſchauen des Werks finden ſich Wenige nur.
(G.)

Dieſe Tabula verletzte das Publikum und wurde lebhaft angegriffen. Es iſt charakteriſtiſch, daß gerade Goethe, der doch viel vorſichtiger als Schiller auftrat, durch mehrere Epigramme den Unwillen der Leſewelt erregte (vergl. X. 177 und 242).

* 544. Die Unberufenen.

Tadeln iſt leicht, erſchaffen ſo ſchwer. Ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr, das Treffliche denn auch zu belohnen, ein Herz?
(Sch.)

Hoffmeiſter citirt hierzu eine Parallelſtelle aus dem Briefw. mit Goethe, Thl. 5. S. 57, wo Schiller mehrere Jahre ſpäter ſagt: „Es iſt freilich leichter tadeln, als hervorbringen. Dabei fällt mir mein eigenes Penſum ein, das noch immer ſehr ungeſtaltet daliegt. Wüßten es nur die allezeit fertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es koſtet, ein ordentliches Werk zu erzeugen."

* 545. Die Belohnung.

Was belohnet den Meiſter? Der zart antwortende Nachklang
Und der reine Reflex aus der begegnenden Bruſt.
(Sch.)

* 546. Das gewöhnliche Schickſal.

Haſt du an liebender Bruſt das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechſelbalg nur giebt dir der Leſer zurück.
(Sch.)

Ganz im Sinne der Tab. 545—46 ſchrieb Schiller, als er mit der Vollendung des Wallenſtein beſchäftigt war, an Körner: „Ich muß geſtehen, daß Ihr, Humboldts, Goethe und meine Frau die einzigen Menſchen ſeyd, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte, und die mich dafür belohnen können; denn das Publikum, ſo wie es iſt, nimmt einem alle Freude.“ (Briefwechſel IV. 82 f.)

* 547. Der Weg zum Ruhme.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet, der deutſche muß nieder ſich bücken dazu.
(Sch.)

„Nämlich ſie meinen in Deutſchland wäre niemand, der ihr unermeßliches Genie recht fühlen kann, ſo wie ſie es ſelbſt fühlen, ſogar wenn ſie auch nur ein Diſtichon machen; daher ſie ſich herablaſſen müßten, den Weihrauch ihrer Klienten einzuſchnuppern, die doch auch halbe-Philiſter ſind!“ So urtheilt Nicolai im Anhang zu Schiller's Muſenalmanach S. 83 über dieß Epigramm, doch kein verſtändiger Leſer wird ſeine platte Auffaſſung theilen.

* 548. Bedeutung.

„Was bedeutet dein Werk?“ so fragt ihr die Bildner des Schönen;
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.

(Sch.)

549—51. An die Moralisten.

Lehret! das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte,
Aber die Muse läßt sich nicht gebieten von euch.
* Nicht von dem Architekt erwart' ich melodische Weisen,
Und, Moralist, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach sind die Kräfte des Menschen, o daß sich doch jede
Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum Herrlichsten aus!

G.

Die ersten beiden Zeilen hat Goethe in den Herbst Nr. 40 eingeflochten, und schon Hoffmeister erkennt ihn (Schiller's Leben, III. 194) als Verfasser des Ganzen. Dieser Biograph hält Hermann und Dorothea für das Epos, wovon hier die Rede ist, doch dasselbe war weder vollendet, noch paßt überhaupt der Sinn des Epigramms darauf. Mir scheint alles auf Reineke Fuchs (X. 270) hinzuweisen und in dem „Moralisten“ begegnet uns wohl wieder Herzog Ernst von Gotha. Der Dichter erzählt in seinen Annalen beim Jahre 1794 (Werke, Bd. 27. S. 28), daß er mehrere Exemplare des Scherzgedichtes — mit physikalischen Instrumenten, welche er von dem Fürsten entliehen, zusammen verpackt — nach Gotha gesendet habe, ohne ihrer im Briefe zu erwähnen. Man öffnete die Kiste nicht sogleich und Goethe machte sich tausend Grillen, „bis endlich nur Entschuldigungen, Anklagen, Bedauerniſſe, wiederholt ausgedrückt, mir statt einer heitern Theilnahme unglücklicherweise zu Theil wurden.“ Zwischen diesen Zeilen kann man deutlich genug den eiskalten Empfang der Dichtung lesen, und muthmaßlich war es der dritte Gesang, worin die Scene

zwiſchen Reineke und Frau Gieremund vorkommt, welche des Herzogs Mißfallen erregt hatte. Dadurch erklärt ſich die Gereiztheit Goethe's, wie er ſie hier und in X. 127 ausſprach.

552. An die Muſe.

Nimm dem Prometheus die Fackel, o Muſe, belebe den Menſchen,
Nimm ſie dem Amor, und raſch quäl' und beglücke, wie er.
G.

Auch dieß Diſtichon ließ Goethe a. a. O. Nr. 41 wieder abdrucken.

553. Die Kunſtſchwätzer.

Gutes in Künſten verlangt ihr? Seyd ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch ſelber erzeugt?
Sch.

Hat in Schiller's Votivtafeln eine Stelle erhalten.

* 554—55. Deutſche Kunſt.

Gabe von obenher iſt, was wir Schönes in Künſten beſitzen,
Wahrlich, von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künſtler nicht ſelbſt den Schößling von außen ſich holen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?
(G.)

* 556. Todte Sprachen.

Todte Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar,
Und von beiden nur kommt, was in der unſrigen lebt!
(G.)

557. Deutſcher Genius.

Ringe, Deutſcher, nach römiſcher Kraft, nach griechiſcher Schönheit!
Beides gelang dir, doch nie glückte der galliſche Sprung.

Sch.

Körner nahm das Epigramm unter beſonderem Titel in Schiller's Werke auf.

558. Guter Rath.

Freunde, treibet nur alles mit Ernſt und Liebe; die beiden Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den ach! ſo vieles entſtellt.

G.

Findet ſich in Goethe's Herbſt Nr. 43.

Einzelne Votivtafeln.

Nachdem die ganze Xenienmaſſe aufgelöst war, dann aber theilweiſe wieder zuſammengefügt wurde, berichtet Schiller unter'm 1. Auguſt 1796 an Goethe: „Da nach dem neuen Plane diejenigen politiſchen Xenien von Ihnen, welche bloß Lehren enthalten und gar niemand treffen, von den ſatyriſchen ganz getrennt ſind, ſo habe ich unter jene Ihren Namen geſetzt. Er gehört dazu, weil ſich dieſe Confeſſionen an die Epigramme vom vorigen Jahr und ſelbſt an den Meiſter anſchließen und in Form und Inhalt unverkennbar Ihren Stempel tragen.“ Die hier bezeichneten ſechzehn Diſtichen wurden im Muſenalmanach S. 28—31 abgedruckt, und ſie lauten:

559. Väterlichſter Rath.

Willſt du frei ſeyn, mein Sohn, ſo lerne was Rechtes und halte
Dich genügſam und ſieh niemals nach oben hinauf.

560. Der Biedermann.

Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? der immer,
Welchen Vortheil er hat, ſtets ſich zum Gleichgewicht neigt.

561. Würde des Kleinen.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was iſt? Er mache das Kleine
Recht, der Große begehrt juſt ſo das Große zu thun.

562. Der Würdigste.

Wer ist das würdigste Glied der Regierung? Ein wackerer Bürger,
Und im despotischen Land ist er der Pfeiler des Staats.

563. Der Erste.

Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es immer gesehen,
Der nur ist wirklich Fürst, der es vermochte zu seyn.

564. Ultima ratio.

Fehlt die Einsicht von oben, der gute Wille von unten,
Führt sogleich die Gewalt oder sie endet den Streit.

565. Wer will die Stelle.

Republiken hab' ich gesehn, und das ist die beste,
Die dem regierenden Theil Lasten, nicht Vortheil gewährt.

566. Zum ewigen Frieden.

Bald, kennt jeder den eigenen Vortheil und gönnet dem andern
Seinen Vortheil, so ist ewiger Friede gemacht.

567. Zum ewigen Krieg.

Keiner bescheidet sich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

568. Unterschied.

Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu sagen,
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim.

569. Ursache.

Wenn du laut den Einzelnen schiltst, er wird sich verstocken,
Wie sich die Menge verstockt, wenn du im Ganzen sie lobst.

570. An den Selbſtherrſcher.

Du biſt König und Ritter und kannſt befehlen und ſtreiten,
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.

571. Der Miniſter.

Klug und thätig und feſt, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, er ſey Miniſter und bleib's.

572. Der Hofmann.

Welchen Hofmann ich ehre? den klärſten und feinſten! das andre,
Was er ſonſt noch beſitzt, kommt ihm als Menſchen zu gut.

573. Der Rathsherr.

Ob du der klügſte ſeyſt: daran iſt wenig gelegen;
Aber der biederſte ſey, ſo wie bei Rathe, zu Haus.

574. Der Nachtwächter.

Ob du wachſt, das kümmert uns nicht, wofern du nur ſingeſt;
Singe, wie mehrere thun, ſchlafend wo möglich dein Lied.

Goethe.

Goethe nahm ſpäter die vorſtehenden Diſtichen in ſeine Werke auf, wo ſie unter der Rubrik „Herbſt" Nr. 73—75 und 78—90 zu finden ſind. Dort haben ſie indeß durch Hinweglaſſung der Ueberſchriften von ihrer charakteriſtiſchen Bedeutung verloren, und es wird deßhalb um ſo nothwendiger ſeyn, ein paar erläuternde Worte hinzuzufügen. Die Epigramme ſind vorzugsweiſe gegen Immanuel Kant gerichtet. Einige Aufſätze des letzteren hatten über ſeine politiſche Denkungsart Zweifel erregt; da trat er plötzlich mit einer Klarheit und Beſtimmtheit hervor, welche raſch alle Anfeindungen verſtummen machte. Dieß geſchah durch ſeine

Schrift: „Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. Königsberg 1795.“ Hierin stellte sich Kant auf den hohen Standpunkt reiner Humanität und zeigte den Völkern, wie sie dahin gelangen könnten, daß ein ewiger Friede ihre Länder umschlänge. Als hauptsächlichste Bedingung zu demselben fordert er: „die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch seyn,“ und dieser Satz wird dann weiter ausgeführt: „die Art der Regierung ist allemal — wie auch die Form der Beherrschung beschaffen sey — entweder republikanisch oder despotisch. Der Republikanismus ist das Staatsprincip der Absonderung der ausübenden Gewalt von der gesetzgebenden; der Despotismus das der eigenmächtigen Vollziehung von Gesetzen, die der Regent selbst gegeben hat. Demokratie kann nicht nur eben so gut Despotismus seyn, als Monarchie, sondern die eigentliche Demokratie ist nothwendig Despotie. Der wesentliche Charakter der Republik ist die Repräsentation des Volks in seiner gesetzgebenden Qualität; alle Regierungsform, die nicht repräsentativ ist, ist eigentlich eine Unform ꝛc.“ Die Schrift: „Zum ewigen Frieden“ wurde bald nach ihrem Erscheinen in's Französische übersetzt und fand auch dort große Bewunderung. Dieselbe war ursprünglich für Schiller's Horen bestimmt, doch Humboldt meinte, sie würde sich nur insofern zur Aufnahme geeignet haben, als es eine Arbeit von Kant gewesen. Jener gesteht in seinem Brief an Schiller zwar, daß sie stellenweis sehr genialisch und mit vieler Phantasie und Wärme geschrieben sey, allein er setzt hinzu: „Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus ist nun meinem Geschmack nicht recht gemäß, so wenig als gewiß auch dem Ihrigen.“ (Briefw. S. 272.)

*

Hieran schließt sich nun eine Reihe politischer Xenien von Schiller, die im Almanach gleichfalls auf einander folgten. Für die Lostrennung der einzelnen Distichen gab Schiller, neben andern Gründen, auch diesen an, „daß sie jetzt, wo sie unter eigenen Titeln im Register laufen, dem Almanach einen weit größeren Anschein von Reichthum geben.“ (Briefw. mit Körner, III. 352.)

575—76. Politiſche Lehre.

Alles ſey recht, was du thuſt, doch dabei laſſ' es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles was recht iſt, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sey, der falſche will ſtets, daß das Vollkommene ſey.

Von Schiller in die Votivtafeln aufgenommen.

577. Die beſte Staatsverfaſſung.

Dieſe nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert,
Gut zu denken, doch nie, daß er ſo denke, bedarf.

Hoffmeiſter tadelt dieß Epigramm; er ſagt: „Iſt unter dem gut denken die anhängliche Geſinnung oder die Intelligenz der Staatsbürger zu verſtehen? Weder der einen noch der andern wird eine Staatsform entbehren können, ſonſt iſt auch die beſte unwirkſam und ephemer.“

578. An die Geſetzgeber.

Setzet immer voraus, daß der Menſch im Ganzen das Rechte
Will, im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Tab. 577 und 578 hat Körner der Geſammtausgabe hinzugefügt.

* 579. Würde des Menſchen.

Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu eſſen gebt ihm, zu wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, giebt ſich die Würde von ſelbſt.

In dieſen Zeilen wollte Schiller gewiß nur die exaltirten Politiker angreifen, welche phantaſtiſche Staatsformen aufbauen, ohne ſich um das materielle Wohl des Volkes zu kümmern. Aber der Gedanke war ſehr zweideutig ausgedrückt; Schiller empfand

dieß ſpäterhin wohl ſelbſt, und ließ daher das Diſtichon aus ſeinen Gedichten zurück.

580—81. Majestas populi.

Majeſtät der Menſchennatur! dich ſoll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle ſind blinde
Nummern; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

In den Votivtafeln. — Hierzu bemerkt Hoffmeiſter: „Früher hatte Schiller ganz ohne Ironie von der Majeſtät des Volkes geſprochen, ſo noch in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges: „Jetzt, da die Nation ihre Majeſtät zurückgenommen hatte ꝛc.“

582. Das Ehrwürdige.

Ehret ihr immer das Ganze, ich kann nur Einzelne achten,
Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.
Schiller.

Tab. 582 wurde durch Körner eingeſchaltet. — Die Diſtichen von 575 bis 582 ſind politiſche Pfropfreiſer, welche Schiller auf ſeine Briefe über äſthetiſche Erziehung zu pflanzen verſuchte, aber die rauhen Fichtenzweige wollten nicht gedeihen auf dem milden Roſenſtamm (vergl. Tab. 435—37). Wir finden hier, zugleich mit einer Unklarheit des Ausdrucks, eine Schroffheit der Ideen, die wir bei unſerm Dichter niemals gewohnt waren, und die uns darum unnatürlich erſcheinen. Uebrigens ließ Schiller nachmals den Leo Sapieha im Demetrius ganz in demſelben Sinne ſagen:

„Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn;
„Verſtand iſt ſtets bei Wen'gen nur geweſen. —
„Man ſoll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
„Der Staat muß untergehn, früh oder ſpät,
„Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet.“

*

583—84. Das Heilige und Heiligſte.

Was iſt heilig? Das iſt's, was viele Seelen zuſammen
Bindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz.
Was iſt das Heiligſte? Das, was heut und ewig die Geiſter,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.
Goethe.

Goethe nahm dieſe ſchönen Diſtichen in die „vier Jahreszeiten," Herbſt 76 und 77, auf.

*

585. Jetzige Generation.

War es ſtets ſo wie jetzt? Ich kann das Geſchlecht nicht begreifen,
Nur das Alter iſt jung, ach! und die Jugend iſt alt.

In Schiller's Votivtafeln. — „Die Kultur ſelbſt war es, die uns dieſe Wunde ſchlug," heißt es im ſechsten Brief über äſthetiſche Erziehung.

586. Falſcher Studirtrieb.

O wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeſchlecht, das zu dem Lichte ſich drängt.
Schiller.

Das Epigramm ſteht jetzt in Schiller's Gedichten, wo es aber erſt von Körner nachgetragen wurde. Es geht auf die unfähigen Köpfe, welche ſich, durch Jakob in Halle und Andere angelockt, dem neuen Lichte der Kantiſchen Philoſophie entgegenſtürzten, und die nun glaubten, in aller Eile Philoſophen geworden zu ſeyn.

*

* 587. Jugend.

Einer Charis erfreuet ſich Jeder im Leben, doch flüchtig,
Hält ihn die himmliſche nicht, eilet die irdiſche fort.

Viehoff erläutert: die „eine Charis" ſey die eigentliche phyſiſche Jugend, welche den Namen einer Charitin verdient, weil ſie dem Menſchen für alles Gute und Edle mehr Empfänglichkeit verleiht. Aber dieſe Jugend iſt flüchtig, und wer die himmliſche ſey, wodurch jene gefeſſelt wird, das hat der Dichter bereits in Tab. 510—11 verkündet. — Dieß Diſtichon fehlt in allen Ausgaben von Schiller's Gedichten.

588. Quelle der Verjüngung.

Glaubt mir, es iſt kein Mährchen: die Quelle der Jugend, ſie rinnet
Wirklich und immer; ihr fragt wo? In der dichtenden Kunſt.

Schiller.

Körner nahm das Epigramm in die Geſammtausgabe auf.

*

589. Der Aufpaſſer.

Strenge wie mein Gewiſſen bemerkſt du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich ſtets wie — mein Gewiſſen geliebt.

Schiller.

Später durch Schiller den „Votivtafeln" einverleibt.

*

590. Der Freund.

Dieſer iſt mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, ſag' ich ihm dießmal: Leb wohl!

Goethe.

Vier Jahreszeiten, Herbst 63. — „Der ist mein Freund," erklärt Goethe hier, „der mich zu rastlosem Fortschreiten anregt; wenn er mich aber zur unthätigen Ruhe verleiten will, dann müssen sich unsere Wege trennen." Uebereinstimmend äußerte er gegen Eckermann: „Jacobi's Verhältniß zu mir war eigener Art. Er hatte mich persönlich lieb, ohne an meinen Bestrebungen Theil zu nehmen, oder sie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundschaft, um uns an einander zu halten. Dagegen war mein Verhältniß mit Schiller so einzig, weil wir das herrlichste Bindungsmittel in unsern gemeinsamen Bestrebungen fanden und es für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft weiter bedurfte." (Gespräche. I, 343.)

*

591. Der Naturkreis.

Alles, du ruhige, schließt sich in deinem Reiche; so kehret
Auch zum Kinde der Greis, kindisch und kindlich, zurück.
Schiller.

Nachträglich durch Körner aufgenommen.

*

592—93. An die Astronomen.

Prahlt doch nicht immer so mit euren Nebelgestirnen;
Ist der Schöpfer nur groß, weil er zu zählen euch giebt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.
Schiller.

Schiller hat dieß Epigramm seinen Votivtafeln beigefügt. Es möchte wohl auch auf den Herzog von Gotha zu deuten seyn, wenigstens erinnert es lebhaft an X. 180. — Vergl. Tab. 478.

*

594. Innerer Werth und äußere Erſcheinung.

„Gott nur ſiehet das Herz.“ — Drum eben, weil Gott nur das Herz ſieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas erträgliches ſehn.

595. Freund und Feind

Theuer iſt mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen,
Zeigt mir der Freund was ich kann, lehrt mich der Feind was ich ſoll.

Schiller.

Die Diſtichen 594 und 595 ließ Schiller in ſeinen Gedichten unter den Votivtafeln abdrucken, doch heißt die Ueberſchrift des erſteren dort: „Inneres und Aeußeres.“

*

596. Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean ſchifft mit tauſend Maſten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

Schiller.

*

597. Das gemeinſame Schickſal.

Siehe, wir haſſen, wir ſtreiten, es trennet uns Neigung und Meinung,
Aber es bleichet indeß dir ſich die Locke wie mir.

Schiller.

*

598. Menſchliches Wirken.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engeſten Kreis höret der Weiſeſte auf.

Schiller.

*

599. Der Vater.

Wirke so viel du willst, du stehest doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.
Schiller.

Alle Leistungen, mögen sie künstlerisch oder moralisch seyn, entbinden den Menschen nicht vom Gefühl der Einsamkeit, welches erst schwindet, wenn er sich als Vater in seinen Kindern fortblühen sieht.

*

600. Liebe und Begierde.

Recht gesagt, Schlosser! Man liebt was man hat, man begehrt was man nicht hat,
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.

Dieß Epigramm bezieht sich auf einen Ausspruch Johann Georg Schlosser's, geb. 1739, gest. 1799 als Syndikus zu Frankfurt am Main. Derselbe war Goethe's Jugendfreund und heirathete dessen Schwester; er machte sich auch als Schriftsteller bekannt, doch schadete ihm der leidenschaftliche Eifer, mit dem er gegen Kant's Philosophie zu Felde zog. Schiller versicherte in seinem Brief an Goethe, vom 31. Juli 1796: Schlosser solle in den Xenien nie genauer bezeichnet werden, als eine allgemeine Satyre auf die Frommen erfordere. Als er später über Herder schrieb, es müsse indigniren, daß eine so große, außerordentliche Kraft für die gute Sache ganz verloren gehe, fügte er hinzu: „Schlosser giebt mir zuweilen auch eine ähnliche Empfindung.“ (Briefw. mit Körner, IV. 29.)

601. Güte und Größe.

Nur zwei Tugenden giebt's, o wären sie immer vereinigt!
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!
Schiller.

Da Schiller die Distichen 596 — 601 von seinen Gedichten ausgeschlossen hatte, so fand Körner sich mit Recht veranlaßt,

ſie in der Geſammtausgabe nachzuliefern. Der letztere fällte in ſeinem Schreiben vom 11. Oktober 1796 über diejenigen Epigramme, welche hier als „Einzelne Votivtafeln“ bezeichnet ſind, folgendes prägnante Urtheil: „Der didaktiſche Theil der Xenien erinnert an die Gnomen der Alten. Einzeln haben ſie ihren Werth für den Verſtand, und es iſt gewiß verdienſtlich, die Reſultate des ernſten Nachdenkens klar und beſtimmt in einer ſolchen Form darzulegen. Aber zum Gedicht werden ſie, däucht mich, nur durch ihre Verknüpfung. Aus einer Reihe ſolcher Denkſprüche geht ein Charakter hervor, und durch den Gedanken erſcheint uns der Denker.“

*

602—617. Die Eisbahn.

602.

Waſſer iſt Körper und Boden die Welle. Das neuſte Theater
Thut, in der Sonne Glanz, zwiſchen den Ufern ſich auf.

603.

Wahrlich es ſcheint nur ein Traum! bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernſt, über die Fläche dahin.

604.

Eingefroren ſahen wir ſo Jahrhunderte ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlich nur tief unten im Grund.

605.

Nur die Fläche beſtimmt die kreiſenden Bahnen des Lebens,
Iſt ſie glatt, ſo vergißt jeder die nahe Gefahr.

606.

Alle ſtreben und eilen, und ſuchen und fliehen einander,
Aber alle beſchränkt freundlich die glättere Bahn.

607.

Alles gleitet unter einander, die Schüler und Meiſter,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte ſich hält.

608.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte dieſen zurück, förderte jenen zum Ziel.

609.

Euch Präconen des Pfuſchers, Verkleinrer des Meiſters, euch wünſcht' ich,
Blaß und im Ohnmachtsgefühl ſtumm hier am Ufer zu ſehn.

610.

Lehrling, du ſchwankeſt und zauderſt, und ſcheueſt die glättere Fläche!
Nur gelaſſen! du wirſt einſt noch die Freude der Bahn.

611.

Willſt du ſchon zierlich erſcheinen? und biſt nicht ſicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

612.

Fallen iſt der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler
Wie der Meiſter, doch ſtürzt dieſer gefährlicher hin.

613.

Fällt auf dem Eise der rüstigste Läufer, so lacht man am Ufer,
Wie man bei Bier und Tabak sich über Feldherr'n erhebt.

614.

Gleite fröhlich dahin, gieb Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meisters dich, und so genieße des Tags.

615.

Siehe, schon nahet der Frühling, das strömende Wasser verzehret
Unten, der sanftere Blick, oben, der Sonne, das Eis.

616.

Dieses Geschlecht ist hinweg, zerstreut die bunte Gesellschaft;
Schiffern und Fischern gehört wieder die wallende Fluth.

617.

Schwimme nur hin, du mächtige Scholle! und kommst du als Scholle
Nicht hinunter, du kommst doch wohl als Tropfen ins Meer.

Goethe.

Von diesen Epigrammen, welche gegenwärtig in Goethe's vier Jahreszeiten den Winter bilden, wissen wir mit Bestimmtheit, daß sie ursprünglich den ernsten und würdigen Xenien angehörten. Als aber die große Fülle derselben sich nicht zu einer wahrhaften Einheit gestalten wollte, als Schiller sie aus einander trennte, da rückte er „die zur Eisbahn gehörigen Xenien" in ein Gedicht zusammen. Nur zwei Distichen: „Mittelalter" und „Individualität," ließ er fort, und überhaupt wurden die einzelnen Ueberschriften gestrichen. Goethe schrieb hierauf am 13.

Auguſt 1796: „Könnten Sie nicht, da Sie doch einige Blätter umdrucken laſſen, auch gleich die Eisbahn mitnehmen? Wie ſie jetzt ſteht, verſpricht ſie ein Ganzes zu ſeyn, das ſie nicht leiſtet, und die zwei einzelnen Diſtichen am Ende machen den Begriff davon noch ſchwankender. Ich ſchicke Ihnen hierbei, wie ich wünſchte, daß ſie abgedruckt würden. Die Diſtichen würden durch einen kleinen Strich getrennt, und da ich noch einige hinzugethan habe, ſo machten ſie eine Art von Folge, und leiteten die künftigen ein, die auf eben dieſe Weiſe ſtehen werden.“ Schiller traf ſogleich Anſtalt, dem Verlangen des Freundes zu genügen, doch ſind im Almanach die Doppelverſe nicht durch Striche, ſondern nur durch Zwiſchenräume getrennt. Mit den „künftigen,“ welche ſie einleiten ſollten, meinte Goethe ohne Zweifel dieſelben, welche uns nun zunächſt begegnen werden. Beim Erſcheinen des Almanachs wurde Wilhelm von Humboldt durch die Eisbahn, die er noch nicht kannte, vorzüglich erfreut (Briefw. zwiſchen Schiller und Goethe, II. 231), und Körner berichtete darüber am 11. Oktober: „Hier iſt wieder die Charakterdarſtellung in der Wahl der Bilder, die ich ſo ſehr liebe; und eine ſolche Verknüpfung von mannigfaltigen Bildern iſt es eben, die uns ein Bild des Dichters giebt, wo Reichthum und Lebensfülle ſich mit Harmonie vereinigt. Denn der Dichter iſt es, däucht mich, der in der lyriſchen Poeſie erſcheinen ſoll; aber freilich nur ſeine idealiſirte Natur.“

Xenien für weibliche Gäste.

Im Musenalmanach finden wir einen Epigrammen-Cyklus, „Vielen“ betitelt. Derselbe gehörte zu den „gefälligen Xenien,“ welche in Gruppen abgesondert wurden, und steht jetzt als Frühling in Goethe's Jahreszeiten. Die Distichen bezogen sich auf junge Mädchen oder Frauen, welche damals die Musenstadt Weimar schmückten, und deren Namen theils durch Anfangsbuchstaben in der Ueberschrift bezeichnet, theils hinter Blumenmasken versteckt waren. Es scheinen diese selamartigen Sinngedichte im Blüthenmonat 1796 entstanden zu seyn, denn am 10. Juni schickte Goethe neue Xenien, von denen Schiller rühmte: so überwiegend auch der Haß daran Theil habe, so lieblich sey das Contingent der Liebe dazu ausgefallen. Dann schreibt der letztere am 18. Juni nach Weimar: „Gar zu gern hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn jeder von uns noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig endigen.“

Die Blumendistichen sind im Almanach, gleich den Votivtafeln, „G. und S.“ unterzeichnet, so daß wir, besonders wenn wir Schiller's obige Worte in Betracht ziehen, wohl sicher annehmen können, auch er sey hier betheiligt. Seine Gattin hat diese Gruppe durchgängig mit Chiffren versehen, und sie legitimirt ihn als den Verfasser von sechs Distichen. Dießmal muß ihre Autorität unangefochten bleiben, denn die Epigramme auf bekannte Damen erregten gewiß ihr vollstes Interesse, und man

zeigte ihr dieselben, sobald sie entstanden waren. Hätte Charlotte aber ein Alter von hundert Jahren erreicht, sie würde keinen Umstand vergessen haben, der sich daran knüpfte, oder sie müßte keine Frau gewesen seyn. Deßhalb dürfen wir sie hierbei für eine untrügliche Chorizontin gelten lassen, und Hoffmeister bemerkt zu ihrer Sonderung sehr richtig, daß fast in allen Epigrammen, welche Goethe den Mädchen oder Frauen widmet, ein besonders zarter und lieblicher Ausdruck herrscht, während Schiller auch hier mehr den strengrichtenden Xenienſinn geltend macht.

Es würde eine anmuthige Zugabe seyn, wenn uns jemand die sichere Deutung dieser abendländischen Blumensprache überliefert hätte. Schon Wieland sagte in seinem Gespräch über den Almanach: „Manche Sinngedichte sind wahre Räthsel für mich, und ich bin leider kein Oedipus. Unter diese Rubrik gehören wohl auch für die meisten Leser die Distichen, „Vielen“ gewidmet, worin, wie es scheint, individuelle, meistens mit Anfangsbuchstaben bezeichnete Damen unter dem Bilde von Blumen charakterisirt, oder komplimentirt, oder satyrisirt werden. Da die meisten dieser kleinen Minaturbildchen nur für den, der das Gesicht kennt, Interesse haben, so ist die Zierlichkeit und Zartheit des Pinsels alles, was uns übrigen daran behagen kann.“

Ich darf wohl sagen, daß ich mich redlich bemüht habe, den Sinn des lieblichen Selams zu ergründen. Zuvörderst wendete ich mich an Frau Ottilie von Goethe, des Dichters geistvolle Schwiegertochter. Sie bedauerte, keine Auskunft geben zu können, und schrieb dabei die bedeutenden Worte: „Uebrigens hat Ihr Brief mir wieder eine Empfindung von Reue, was ich alles versäumt habe zu fragen und zu lernen, wach gerufen. Ich war viel zu sorglos, und lebte nur dem Moment, und was der mir im Zusammenleben mit dem Vater Reiches brachte. Mein Gefühl habe ich nicht anzuklagen, denn es erfaßte das Glück, ihm nahe zu stehen, immer ganz; mein Kopf aber vergaß oft das Einsammeln.“

Dr. Eckermann erklärte gleichfalls: es sey ihm nicht möglich, den geringsten Beitrag zur Lösung der Räthsel darzubringen,

denn — „das liegt alles gar zu weit zurück.“ Sogar die Epigoninnen des Weimarischen Musenhofs, an deren Gedächtnißthür ich bescheidentlich anpochte, wollten im Anfang nichts von der Sache wissen; eine hochverehrte Frau, welche einst zu den Zierden des Goethe'schen Cirkels gehörte, und jetzt acht und siebzig Jahre zählt, schrieb mir: „Als der Schiller'sche Almanach erschien, herrschte in den geselligen Kreisen Weimars eine so große Aufregung, daß man die Blumendistichen wenig beachtete und sie bald gänzlich vergaß. Hierzu möchte wohl der Umstand beigetragen haben, daß niemand sehr neugierig war zu erfahren, wer unter dem Schleier verborgen sey, den der Dichter über die „Vielen“ geworfen hatte. Die Erklärung des Warum? werden Sie mir gewiß erlassen; ich will daher nur noch hinzufügen, was einigermaßen dazu dienen kann, Sie über die Unkenntniß der Namen jener Damen zu beruhigen. Die meisten derselben leben wahrscheinlich nicht mehr, und würden wohl schwerlich sehr erfreut darüber seyn, ohne Hülle vor dem Publikum zu erscheinen. Jedenfalls ist die Gesellschaft viel zu gemischt, als daß die noch Existirenden wünschen könnten, in Gemeinschaft mit den übrigen öffentlich genannt zu werden.“

Aus diesen Zeilen ging mir deutlich hervor, daß man die Beziehungen der Epigramme doch zum Theil gekannt habe, und daß sie wohl auch der Verfasserin des Briefes noch erinnerlich seyn müßten. Es gelang mir, derselben Interesse für die Angelegenheit einzuflößen, und sie eröffnete mir, mit unmittelbarer Lebendigkeit, was sie irgend davon wußte. Auch auf anderem Wege ließen sich einzelne Deutungen wieder herstellen, so daß ich nun wenigstens im Stande bin, diejenigen Distichen aufzuklären, deren Sinn damals enthüllt war. Eine unumstößliche Evidenz, wie bei den literarischen Xenien, wo dem Commentar so viele Anknüpfungen zu Hülfe kommen, darf man hier freilich nicht erwarten. Man kann immer nur sagen: so und so hat man dieß oder jenes Distichon 1796 in Weimar ausgelegt — eine Erläuterungsart, mit der wir uns, in Ermangelung urkundlicher Quellen, schon begnügen müssen.

Vielen.

618.

Auf, ihr Diſtichen, friſch! Ihr muntern lebendigen Knaben!
Reich iſt Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!

Sch.

Hoffmeiſter bemerkt, dieſer muntere, raſche Anfang habe viel Aehnlichkeit mit den erſten Xenien, die ebenfalls von Schiller ſind.

619. Mannigfaltigkeit.

Reich iſt an Blumen die Flur, doch einige ſind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur ſchön; wähle dir, Leſer, nun ſelbſt.

Sch.

620. L. S.

Roſenknoſpe, du biſt dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die herrlichſte ſich, als die beſcheidenſte zeigt.

G.

Man rieth hierbei auf die Gräfin Lina von Beuſt. Goethe hatte dieſelbe ſchon früher kennen gelernt, wo ſie noch in reizender Entfaltung ſtand. Als ſie 1797 zum dauernden Aufenthalt nach Weimar kam, waren die Eigenſchaften, welche das Epigramm rühmt, und mit ihnen die Roſenfriſche, bereits erblichen. Aber die welkende Centifolie wußte auch dann noch manchen Papillon anzulocken; ſie wurde ſcherzweiſe „Frifri“ genannt, und nur eine Weimariſche Toleranz konnte ihr allzufreies Benehmen entſchuldigen. Goethe begünſtigte ſie, ſonſt hätte er ſie gewiß nicht als Repräſentantin der „Kunſt“ in dem Feſtſpiel auftreten laſſen, welches er 1798 zum Geburtstag der Herzogin Louiſe veranſtaltete (vergl. Briefw. zwiſchen Schiller und Goethe, IV. 54, und Goethe's Werke, VI. 198). Später fing ein alter, wunderlicher Herr v. Schardt ſich in den Netzen der muntern

und geistreichen Dame; er fand Erhörung, und deckte alles Vergangene mit dem Mantel der Ehe zu.

621. C. G.

Viele Veilchen binde zusammen! Das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume; du bist, häusliches Mädchen, gemeint.
G.

Der Sinn des Distichons ist: die stilleren Tugenden der Häuslichkeit fallen nicht prunkend ins Auge; man muß sie einzeln finden, wie Veilchen, und erst wenn man sie vereint überschaut, erkennt man ihren ganzen Werth. Goethe zog die Veilchen fast allen andern Blüthen vor, darum empfing er zum Jubelfeste vielfache „Stickereien von Gewinden seiner Lieblingsblumen, der Veilchen und Mohne" (s. Goethe's goldener Jubeltag, S. 24). Auf diese Anzeichen gestützt, lese ich die Chiffren der Ueberschrift: Christiane Goethe, welche damals eigentlich noch Christiane Vulpius hieß, und erst später des Dichters Gattin wurde. Sie war die Tochter eines Kanzlei-Archivars, dessen Vermögen ihm nicht gestattete, ihr eine besondere Ausbildung geben zu lassen. Als junges Mädchen hatte sie ein reizend naives Gesicht mit langen Locken, frischen Lippen und außerordentlich schönen Augen; ihr Wuchs war klein, aber ebenmäßig, und von blühenden Formen. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien (1788) ging Goethe eines Tages im Park spazieren, da trat sie zu ihm heran, um eine Bittschrift für ihren Vater zu überreichen. Er lernte sie näher kennen und faßte eine innige Neigung zu ihr. Wie Riemer berichtet, nahm er sie nicht sogleich zu sich ins Haus, sondern sie besuchte ihn nur, und leistete ihm bei seinen botanischen und chromatischen Arbeiten anmuthige Gesellschaft. Auch hatte sie anfangs nichts mit seiner Wirthschaft zu thun, deren sie sich erst in der Folge aus eignem Antrieb und Liebe zu ihm musterhaft annahm. Die Elegie: „Metamorphose der Pflanzen," schildert das Verhältniß beider zu einander, ihn als belehrenden

Freund, ſie als lernbegierige Geliebte, die ſich bereits für immer angehören. Goethe ſagt (Bd. 36. S. 101 f.): „Höchſt willkommen war dieſes Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen; und auch ich fühlte mich glücklich, als das lebendige Gleichniß unſere ſchöne vollkommene Neigung ſteigerte und vollendete.“ Chriſtiane gebar dem Dichter mehrere Kinder, welche bis auf den einzigen Sohn Auguſt (geb. 25. December 1789) früh dahinſtarben. In Goethe's Brief an Schiller, vom 13. Juli 1796, heißt es: daß er an dieſem Tage eine Epoche erlebe, indem ſein Eheſtand acht Jahre alt ſey (Riemer: Briefe von und an Goethe, S. 138). Als er 1797 nach der Schweiz reiste, nahm er Chriſtiane und den Sohn bis Frankfurt zu ſeiner Mutter mit; Frau Aya empfing ſie voll Herzlichkeit und rühmte ihr Weſen ſehr. Aber erſt am 17. Oktober 1806, drei Tage nach der Schlacht bei Jena, führte er ſie zum Traualtar. Chriſtiane hatte ihm während der ſtürmiſchen Ereigniſſe treulich zur Seite geſtanden, und das Gefühl der Dankbarkeit reifte im Herzen des Dichters wohl den längſt gefaßten Entſchluß. Seine Vermählung machte damals großes Aufſehen in Weimar; man hatte dort eine ſo eigene ſittliche Anſchauungsweiſe, daß man glaubte, dieſen Schritt vertheidigen zu müſſen, und Johanna Schopenhauer ſagte: „Goethe habe doch keine Frau finden können, welche würdig geweſen wäre, daß er ihr ſeine Hand reichte“ (Aus Goethe's Leben. Von W. C. 1849. S. 63). Uebrigens blieb Chriſtiane auch nach der Trauung ganz in den gewohnten Verhältniſſen; beſcheiden und dankbar, genügte es ihr, die Gattin des verehrten Mannes zu ſeyn, den ſie immer nur „der Geheime Rath“ nannte. Bei ihrem Tode, am 6. Juni 1816, weihte Goethe ihr die Verſe, welche in ſeinen Werken, Bd. 6. S. 137, abgedruckt ſind:

Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtren Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt ihren Verluſt zu beweinen.

Während Riemer Christianens Aeußeres mit übertriebenen Glanzfarben malt, sagt Böttiger: sie sey eine kleine, unansehnliche Person gewesen, die mit dem wohlgewachsenen, männlich schönen Goethe nicht wenig kontrastirt habe (Literarische Zustände, I. 48). Ihr Bild ist oben, nach guten Quellen, ohne Liebe und ohne Haß, entworfen worden; lange blieb ihr eine jugendliche Frische bewahrt, sie tanzte gern, war eine rüstige Schlittschuhläuferin, und kutschirte im Schlitten selbst. Später wurde sie allzu stark, und man verglich sie dann nicht mehr einem Veilchenstrauß, sondern einer „Päonie," die im weiblichen Kranze auf den Bällen glänzte. (Das Büchlein von Goethe, S. 32.)

622. L. B.

Eine kannt' ich, sie war wie die Lilie schlank, und ihr Stolz war
Unschuld; herrlicher hat Salomo keine gesehn.

G.

Ein freundlicher Berichterstatter spricht die Vermuthung aus, daß uns hier Lenchen De-Ahna aus Meiningen begegne. Dieselbe besaß einen zierlich feinen Bau, lichtblaue Augen und ein sehr bescheidenes, sittsames Wesen. Im Jahre 1800 heirathete sie den Bibliothekar Vulpius, und gehörte dann zu den Mitgliedern jenes Kreises, welcher sich allabendlich bei Goethe versammelte. Von der ungetheilten Achtung ihrer Mitbürger geehrt, floß ihr Daseyn ruhig vorüber, und die edle Frau lebt noch gegenwürtig in Weimar. Aber ich kann mich mit dieser Auslegung, welche gewiß eine nachträgliche ist, nicht einverstanden erklären. Die bezeichnete Dame war zu klein, um unter dem Bilde einer Lilie aufgeführt zu werden, und sie kam auch erst 1801 nach Weimar, so daß es überhaupt zweifelhaft wird, ob Goethe sie 1796 schon gesehen hatte. Außerdem scheinen die Worte „Eine kannt' ich" genügend zu beweisen, daß den Dichter eine Erinnerung aus früherer Zeit umschwebte. Man fand in der Ueberschrift den Namen: Louise von Darmstadt, welchen

Weimars Herzogin (geb. 30. Januar 1757, geſt. 14. Februar 1830) vor ihrer Vermählung führte, und das Diſtichon würde alſo deren Bild wiederſpiegeln, wie es einſt, in reiner mädchenhafter Schönheit, dem jungen Goethe erſchienen war. Er kannte die Prinzeſſin nur von Anſehen (Goethe's Werke, Bd. 22. S. 404), bis er ſie 1774, als Carl Auguſts Braut, in Carlsruhe traf. Dort hatte er die gemüthlichſten Unterredungen mit dem Fürſtenpaar, woran ſich beim Abſchied die Einladung knüpfte, recht bald nach Weimar zu kommen. Louiſe zeichnete ſich durch einen hohen, edelſchlanken Wuchs vorzüglich aus, und noch in ſpätern Jahren werden wir durch Frau v. Staël (Oeuv. vol. X. p. 136) an den beſcheidenen Stolz der Lilie erinnert, indem ſie die Herzogin folgendermaßen ſchildert: „La duchesse Louise de Saxe-Weimar est le véritable modèle d'une femme destinée par la nature au rang le plus illustre. Sans prétention comme sans faiblesse, elle inspire au même dégré la confiance et le respect; et l'héroisme du temps chevaleresque est entré dans son âme, sans lui rien ôter de la douceur de son sexe.“ (Vergl. X. 635.)

623. H. W.

Schön erhebt ſich der Aglei und ſenkt das Köpfchen herunter;
Iſt es Gefühl? oder iſt's Muthwill? Wir wiſſen es nicht.

G.

Aglei (Aquilegia), auch Glockenblume genannt. — Hier haben wir ein vollſtändig gelöstes Räthſel, denn alle Weimaraner ſtimmten überein, daß Henriette von Wolfskeel, Hoffräulein der Herzogin Amalia, deutlich bezeichnet ſey. Das gewählte Blumenbild paßte ganz vortrefflich zu ihrem Weſen, denn ſie war ſehr hoch und ſchlank gewachſen, auch trug ſie das Haupt ein wenig geneigt, doch ließ ſich ſchwer entſcheiden, ob aus Sinnigkeit oder Schalkheit. Goethe huldigte dem ſchönen Mädchen gern; ſie trat 1798 gleichfalls in dem oben erwähnten Maskenzug

auf, und zwar als „Friede.“ Nachmals wurde ſie die Gattin des Miniſters von Fritſch in Weimar; ihr ſtattlicher Wuchs machte ſie zur würdevollen Erſcheinung, und ſie ſenkte nun das Köpfchen nicht mehr ſo ſchüchtern herab. Noch wandelt ſie unter den Lebenden; Wittwen und Waiſen ſegnen die Wohlthäterin, denn ſie hat ſich bei der Gründung des Frauenvereins im Weimariſchen Kreiſe hochverdient gemacht.

624. U. 3. S. G. A. D.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe! bewegſt du,
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche nicht an.

Sch.

Es iſt hier, wie bei 628 und 629, ein Dreiblatt junger Damen zuſammengezogen. Wo aber die Blumenbilder nicht als eigene Species hingeſtellt, ſondern nur unter gewiſſe Gattungen rangirt wurden, da mangelte es an Intereſſe, ihre Beziehungen zu erforſchen und ſich dieſelben einzuprägen.

625. A. L.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber,
Doch bei der Nachtigall Schlag haucheſt du köſtlichen Geiſt.

Sch.

In Weimar fand ſich keine Perſönlichkeit, bei welcher die Chiffren mit der bezeichneten Eigenſchaft zuſammentrafen, doch ſagte man, daß die talentvolle Tochter (oder Anverwandte) des Bergrath und Profeſſor Lenz in Jena gemeint ſey.

626. Tuberoſe.

Unter der Menge ſtrahleſt du vor, du ergötzeſt im Freien,
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern.

Sch.

Die Tuberoſe (Polyanthes) hat einen außerordentlich ſtarken Geruch, der im Zimmer ſogar läſtig wird. Muthmaßlich ſollte

ſie die Frau Dr. Böhmer in Jena ſymboliſiren (vergl. X. 273 und die Anmerkung), denn trotz ihres glänzenden Witzes und ihrer geſelligen Talente war dieſe Dame für Schiller ein Gegenſtand der Abneigung, weil er alles tiefere ſittliche Gefühl bei ihr vermißte.

627. Klatſchroſe.

Weit von fern erblick' ich dich ſchon, doch komm' ich dir näher,
Ach! ſo ſeh ich, zu bald, daß du die Roſe nur lügſt.

Sch.

Der rothe Feldmohn (Papaver Rhoeas) heißt in manchen Gegenden Deutſchlands: Klatſchroſe. Weimars Bewohner, und noch mehr die Bewohnerinnen, glaubten hier Louiſe von Göchhauſen zu erkennen. Dieſelbe war ſchon ſeit 1778 Hofdame der Herzogin Amalia, von der ſie gewöhnlich „Thusnelda" genannt wurde. Sie beſaß Geiſt und ausgebreitete Kenntniſſe, nebſt einem raſtloſen Hang zu Neckereien und tollen Streichen, weßhalb man ihr 1780 den Stolbergiſchen Centaurenorden (ſ. die Note zu X. 125) verliehen hatte. Zur Zeit, als die Blumendiſtichen entſtanden, lag nicht bloß der Frühling des Lebens, ſondern beinahe auch der Sommer hinter ihr, aber noch immer pflegte ſie gern das ausgelaſſene Mädchen zu ſpielen. Die verwittwete Herzogin war ganz ihrem Einfluß unterworfen; kein Geheimniß, keine Intrigue vermochte ſich vor ihrem Scharfblick und vor ihrer Spionage zu verſtecken. Was ſie erforſcht hatte, zog bald wie ein Lauffeuer durch das Schloß und die Wohnhäuſer von Weimar; jeder haßte ſie, aber jeder ſchonte ſie, weil er ſie fürchtete. Selbſt Goethe befand ſich in dieſer Lage, und während er manches von ihr erdulden mußte, machte er dennoch gute Miene zum böſen Spiel, damit ſie nur nicht ſeine offen erklärte Gegnerin wurde.

628. A. f. K. u. H. D.

Tulpen, ihr werdet geſcholten von ſentimentaliſchen Kennern,
Aber ein luſtiger Sinn wünſcht auch ein luſtiges Blatt.

G.

629. W. K. L. K. W. J.

Nelken! wie find' ich euch ſchön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterſcheidet euch kaum, und ich entſcheide mich nicht.
G.

Vergleiche die Anmerkung zu Nr. 624.

630. Geranium.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Aſters,
Hier iſt ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beſchämt.
G.

Man bezog das „dunkle Blatt" auf Charlotte von Seebach, geboren 1781. Sie war nicht ſchön, wie ihre ältere Schweſter (ſ. Briefw. zwiſchen Schiller und Goethe, IV. 54), und wurde deßhalb im Hauſe der Mutter mit großer Zurückſetzung, „wie ein Aſchenbrödelchen," behandelt. Dieß gab ihr eine unbeſiegbare Scheu- und Schüchternheit nach außen hin, während ſich im Innern ihre Gemüthswelt deſto reicher entwickelte. Früh und in tiefſter Stille entwarf ſie poetiſche Verſuche, denen Goethe's aufmunternder Beifall zu Theil wurde (Damen-Converſationslexikon, I. 114). Als ſie im Jahre 1796 den Roman „Liebe und Trennung" ſchrieb, der durch Natürlichkeit und Wärme überall anſprach, war ihr Talent den meiſten Weimaranern noch ein Geheimniß, und wenn ſie jetzt auch die Geſellſchaften beſuchen konnte, da ſie ſich das Geld zu ihren Kleidern ſelbſt erwarb, ſo blieb ſie dennoch ſtets ängſtlich und ſchweigſam. Verſchiedene Erzählungen und Gedichte folgten nun, ſie wurden gern geleſen, aber nur Wenige kannten die Verfaſſerin, weil ſie unter fremdem Namen ſchrieb. Durch ihre Familie gedrängt, heirathete ſie 1798 einen reichen Gutsbeſitzer von Ahlefeld aus Holſtein, und es entſtand ein unglückliches Bündniß, das ſich bald wieder löſen mußte. Arm, wie zuvor, kehrte ſie nach Weimar heim, wo der Ertrag ſchriftſtelleriſcher Arbeiten ihr die Mittel gab, ſchutzloſen

Waiſen eine Mutter und Pflegerin zu werden. Körperliche Leiden zwangen ſie im Sommer 1849 nach Töplitz zu reiſen, und dort ſtarb ſie, von vielen Menſchen geliebt und beweint. — Andere Ausleger wollten nicht zugeben, daß ein ſo junges unſcheinbares Mädchen, wie Charlotte v. Seebach, hier gemeint ſey, ſondern deuteten das Blumenräthſel auf Henriette von Knebel, welche als Hofmeiſterin der Prinzeß Caroline Louiſe in Weimar lebte. Sie konnte ebenfalls nicht ſchön genannt werden, und ihr Charakter neigte ſich mehr zum Ernſt, als zur Fröhlichkeit. Aber ihr Weſen hatte etwas ungemein Einnehmendes, und im engern Kreiſe entfaltete ſich leicht die Fülle ihres reichen, feingebildeten Geiſtes. Wegen dieſer Eigenſchaften wurde Fräulein Knebel vom ganzen Hofe geſchätzt, und Goethe widmete ihr ſtets die ehrenvollſte Aufmerkſamkeit.

631. Ranunkeln.

Keine lockt mich von euch, ich möchte zu keiner mich wenden,
Aber im Beete vermiſcht, ſieht euch das Auge mit Luſt.

Sch.

Dieß Xenion iſt ganz allgemein gehalten, und widerſtrebte jeder individuellen Deutung.

632. M. R.

Sagt, was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reſeda,
Farblos, ohne Geſtalt, ſtilles und zierliches Kraut.

G.

Die beſcheidene Blumenfee, welche hier ſymboliſirt iſt, hatte ſich ſo gut zu verbergen gewußt, daß ſie nicht erkundet wurde; wahrſcheinlich lebte ſie in Jena.

633. Kornblume.

Zierde wärſt du der Gärten, doch wo du erſcheineſt, da ſagſt du:
Ceres ſtreute mich ſelbſt aus mit der goldenen Saat.

G.

Der Sinn des Distichons ist: sie wäre durch ihre persönliche Erscheinung der besten Gesellschaft eine Zierde gewesen, hätte sie es verleugnen können, daß ihre Erziehung und Bildung ganz der Natur überlassen geblieben sey. Man errieth damals in Weimar sehr leicht die Heldin dieses Epigramms: es war Ernestine Vulpius, Christianens jüngere Schwester. Sie war eine lebhafte, heitere und hübsche Person, hielt sich beständig im Goethe'schen Hause auf, und half dort die Wirthschaft besorgen. Außerdem bildete sie ein wandelndes Album der Musenstadt, und referirte alle Neuigkeiten recht unverblümt, zur großen Ergötzung des Dichters, dem sie gewöhnlich die Zeit verplauderte, wenn ihre Schwester in Gesellschaften war. — J. W. Schaefer hält das Distichon für ein Schiller'sches (Prutz's Taschenbuch, 1846. S. 450), doch kann seine Vermuthung wohl nur auf zufälligen Anklängen beruhen.

634. C. L.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen
Immer: vergiß mein nicht! immer: vergiß nur nicht mein!

G.

Mehrfach wurde dieß Distichon, besonders von den Antixenisten, auf Christiane Vulpius bezogen, doch war das eine Verwechslung, welche dadurch entstand, daß die angegebenen Merkmale auch zu Christianens Persönlichkeit ziemlich paßten. Es ist hier ohne Zweifel die Gräfin Constanze von Fritsch gemeint; dieselbe hatte sich damals eben zur Jungfrau entfaltet, und wenn auch Weimar noch nicht ihr eigentlicher Wohnsitz war, so hatte Goethe doch auswärts ihre Bekanntschaft gemacht. Ihr kleiner, zierlicher Wuchs und ihr feines Antlitz, dessen außerordentlich zarte Färbung mit den leuchtend blauen Augen anmuthig harmonirte, machten sie zu einer elfenartigen Erscheinung. Später wurde die Gräfin Fritsch Hofdame und endlich Oberhofmeisterin bei der Großherzogin Maria Paulowna, in deren Gefolge sie mehrere Reisen nach Petersburg unternahm. Solche Gelegenheiten

benutzte Goethe gern, sie durch freundliche Verse zu geleiten oder zu empfangen (s. Goethe's Werke, Bd. 6. S. 80 f.), und vom Jahre 1814 finden wir ein Sinngedicht, mit dem er ein Pensée-bouquet an Constanze überreichte. Dasselbe erinnert wieder an obiges Blumenxenion; es lautet:

Die deutsche Sprache wird nun rein,
Pensée darf künftig nicht mehr gelten;
Doch wenn man sagt: Gedenke mein!
So hoff' ich soll uns niemand schelten.

Constanze von Fritsch lebt, in einem Alter von etwa siebzig Jahren, noch jetzt am Hofe zu Weimar.

635. L. W.

Schwänden dem innern Auge die Bilder sämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich hervor.

G.

Ich glaube mit Sicherheit aussprechen zu dürfen, daß der Dichter diese Zeilen an die Herzogin Louise von Weimar gerichtet hat. Eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt (s. o. Xenion 622 und die Anmerkung), vermählte sie sich 1775, im Alter von achtzehn Jahren, mit Karl August, und bald darauf kam Goethe nach Weimar. Täglich sah er die lieblich holde Fürstin, und zu der Bewunderung für sie gesellte sich ein tieferes, heißeres Gefühl. Louise war sehr zurückhaltend, aber Concordia Duroi, ihre vertraute Kammerfrau, erzählte: „Wenn die Herzogin in der ersten Zeit ihrer Anwesenheit zu Weimar einige Schüchternheit zeigte, so hatte sie doch keineswegs einen so ernsten Charakter, als von ihr vermuthet worden; sie konnte sich nur nicht sogleich in das Leben und Treiben finden, welches am Weimarischen Hofe herrschte, und lehnte es zuweilen ab, an Genießreichen Theil zu nehmen, weil sie besorgte, es möchte ihrer Würde Eintrag thun" (Aus Goethe's Leben. Von W. C. 1849, S. 66 f.). — Daß Goethe die Herzogin geliebt, bezweifelt

niemand; ob er ihr dieſe Liebe aber jemals geſtanden hat, das iſt eine Frage, die wohl unbeantwortet bleiben wird. Seine Empfindungen für ſie, ſein Verhältniß zu ihr waren das heiligſte Geheimniß ſeines Herzens, und er nahm es ſchweigſam mit ins Grab. Es iſt dieß die zarteſte Stelle im Leben des großen Dichters. Wäre meine Vorausſetzung richtig, ſo würde der Name „Eleonore“ eine Anſpielung auf Taſſo ſeyn, denn Louiſe gab das Urbild zu der Prinzeſſin in dem ſchönen Lebensdrama. Noch in ſpäten Jahren äußerte Goethe über die Entſtehung des abſtoßenden und doch ſo anziehenden Stückes: „Ich hatte das Leben Taſſo's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei ſo wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zuſammenwarf, entſtand in mir das Bild des Taſſo, dem ich, als proſaiſchen Contraſt, den Antonio entgegenſtellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weiteren Hof-, Lebens- und Liebesverhältniſſe waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darſtellung ſagen: ſie iſt Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch.“ (Eckermann: Geſpräche mit Goethe, III. 171.)

Einer.

Auch der nun folgende Diſtichenkranz trägt im Inhaltsverzeichniß des Muſenalmanachs die Chiffren „G. und S.,“ und er wurde ſpäter in Goethe's Jahreszeiten als Sommer aufgenommen. Es darf ihm hier ſein Platz nicht entgehen, denn er ſchließt ſich unmittelbar an die blumiſtiſchen Xenien an, und Schaefer macht dazu die Bemerkung: „Obwohl in dieſen Gedichten der Charakter der Goethe'ſchen Poeſie vorwaltet, ſo iſt doch nicht anzunehmen, daß Schiller ſich würde mitunterzeichnet haben, wenn er überhaupt gar keinen Antheil daran gehabt hätte.“ — Charlotte von Schiller hat den Cyklus nicht geſondert, doch darf die Kritik ſich wohl getrauen, an ihre Stelle zu treten, ſelbſt wenn ſie keine anderen Entſchuldigungsgründe

beibringen könnte, als Hoffmeister's Wort: „Ungeschieden gehören die Verse entweder beiden Dichtern, oder keinem.“

636.

Grausam handelt Amor mit mir! O spielet, ihr Musen,
Mit den Schmerzen, die er, spielend, im Busen erregt!
(G.)

Hoffmeister findet das Distichon „ganz Goethe'sch,“ und erinnert an X. 127.

637.

Manuscripte besitz' ich, wie kein Gelehrter noch König,
Denn mein Liebchen, sie schreibt, was ich ihr dichtete, mir.
(G.)

638.

Wie im Winter die Saat nur langsam keimet, im Frühling
Lebhaft treibet und schoßt, so war die Neigung zu dir.
(G.)

Auch diese beiden Doppelverse lassen den Dichter der venetianischen Epigramme nicht leicht verkennen.

639.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst sie, Geliebte, zum Ort.
(Sch.)

640.

Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Denkens,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.
(Sch.)

Hier offenbart sich deutlich Schiller's Denk- und Dichtungsweise. Schon die Mitlebenden haben sie darin wiedergefunden, und Nicolai citirt die vorstehenden Epigramme (Anhang zu Schiller's Musenalmanach, S. 12), als Beleg, daß Schiller die trockenste Terminologie der Kantischen Philosophie sogar in seinen Gedichten anwende. Er spöttelt über diese Verse, „welche die mächtigen G. und S. ihrer Einen Schönen — die sie also vermuthlich gemeinschaftlich haben — so herzbrechend philosophisch vorsingen." Wieland äußerte scherzend: „diese niedlichen Distichen könnten das Gute stiften, unsere Schönen zur Kantischen Philosophie zu bekehren, wenn sie sehen, daß die Kritik der reinen Vernunft auch zum Tändeln mit einem Liebchen nütze ist" (Deut. Merkur, Februar 1797). Schaefer erklärt Nr. 639 für Schiller's Eigenthum, und Hoffmeister spricht ihm auch Nr. 640 zu, auf die „Sprüche des Confucius" hinweisend, wo der Dichter Raum und Zeit ebenfalls zu poetischen Bildungen benutzt hat.

641.

Sorge! sie steiget mit dir zu Pferde, sie steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich Amor mir auf.
(G.)

642.

Schwer zu besiegen ist schon die Neigung, gesellet sich aber
Gar die Gewohnheit zu ihr, unüberwindlich ist sie.
(G.)

643.

Welche Schrift ich zweimal, ja dreimal hinter einander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.
(G.)

644.

Wer mich entzückt, vermag mich zu täuschen. O Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab.
(G.)

645.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erſchaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeiſterte, mit.
(G.)

646.

Ein Epigramm ſey zu kurz, mir etwas Herzlich's zu ſagen?
Wie, mein Geliebter, iſt denn nicht noch viel kürzer der Kuß?
(G.)

Die Diſtichen 641—46 ſpiegeln ganz Goethe's Bild zurück, und niemand wird Schiller für ihren Verfaſſer halten.

647.

Kennſt du den herrlichen Gift der unbefriedigten Liebe?
Er verſengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.
(G.)

Hier regt Goethe einen Gedanken an, den Schiller in den folgenden Verſen auf ſeine Weiſe ausführt.

648.

Kennſt du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet ſie ſchön, wenn ſie die Geiſter befreit.
(Sch.)

Der Inhalt dieſes Diſtichons erinnert an Tab. 537.

649.

Das iſt die wahre Liebe, die immer und immer ſich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles verſagt.
(Sch.)

Die letzten beiden Epigramme sind höchst wahrscheinlich von Schiller. Schaefer hat dieß zuerst ausgesprochen, und er findet mit Recht in solchem Paralellismus der Distichen den wahren Sinn jener Worte, welche Goethe über die Entstehungsart der Xenien gegen Eckermann äußerte. (Siehe oben, S. 75.)

650.

Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr alles zu theilen,
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.
(G.)

651.

Kränken ein liebendes Herz und schweigen müssen! Geschärfter
Können die Qualen nicht seyn, die Rhadamant sich ersinnt.
(G.)

In Nr. 650 — 51 ist Goethe's Individualität vollständig ausgedrückt.

652.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit.
Macht dich doch, sagte der Gott, schon das Vergängliche schön.
(Sch.)

653.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's;
Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Thron.
(Sch.)

Diese beiden Epigramme muß man, in Uebereinstimmung mit Hoffmeister, unbedingt für Schiller's Eigenthum anerkennen,

da ſie nur den Inhalt ſeiner Votivtafel: „das Göttliche“ (Tab. 510—11), umfaſſender entwickeln.

654.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe!
Schnitteſt du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!
(G.)

„Der Sinn dieſer Zeilen erinnert an: Thekla, eine Geiſterſtimme, doch ſind ſie zu unſchuldig hingeſagt, als daß ich ſie Schillern zuſchreiben möchte.“ (Hoffmeiſter.)

655—58. Macht des Weibes.

Mächtig ſeyd ihr, ihr ſeyd's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die ſtille nicht wirkt, wirket die rauſchende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Geſetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmuth allein herrſchet und herrſche das Weib.
Manche zwar haben geherrſcht durch des Geiſtes Macht und der Thaten,
Aber dann haben ſie dich, höchſte der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin iſt nur des Weibes weibliche Schönheit;
Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſchet bloß weil ſie ſich zeigt.
Schiller.

Die Diſtichen von Nr. 655 bis zum Schluß ſind eine zuſammenhängende Folge, und Schiller ſchildert darin das Ideal der Weiblichkeit, wie er es früher ſchon in ſeinen äſthetiſch-philoſophiſchen Schriften entwickelt hatte. Gegen dieſe Entwickelung war Friedrich Schlegel mehrfach aufgetreten. Zuerſt mit dem

Aufſatz: „Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern," worüber Schiller an Wilhelm v. Humboldt den 14. Decbr. 1795 ſchreibt: derſelbe gehe ihn und deſſen Lieblingsarbeiten nahe an; er ſelbſt ſey indeß dadurch nicht bekehrt worden, weil die griechiſche Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geſchlechter zu einander bei dieſem Volk doch immer ſehr wenig äſthetiſch und im Ganzen ſehr geiſtleer erſcheine. — Schlegel's zweiter, unmittelbarer Angriff geſchah in jener bittern Recenſion über die Würde der Frauen, welche bei X. 305 mitgetheilt iſt, uud ich glaube nicht zu irren, wenn ich das vorſtehende und die folgenden Epigramme für Schiller's würdevolle Antwort auf ſolche kritiſche Plänkeleien halte.

659—660. Tugend des Weibes.

Tugenden brauchet der Mann, er ſtürzet ſich wagend ins Leben,
Tritt mit dem ſtärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib, ſie iſt da, ſie erſcheinet,
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erſcheine ſie ſtets.

Was Schiller in der Abhandlung über Anmuth und Würde von der ſchönen Seele ſagt, wird hier auf deren verkörperte Erſcheinung in einer vollendeten Weiblichkeit angewendet: „Nicht die einzelnen Handlungen ſind bei ihr ſittlich, ſondern der ganze Charakter iſt es; man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienſt anrechnen, weil eine Befriedigung der Neigung nicht verdienſtlich ſeyn kann. Die ſchöne Seele hat kein anderes Verdienſt, als daß ſie iſt." Vergl. 440—42 und 444.

661. Weibliches Urtheil.

Männer richten nach Gründen, des Weibes Urtheil iſt ſeine
Liebe; wo es nicht liebt, hat ſchon gerichtet das Weib.

662. Forum des Weibes.

Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten,
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort.

Zur Erläuterung dieser Distichen dient eine Stelle aus Schiller's Aufsatz über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen; dort heißt es: „Das weibliche Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen das schöne Geschlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was nicht zu dieser spricht oder sie gar beleidigt, ist für dasselbe verloren."

663—68. Das weibliche Ideal.

An Amanda.

Ueberall weichet das Weib dem Manne, nur in dem Höchsten
Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
Was das Höchste mir sey? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur malt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann sich frei! Du bist es, denn ewig nothwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr.
Was du auch giebst, stets giebst du dich ganz, du bist ewig nur Eines;
Auch dein zärtester Laut ist ein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

Schiller.

In Wieland's Oberon (VI. 102.) schwört der Elfenkönig, er wolle sich nicht eher wieder mit Titania vereinen, als bis ein liebendes Paar den Flammentod vorziehen würde, um sich gegenseitige Treue zu bewahren, während es durch Untreue einen Thron gewinnen könnte. Hüon und Amanda lösen (ebend. XII. 56.) die schwere Bestimmung, und Schiller fragt in seiner Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen: „Wenn wir Hüon und Amanda an den Marterpfahl gebunden sehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu sterben, als durch Untreue gegen das Geliebte sich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl diesen Auftritt zum Gegenstand eines so himmlischen Vergnügens? Der Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes mit dem lachenden Schicksale, das sie verschmähten, und die anscheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend durch Elend lohnt, müßten unsre Seele eigentlich mit Schmerz erfüllen, wenn nicht der moralische Eindruck Sieger bliebe. Uebereinstimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widersprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen." — Auf solche Weise knüpft sich das Epigramm an X. 274: „Almansaris und Amanda," worin die Erstere den Gegensatz zu der Letzteren bildet. Almansaris ist ein sogenanntes „starkes" Weib; sie kennt die Treue nicht, und Sinnlichkeit triumphirt in ihr über die Sittlichkeit. Dadurch wird denn auch X. 273 in den Kreis gezogen: es wird dort ein Prototyp jener Sibyllen-, Parzen- und Furien-Weiblichkeit vorgeführt, welche die Schlegel rühmten, und der Schiller nun das eigne reine Ideal gegenüberhält. Vielleicht gab ihm die Züge zur „Amanda" seine gleichfühlende Gattin, die ihn stets als ein schirmender Genius umschwebte. Charlotte dachte wie er von der Bestimmung des Weibes, und äußerte ihre Zufriedenheit, daß ihr ein Sohn statt einer Tochter geschenkt worden. „Es würde mir recht viel Aufopferung kosten," schrieb sie, „eine große Tochter um mich zu sehen, weil ich zu hohe Begriffe habe von dem, wie unser Geschlecht seyn könnte, und durch alles, was die Frauen umgiebt, wird ihre Bildung verhindert,

so zu seyn wie meine idealische Weiblichkeit seyn sollte. Und ich mag immer lieber das hohe Bild in mir herumtragen und selbst danach streben, als ein Wesen, das so nahe mit mir zusammenhinge, den gewöhnlichen Weg ohne Rettung wandeln zu sehen." (Briefe von Goethe ꝛc. an Friedr. v. Stein. Leipzig 1846. S. 135.)

Das wäre also Schiller's Beitrag zu dem Nachspiel der Xenien, welches wie beruhigende Klarheit auf Sturm und Wetter folgen sollte. Nr. 659—68 bilden im Almanach eine ungetrennte Reihe, und diese schönen Dichtungen stehen zu den Epigrammen „Vielen" und „Einer — welche an bestimmte Personen gerichtet sind — in ähnlichem Verhältniß, wie die Votivtafeln zu den polemischen Xenien: sie wollen lehren, anstatt daß jene tadeln oder rühmen. Schiller ließ die Distichen großentheils aus der Gedichtsammlung zurück, und erst Körner konnte ihnen eine Stelle in den Werken geben. Der Letztere sagt über den Cyklus: „In diesen Gedichten übt die männliche Behandlung mit der Zartheit des Stoffes einen reizenden Kontrast. Gern verweilt man beim Anblick der Kraft, die, ohne geschwächt zu seyn, durch die höchste Empfänglichkeit gebändigt ist." (Briefw. III, 367.)

Berichtigungen und Zusätze zum ersten Theil.

Seite 39, Zeile 9 u. ff. Hierzu gesellt sich die Versicherung: „mehrere der Verfasser wären ihren Landesherren und Obrigkeiten, auch andern guten und großen Fürsten Deutschlands, schon jetzt bekannt, die ihre redliche, uneigennützige Absicht wohl zu würdigen wüßten." Das Journal war mit niedrigen Entstellungen und bösartigen Angebereien gefüllt; so zählte es Schiller's Räuber nicht bloß zu den Verboten, sondern geradehin zu den Vorbereitungen der blutigen Revolution, welche bald nach dem Erscheinen des Stückes in Frankreich ausbrach. Wir müssen bedauern, daß es, wegen eines prosodischen Bedenkens, aus den Xenien zurückgelassen wurde ꝛc.

*

Unter X. 277, 288, 309—318, 320—322, 329—331 und 366—412 müßten die Chiffren, statt mit lateinischer, mit deutscher Schrift gedruckt sein (vergl. S. 48).

*

Zu X. 75. Späterhin, bei Gelegenheit der Voß-Stolbergischen Fehde, äußerte Claudius: „Der griechische Leu, der im Xenienalmanach von Goethe und Schiller vorkommt, hat jetzt einen Hühnerhof, weil seine Fabel von Geflügel handelt. Immer noch sinnreicher, als Frösche, Seekälber, Kreuzspinnen und ähnliches Geziefer, mit Schreibfedern gedacht." (Claudius' Werke, VI. 128.)

*

Zu X. 80. Schiller schreibt, unter'm 16. October 1796, an Goethe, mit Bezug auf Reichardt: „Das Insekt hat das Stechen wieder nicht lassen können."

*

Zu X. 125. Unter der Vignette mit den Centauren stand das Motto:

Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri. Virg. Aen. VII, 674.

*

Zu X. 154. In meinen Nachträgen zu Schiller's Werken (1839. Bd. 1. S. 131) bezog ich das Epigramm auf Ernst Theod. Joh. Brückner; Hoffmeister wiederholte diese Notiz, und Prutz legte ihr (Göttinger Dichterbund, S. 221) ein gewisses Gewicht bei. Da nun jene Deutung von mir selbst herrührt, fühle ich mich um so mehr zu der ausdrücklichen Erklärung verpflichtet, daß sie ganz unhaltbar ist.

*

Zu X. 171. Der kühne Reformator Johannes Huß wurde bekanntlich 1415 zu Costnitz auf dem Scheiterhaufen verbrannt, weil er seine Lehren, von deren Wahrheit er überzeugt war, nicht widerrufen wollte. Als Luther, ein Jahrhundert später, das angefangene Werk vollendete, nannte man diesen „den sächsischen Schwan" und jenen „die böhmische Gans."

*

Zu X. 211. Der „demokratische Spitz" ist Reichardt. Goethe schreibt an Schiller: „Den Spitz von Giebichenstein müssen wir nun eine Weile bellen lassen." (Briefwechsel, II. 223.)

*

Zu X. 258. Ewald ließ seine Klagen über Goethe's Angriff niemals drucken, doch äußerte er sie wiederholend gegen Varnhagen

von Enſe, mit dem er in den Jahren 1816 bis 1819 zu Karlsruhe verkehrte. Einer brieflichen Mittheilung des Letzteren verdanke ich die Auskunft, daß Ewald ſelbſt von Goethe's Autorſchaft feſt überzeugt war.

*

Zu X. 262. Der Aufſatz über Martial's Xenien, im Journal des Luxus und der Moden, rührte von Böttiger her, und man wagte wirklich die Vermuthung auszuſprechen: unſere Dichter wären dadurch erſt auf Martial's Sinngedichte und auf den Verſuch, ſie in ihren Xenien zu erneuern, geführt worden (ſ. Thl. II. S. 200).

*

Zu X. 270. Glaubwürdige Zeitgenoſſen berichten: Herzog Ernſt von Gotha, der ſich über Goethe's „Reineke Fuchs" ſo ſehr entrüſtet zeigte (vergl. die Anmerk. zu Tab. 549—551), habe ſelbſt die Frauen und die galanten Abenteuer ungemein geliebt. In dieſem Fall wäre das Xenion wohl auf ihn zu deuten (ſ. auch X. 127), und nicht Schiller, ſondern Goethe würde deſſen Verfaſſer ſeyn.

*

Zu X. 275. Mich dünkt, Bernhardi war damals noch zu wenig bekannt, als daß die Xenienbichter ihn gemeint haben ſollten, und ich möchte eher an Friedrich Bouterwek (geb. 1766, geſt. 1828) denken. Ein ſchwärmeriſcher Hang trieb ihn zur Poeſie, er entſagte jeder einfach natürlichen Lebensanſchauung; Schiller's Räuber und Rouſſeau's Heloiſe richteten vollends einen argen Wirrwarr in ſeinem Kopfe an, und er beſaß nicht den Götterfunken, der aus ſolchem Wirrwarr neue Welten ſchaffen kann. Sein Roman „Graf Donamar" (1791—93) erwarb ihm eine gewiſſe Anerkennung, trotz der ſtarren Unnatur, welche noch mehr zur Entfaltung kam in den „Miscellen, oder Gedichte, Philoſopheme und Erzählungen. 1794," im „Paulus Septimus, 1795" (vergl. die Anmerk. zu X. 316) u. a. m. Nachmals erkannte Bouterwek dieß poetiſche Treiben ſelbſt für Verirrung; er trat dann in die Reihen der Kantiſchen Philoſophen, und erhielt einen Lehrſtuhl zu Göttingen, den er bis an ſein Ende ehrenvoll bekleidete.

*

Zu X. 281. Die Deutung auf Wieland's Gespräche „unter vier Augen" erscheint mir jetzt etwas gezwungen. Das Xenion möchte wohl von Schiller seyn und auf die Frau Dr. Böhmer, geb. Michaelis, zielen (s. X. 273 und 626). Der Sinn würde dann lauten: „Wenn sie auch nur für denjenigen, den sie jedesmal liebt, unter vier Augen Verstand besitzt, so können dennoch Viele ihren Verstand rühmen, da sie schon Viele geliebt hat."

*

Zu X. 282. Der Held des Räthsel-Epigramms könnte wohl Christian Gotthilf Salzmann seyn (vergl. die Anmerk. zu X. 148). Dann lautet die Auflösung: „nur das Salz fehlt ihm, so wäre dieser Mann genießbar, aber Salzmann ist ohne Salz und Geschmack." Für den Fall, daß die vorstehende Deutung richtig seyn sollte, würde man auch, mit ziemlicher Sicherheit, Schiller für den Verfasser halten dürfen, an den ohnehin der Ausdruck des Xenions mehr, als an Goethe, erinnert.

*

Zu X. 406. In dem Aufsatz: „Ueber den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst," vergleicht Schiller Iffland's und Schröder's Stücke, die hier bezeichnet sind, mit einander. Er sagt: „Bei einem schweren und schrecklichen Verbrechen werden wir von der Qualität desselben abgezogen und auf seine furchtbaren Folgen aufmerksam gemacht. Die stärkere Gemüthsbewegung unterdrückt alsdann die schwächere. Wir sehen nicht rückwärts in die Seele des Thäters, sondern vorwärts in sein Schicksal, auf die Wirkungen seiner That. Sobald wir aber anfangen zu zittern, so schweigt jede Zärtlichkeit des Geschmacks. Daher ist der Diebstahl des jungen Ruhberg in Verbrechen aus Ehrsucht (ein ernsthaftes Familiengemälde in 5 Akten von Iffland. Leipzig 1784) auf der Schaubühne nicht widrig, sondern wahrhaft tragisch. — Es ist sonderbar, daß dieser wirklich begangene Diebstahl des jungen Ruhberg nicht so viel Widriges hat, als der bloße unbegründete Verdacht eines Diebstahls in einem andern Schauspiel (der Fähndrich, oder der falsche Verdacht. Lustspiel in drei Akten von Schröder. Hamburg 1785). Hier wird ein junger Offizier unverdienterweise beschuldigt, einen

silbernen Löffel eingesteckt zu haben, der sich nachher findet. Das Niedrige ist also hier bloß eingebildet, bloßer Verdacht, und doch thut es dem unschuldigen Helden des Stücks in unserer ästhetischen Vorstellung unwiderbringlich Schaden. Die Ursache ist, weil die Voraussetzung, daß ein Mensch niedrig handeln könne, keine feste Meinung von seinen Sitten beweist, da die Gesetze der Convenienz es mit sich bringen, daß man einen so lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil zeigt. Traut man ihm also etwas Verächtliches zu, so sieht es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines solchen Argwohns Anlaß gegeben hätte, obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seiten des Beschuldigers ist. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daß er Offizier und Liebhaber einer Dame von Erziehung und Stande ist. Mit diesen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erschrecklichen Contrast, und es ist uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinnern, wenn er bei seiner Dame ist, daß er den silbernen Löffel in der Tasche haben könnte."

*

Seite 210, Zeile 5. Statt der Stelle: „Da nun aber jene Nachlese Ein Epigramm enthält, dessen Verfasser nicht Goethe war, mit welchem Recht wollte man die übrigen unbedingt für sein Eigenthum gelten lassen?" muß es heißen: „Dadurch, daß Charlotte dieß Xenion (150) mit der Chiffre ihres Gatten bezeichnet hat, wird ihre Glaubwürdigkeit nicht vermindert, sondern bedeutend erhöht."

*

S. 211. Nach X. 423 ist einzuschalten: Wie im Goethe'schen Nachlaß sich ein Xenienblatt vorfand, das den Flammen glücklich entgangen, so erhielt sich auch unter Schiller's Papieren ein ähnliches. Der Sohn des Dichters übergab dasselbe im Original an Hoffmeister; es war mit drei Distichen beschrieben, von denen

das eine zu den Votivtafeln gehört, während die beiden andern offenbar Xenien sind. Wir finden diese Epigramme, mit der Jahrzahl 1796 bezeichnet, in Hoffmeister's Nachlese, Thl. 3. S. 70.

Sokrates.

Dich erklärte der Pythia Mund für den weisesten Griechen.
Wohl! der Weiseste mag oft der Beschwerlichste seyn.

Derselbe.

Weil er unwissend sich rühmte, nannt' ihn Apollo den Weisen.
Freund, wie viel weiser bist du! Was er bloß rühmte, du bist's.

Ich glaube, wir haben hier zwei Stacheln auf Friedrich Schlegel vor uns, der den Dichtern durch seine, noch nicht vollständig verdaute, griechische Weisheit oft „beschwerlich" wurde (s. X. 320—331), und Schiller spricht auch im Briefwechsel mit Goethe von dessen „Unwissenheit" (Xenienkampf, Thl. 2. S. 287).

*

S. 224—240. Alle Chiffren, mit denen die Tabulae votivae unterzeichnet sind, hätten deutsch gedruckt werden sollen.

*

S. 270. Nach Tab. 601 einzuschalten: Folgendes Distichon, mit der Jahrzahl 1796 versehen, theilte Hoffmeister (Nachlese, III. 70) nach Schillers Handschrift mit. Dasselbe stammt jedenfalls aus dem großen Kreise der Votivtafeln:

Poet, Erdichtung und Wahrheit.

Wozu nützt denn die ganze Erdichtung? Ich will es dir sagen, Leser, sagst du mir erst, wozu die Wirklichkeit nützt.

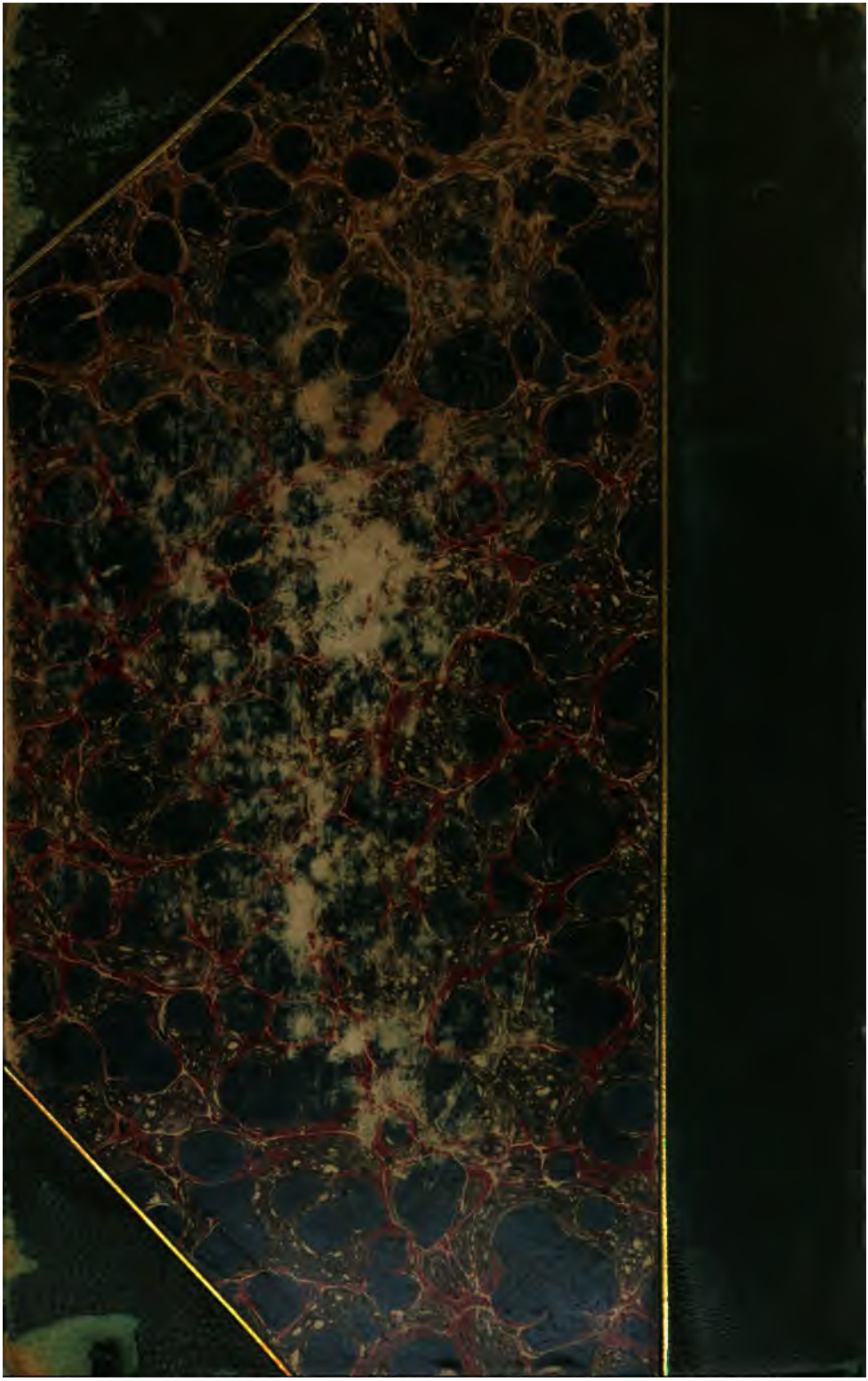
*

S. 283. Unter dem Blumenxenion „Klatschrose" (Nr. 627) steht irrthümlich Sch; die Chiffre muß dort G. heißen.

Alphabetiſches Regiſter der Perſonen, auf welche in den Xenien hingedeutet wird.

Adelung (Joh. Chriſtoph): 86. 105.
Archenholz (Joh. Wilh. v.): 261.
Ariſtoteles: 372.
Baggeſen (Jens): 128 (?). 249.
Becker (Rud. Zachar.): 71. 252. 309.
Becker (Wilh. Gottl.): 132. 276.
Berkeley (Georg): 377.
Bernhardi (Aug. Friedr.): 275.
Bertuch (Friedr. Juſtin): 262.
Beuſt (Lina Gräfin v.): 620.
Bibra (Frhr. v.): 250.
Bieſter (Joh. Erich): 81.
Böhmer (Frau, nachher Frau v Schlegel): 273. 274. 626 (?).
Böttiger (Karl Aug.): 155. 441. 445.
Bouterweck (Friedr.): 316.
Bürger (Gottfr. Aug.): 345.
Büſch (Joh. Georg): 236.
Campe (Joach. Heinr.): 87. 140. 141. 151. 152.
Carſtens (Asmus Jakob): 135.
Claudius (Matth.): 18.
Clootz (Baron v. Anacharſis): 235.
Cramer (Karl Friedr.): 230. 231. 235.
Cronegk (Joh. Friedr. v.): 315.
Dalberg (Theod. Ant. Maria v.): 430. 431.
Descartes (René): 374.
Diderot (Denys): 113.
Dülon (Ludw.): 290 (?).
Dyk (M. Joh. Gottfr.): 45. 46. 292. 314. 339

Ebeling (Chriſtoph Daniel): 236.
Ernſt II. (Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg): 127 (?). 180. 478. 549—551. 592—593 (?).
Eſchenburg (Joh. Joachim): 85. 139. 390. 391.
Ewald (Joh. Ludw.): 258.
Feßler (Ign. Aurelius): 316.
Fichte (Joh. Gottlieb): 380.
Forſter (Joh. Georg Adam): 162. 163. 347. 348.
Fritſch (Conſtanze v.): 634.
Garve (Chriſtian): 156.
Gellert (Chriſt. Fürchtegott): 314.
Gentz (Friedr. v.): 256.
Gleim (Joh. Wilh. Ludw.): 343. 344.
Goethe: 137. 270. 396 (?). 447. 456. 457.
Goethe (Chriſtiane): 621.
Göchhauſen (Louiſe v.): 627.
Göſchen (Georg Joachim): 284.
Gottſched (Joh. Chriſtoph): 346.
Haller (Albrecht v.): 353.
Haſchka (Lorenz Leop.): 413.
Heinrich (Prof. in Jena): 299.
Hennings (Aug. Ad. Friedr. v.): 50. 257.
Herder (Joh. Gottfr. v.): 448.
Hermes (Joh. Timoth.): 13. 14. 25.
Heydenreich (Karl Heinr.): 122. 123.
Heyne (Chriſtian Gottlob): 366—370.
Huber (Ludw. Ferd.): 49. 149. 150.
Humboldt (Aler. v.): 161. 163.
Humboldt (Wilh. v.): 542.
Hume (David): 385.
Jakob (Ludw. Heinr. v.): 54. 70. 253. 296. 297. 419.
Jakobs (Friedr.): 69.
Jean Paul, ſ. Richter.
Jeniſch (Daniel): 178. 268. 269. 295.
Iffland (Aug. Wilh.): 120. 121. 406.
Joſeph II. (der Kaiſer): 286.
Jung (Joh. Heinr., Stilling): 19.
Kant (Immanuel): 53. 63. 379. 389. 480—482. 485. 486. 488. 503—506. 559—574.
Kleiſt (Franz Aler. v.): 133.
Klopſtock (Friedr. Gottlieb): 349.
Klotz (Chriſtian Adolph): 351.

Knebel (Henriette v.): 630 (?).
Körner (Christian Gottfr.): 126 (?).
Kosegarten (Ludw. Theobul): 126 (?).
Kotzebue (Aug. v.): 271. 404. 406.
Kramer (Karl Gottlob): 363.
Langbein (A. F. C.): 300.
Lavater (Joh. Caspar): 11. 12. 20. 21. 22 (?). 422 (?). 485. 486. 488.
Leibnitz (Gottfr. Wilh. v.): 378.
Lenz (A.): 625.
Lessing (Karl Gotthelf): 314. 356.
Lessing (Gotthold Ephraim): 338. 394.
Löwe (Joel): 179.
Louise (von Darmstadt): 622.
Louïse (Herzogin von Weimar): 635.
Manso (Joh. Caspar Friedr.): 33. 34. 35. 38. 42. 89. 335.
Martial (Marc. Valer.): 364. 365.
Meißner (Aug. Gottlieb): 363.
Meiners (Christoph): 265.
Meister (Leonh.): 266.
Mendelssohn (Moses): 354.
Meyer (Friedr. Ludw. Wilh.): 255.
Meyer (Heinr.): 429. 447 (?).
Newton (Isaak): 164—167. 170. 172. 173.
Nicolai (Christian Friedr.): 9. 10. 24. 73. 128 (?). 142—144. 184—206. 218. 238. 254. 334. 355. 415—418.
Nicolay (Ludwig Heinr. v.): 131.
Orleans (Louis Joseph Philipp, Herzog v.): 350.
Pfeffel (Gottl. Conr.): 6.
Platner (Ernst): 64—66. 285. 289.
Pufendorf (Samuel v.): 387.
Racknitz (Jos. Friedr. v.): 17. 27. 28.
Rambohr (Friedr. Wilh. Basilius v.): 119.
Ramler (Karl Friedr.): 74. 106. 359.
Reichardt (Joh. Friedr.): 50. 80. 145—147. 208—217. 219—229. 251. 421.
Reinhard (Karl v.): 295.
Reinhold (Karl Leonh.): 381.
Richter (Jean Paul Friedr.): 41. 424—428.
Rüdiger (Joh. Christoph): 179.
Salzmann (Christian Gotthilf): 148.
Schelling (Friedr. Wilh. Joseph): 181. 182.

Schiller: 138. 249. 260. 406.
Schink (Joh. Friedr.): 272. 391.
Schlegel (Joh. Elias): 315. 341.
Schlegel (Aug. Wilh. v.): 342.
Schlegel (Friedr. v.): 302. 305. 308. 310. 320—331. 342. 391. 392.
Schlichtegroll (Ad. Heinr. Friedr.): 44. 77.
Schloffer (Joh. Georg): 63. 485. 486. 600.
Schmid (Chriſtian Erhard): 383.
Schmidt (Friedr. Wilh. Aug.): 246.
Schneider (Eulogius): 337.
Schröder (Friedr. Ludw.): 404. 406.
Schütz (Chriſt. Gottfr.): 82.
Seebach (Charlotte v.): 630 (?).
Spalding (Joh. Joachim): 293.
Spinoza (Baruch Benedict): 376.
Stahl (Georg Ernſt): 170.
Stilling: ſ. Jung.
Stolberg (Chriſtian, Graf zu): 23. 72. 125. 357.
Stolberg (Friedr. Leopold, Graf zu): 16. 26. 52. 72. 116—118. 125. 278. 279. 357. 485. 486.
Sulzer (Joh. Georg): 88. 352.
Thümmel (Aug. Moritz): 154 (?).
Voß (Joh. Heinr.): 75. 120. 121. 129. 130. 248.
Vulpius (Erneſtine): 633.
Weiße (Chriſt. Fel.): 45. 46. 314. 339.
Wieland (C. M.): 40. 76. 183. 259. 280—284. 360—362. 390. 446.
Wieland (Ernſt Karl): 267.
Wolf (Friedr. Aug.): 264.
Wolfskeel (Henriette v.): 623.
Wolke (Chriſtian Heinr.): 287.
Woltmann (Karl Ludw. v.): 157.
Wünſch (Chriſtian Ernſt): 175.
Würz (Heinr.): 267.